ALFRED SCHULER

FRAGMENTE UND VORTRÄGE

AUS DEM NACHLASS

MIT EINFÜHRUNG VON

LUDWIG KLAGES

1 9 4 0

VERLAG JOHANN AMBROSIUS BARTH / LEIPZIG

VORWORT

Die Arbeit, der sich der Herausgeber zwecks Auslese und umfassender Erläuterung der vielleicht merkwürdigsten aller schriftlichen Hinterlassenschaften unterzogen hat, war nach fast zwanzigjährigem Gedankenaustausch mit dem außerordentlichsten Zeitgenossen, der seinen Lebensweg querte, nicht nur Freundespflicht, sondern stellt zugleich die Einlösung der *Verpflichtung* dar, die ihm dessen Testament auferlegt hatte. „Ich wünsche", heißt es darin, „daß Dr. Ludwig Klages, als am tiefsten in meine Welt eingeweiht, mit der . . Herausgabearbeit betraut wird." Gemäß einem Beschluß der drei von Schuler bestellten Nachlaßverwalter (Frau Elsa Bruckmann, Prof. Freytag und der Herausgeber) vom 6. November 1923 wurden für die Veröffentlichung in Aussicht genommen: „A. Die kompletten von Schuler selbst zusammengestellten ‚Fragmente'. B. Die von Schuler selbst schriftlich skizzierten und die von ihm ausgearbeiteten Stücke der Vorträge ‚Vom Wesen der ewigen Stadt' in der letzten, siebenteiligen Fassung. Beides mit einer eingehenden Einführung und einem Kommentar von Dr. Ludwig Klages." — Da der Herausgeber lange Jahre hindurch von vordringlichen Notwendigkeiten in Anspruch genommen war, haben die Nachlaßverwalter 1930 von den ausgesprochen *dichterischen* Fragmenten unter der Aufschrift „Dichtungen" einen künstlerisch ausgestatteten Privatdruck in 500 Exemplaren veranstaltet. — Ist seither nun auch ein weiteres Jahrzehnt dahingegangen, was verschlägt es bei einer Sammlung von Aufzeichnungen, die in seiner letztwilligen Verfügung Schuler ausdrücklich einer „*späten* Nachwelt" anheimgibt!

Juni 1940. *Der Herausgeber*

INHALT

EINFÜHRUNG DES HERAUSGEBERS

— I —

„Reden bei meinem Leichenbegängnis untersage ich. Man ehre das Rätsel meines Lebens im Tod durch Schweigen." — Mit diesen Worten, die den Anhang von Schulers Testament beschließen, hat uns, der sie im Angesicht des Todes niederschrieb, zu erkennen gegeben, daß sein Leben nicht nur Geheimnisse, sondern außerdem ein Rätsel barg. Indem er aber das Rätsel unter den Schutz jenes mystischen Schweigens stellt, von dem wir in seinen „Vorträgen" hören werden, hat er uns den Weg gewiesen, wie seine Hinterlassenschaft aufzunehmen sei: als Ausdruck nicht etwa seiner Persönlichkeit, sondern außerpersönlicher Mächte, die dann und wann ihn befähigten, sie mit Hilfe des Wortes teils in glühende Bilder zu bannen, teils in tiefsinnigen Gedanken zu offenbaren. Aus wenigen darauf bezüglichen Sätzen der 1922 erfolgten Erstausgabe meiner Schrift „Vom kosmogonischen Eros", die ihm selbst noch zur Prüfung und Billigung vorlag, möge man zum voraus entnehmen, *welche* Mächte das waren und inwiefern der Aufgabe, sie solchen kenntlich zu machen, denen nicht das Glück persönlichen Verkehrs mit ihrem Träger zuteil geworden, enge Grenzen gezogen sind. Ich nehme damit das *Ergebnis* der Einführung vorweg, deren Bestimmung ausschließlich darin liegt, *faßlicher* zu machen, was jener dicht gefügte Text mehr nur ahnen läßt als entschleiert.

Nachdem gesagt und mit ein paar Beispielen belegt worden ist, daß in Alfred Schuler dem Verfasser der „weitaus Wissendste um die Geheimnisse des Altertums" begegnet sei, heißt es: „Zur Ergänzung der am Schluß versuchten Einreihung Schulerscher Mysterienforschung in die bisherige Altertumskunde werde sogleich noch derjenige Umstand erwähnt, der jedes

Unternehmen dieser Art unvermeidlich zum bloßen Notbehelf stempelt. Das eben so genannte Wissen nämlich (das Wort im Vollsinn einer „Gnosis“ verstanden), dem Metaphysiker kostbarster Stoff zum Gedankenbauwerk, hat hier nicht denselben Wert für dessen Bildner und Finder! In Schuler trat uns die unter Zeitgenossen wahrscheinlich beispiellose, aber selbst in der „Weltgeschichte“ sicherlich äußerst seltene Erscheinung entgegen einer ganz unbezweifelbaren Wiederkehr *vormals schon gelebter* Lebensschauer oder, um deutlicher symbolisch zu reden, der Neueinkörperung von unerloschenen Funken ferner Vergangenheiten: welchem zufolge sein Träger sich niemals in Werken hätte vollenden können, sondern nur durch Umschmelzung dieser ganzen verdorrenden Gegenwart in einem zurückbeschworenen Ehemals. Und nur, weil sich außerdem noch begab, wofür wenigstens uns kein Vergleichsfall bekannt ist, daß der in solchem Sinne Nochmalsgeborene zugleich sich dessen durchdringend *bewußt* zu werden die Kraft erhielt, ward er Entzifferer des verborgensten Sinnes mehr als einer Rune der Vorzeit und gab so verschwenderisch als wahllos dem mündlichen Wort anheim, was *ihm* freilich nur bedeuten konnte ein beinahe selbstverständliches Nebenher wieder*gelebter* Ahnenschaft. — Dessenungeachtet können wir diesen Hinweis nicht ohne den Ausdruck der Hoffnung beschließen, Alfred Schuler möge, was er bisher verschmähte, für die einzigartigen Entdeckungen so langer Innenschau doch am Ende eine Darstellungsweise finden, welche sie denen zum Weitersinnen eröffne, die es *verdienen und dürfen.* —“

Die im letzten Satz ausgesprochene Hoffnung blieb, wenn auch zum größeren Teil, so doch nicht völlig unerfüllt. Bevor das jedoch aufgrund der Hinterlassenschaft näher erläutert werden kann, muß einiges aus dem *Leben* Schulers geboten werden, einmal weil zufolge dem eben Vernommenen seine *Gestalt* von seinem Wissen durchaus nicht zu trennen ist, sodann, um wenigstens vermutbar zu machen, welche *Wirkungen* von ihr auf den nicht geringen Kreis derjenigen Zeitgenossen ausgegangen sind, die seinen Lebensweg kreuzten; Wirkungen, von denen die seelisch-geistige Atmosphäre bis in unsre Tage hinein gewandelt wurde, ohne daß der Entstehungsherd bekannt geworden wäre. War es doch beispielsweise Schuler, der schon um 1895 im Hakenkreuz — von ihm mit dem indischen Namen Swastika benannt — das mittelpünktliche Symbol der vorgeschichtlichen Menschheit entdeckt zu haben glaubte und bis zuletzt an den Aufschlüssen festhielt, die ihm darüber durch Schulung dessen, was er „innere Wahrnehmung“ nannte, zu eigen wurden!

— II —

Die Mannigfaltigkeit *äußerer* Ereignisse und Wendepunkte im Leben vornehmlich *wirkender* Menschen, der Staatsmänner, Eroberer, Feldherren, Diplomaten, Großunternehmer, Entdeckungsreisenden, Abenteurer, pflegt — wenigstens in den letzten Jahrhunderten — in umgekehrtem Verhältnis zu stehen zur Mannigfaltigkeit *innerer* Ereignisse, wie sie den vornehmlich *schauenden* Menschen, den Dichter, Bildner, Tonkünstler, Mystiker, Denker, Forscher, Erfinder, zu kennzeichnen pflegt. *Sein* Leben wiederum, nur von außen betrachtet, wird dem Flachblick oft still und unergiebig erscheinen. Gewiß, auch unter Schauenden und Schaffenden gibt es weitausgreifende Lebensläufe wie etwa Arndts, reichhaltige wie Goethes, stürmische wie Byrons, zerrissen anmutende wie Hölderlins, Kleists, Lenaus; nicht davon zu reden, daß ihrer viele und darunter manche der Besten zeitlebens zu kämpfen hatten mit Existenzsorgen, mit der Stumpfheit der Zeitgenossen und nicht zuletzt mit dem Neide ruhmgieriger Nichtskönner, denen, wie bekannt, noch niemals ein Mittel zu niederträchtig war, um das Meisterwerk vergessen zu machen und seinen Schöpfer zu unterdrücken oder durch Vergiftung seines Rufes zu schänden. Allein, was *wüßten* wir von den Bach, Mozart, Jean Paul, Eichendorff, Schubert, Stifter, Gogol, Menzel, Bachofen, Keller, Böcklin, Nietzsche, wollte man uns *nur* ihre äußeren Lebensgeschichten erzählen! Diese würden als dürftig verblassen neben denen der Richelieu, Friedrich, Talleyrand, Napoleon, Bismarck und selbst noch der Casanova, Trenck, Cagliostro. Nicht vergänglicher Lärm der Ereignisse und nicht einmal deren echte und fortzeugende Großartigkeit geben den Maßstab für die Lebensfülle des Schauenden. Seine Tage können in eng begrenzter Zurückgezogenheit dahinfließen, ungeachtet sein seelischer Pulsschlag deshalb nicht weniger stark sein muß als eines Vollbringers weltgeschichtlicher Taten.

Die äußeren Daten von Schulers Leben sind mit wenigen Sätzen ausgesprochen. Geboren am 22. November 1865 zu Mainz als Sohn des Oberlandesgerichtsrats Alfred Schuler, dessen Vorfahrenschaft, wie es heißt, ins Zillertal hinaufführt, und seiner Frau Katharina (geb. Ries), beide katholischer Konfession, verbrachte er nach früh erfolgter Umsiedlung der Eltern seine Knabenjahre in Zweibrücken. Nach Erledigung der Vorschule trat er 1876 ins Gymnasium ein. 1886 starb sein von ihm hoch verehrter Vater, ein Jahr, bevor der Sohn, der in den Schulbetrieb nur mühsam sich hineingefunden hatte, das Reifezeugnis erlangte. 1887 zog er mit seiner

Mutter nach München, wo er die einmal gewählte Wohnung an der Luisenstraße bis zum Lebensende beibehielt, immatrikulierte sich an der dortigen Universität und belegte zunächst juristische, dann geschichtliche, kunstgeschichtliche und archäologische Vorlesungen, ohne indes sein Studium zum Abschluß zu bringen. — 1893 lernte ich ihn kennen. Er hatte bis dahin die Stadt seiner Wahl, die ihm zur zweiten Heimat geworden war, nur anläßlich größerer Fußwanderungen oder auch kurzer Reisen ins Bayerland (Augsburg, Regensburg, Passau, Wasserburg am Inn, Landsberg am Lech, Alt-Oetting, Freising) verlassen. Der Herbst des folgenden Jahres aber sah ihn mehrere Wochen in Rom. Es dürfte um 1895 gewesen sein, daß ich ihn auf seinen Wunsch mit einer Gruppe merkwürdiger und teilweise bedeutender Männer bekannt machte, wovon in anderm Zusammenhange die Rede sein wird. — 1912 starb hochbetagt seine Mutter, womit die Pension dahinfiel, von der bis dahin beide in bescheidenster Weise gelebt hatten. Inzwischen jedoch hatte sich der Kreis seiner Freunde und Bekannten außerordentlich erweitert. Erste Unterstützung wurde ihm 1913 durch Professor Freytag zuteil, der — seinerseits in tiefe Trauer versetzt durch den Verlust seiner Gattin — ihn gleichsam als Leidensgenossen zu sich lud, ihm der Form halber die Katalogisierung der großen Bücherei seines Vaters (Gustav Freytag) übertrug und seine rund zwei Jahre währende Hilfsbereitschaft durch die einzigartigen Unterhaltungen mit dem außerordentlichen Manne aufs schönste belohnt sah. Inwiefern es schließlich die Not war, die während des Krieges Schuler zur Ausarbeitung einer Vortragsreihe und *uns* zu einem wesentlichen Stück seines Nachlasses verholfen hat, soll unten erzählt werden. Hier sei nur noch verzeichnet, daß Schuler etwa ab 1917 infolge vielseitiger Einladungen seiner Verehrer wiederholt sich zu größeren Reisen entschloß und bei der Gelegenheit unter anderem Dresden, Berlin, Hamburg, Bremen, Wustrow in Mecklenburg, Danzig sowie das westpreußische Gut Lubochin kennenlernte. Den Beschluß bildete ein Jahr vor seinem Tode eine Wanderung durch die Wachau von Linz bis Wien, an der ich selbst noch teilzunehmen das Glück hatte. 1923 starb Schuler an den Folgen einer schweren Darmoperation.

Wohl gibt es schöpferische Ingenien von noch datenärmerem Lebenslauf. Nehmen wir aber hinzu, daß Schuler so gut wie nichts veröffentlicht hat, daß er, schwanger von unabsehlichen Entwürfen, nur „Fragmente" notierte (abgerechnet jugendliche Verse der Schulzeit) und mindestens bis 1900 die Aufforderung der Freunde, den zuvor nie vernommenen Offenbarungen, die er bei fast jedem Gespräch gleichsam verschleuderte, im geschriebenen Wort bleibende Gestalt zu verleihen, mit beinah cäsarischer Geste und der Bemerkung, dazu lasse er sich nicht her, abzulehnen pflegte, so möchte es wenig glaubhaft erscheinen, daß er lange Jahre hindurch von Brandungen eines Erlebens umstürmt war, welches auf Schritt und Tritt finstere und lichte Geheimnisse aus ältesten Tagen der Menschheit emporwühlte und den zu unablässiger Empfängnis Vorbestimmten zu erdrücken drohte. Fragen wie diese tun sich hervor (und wurden tatsächlich aufgeworfen): ob die eben verlautbarte Auffassung nicht auf Täuschung der Freunde beruhe durch die gewissermaßen zufällige Redegewandtheit eines Sonderlings und, selbst *wenn* sie zurecht bestehe, ob solche Haltung schöpferisch genannt werden dürfe. Wäre das aber zu verneinen, so wünscht man zu erfahren, welchem *Typus* die so geartete Erscheinung zugehöre, da man doch schwerlich behaupten wolle, die gesamte Geistesgeschichte biete schlechterdings nichts Ähnliches dar. War es die Erscheinung des Weisen oder des Mystikers oder des Sehers (im Sinne des Alterums) oder des Priesters oder gar des Religionsstifters, deren größte ja ebenfalls mündlich wirkten und das Mittel der Aufzeichnung verschmähten? Nun, wer den kargen Nachlaß nicht nur liest, sondern wieder und wieder jeder Zeile sich hingibt, kraft Bereitschaft der Seele auch vor Unverständlichem nicht zurückscheuend, wird des Schöpferischen darin einen solchen Reichtum finden, daß ihn die Frage nach dem Typus des Erzeugers nicht weiter beunruhigt. Ehe sie gleichwohl der Beantwortung zugeführt werde, sei der, ob noch so unvollkommene, Versuch gewagt, Schulers Gestalt zu zeichnen, anhand teils seiner eigenen Worte, teils miterlebter Begebenheiten.

— III —

Von der *vor* unsrer Weggenossenschaft abgelaufenen Zeit liegen zunächst für die Schuljahre 1880—1883 einige Tagebuchblätter vor, aus denen uns die sanften Züge einer liebeempfänglichen und ungemein zartfühlenden Knabenseele entgegentreten; was durch ein gleichzeitiges Lichtbild ergreifend bestätigt wird. Wie nicht selten im Leben musischer Menschen stehen die Verse an Reife und Vollkommenheit über den vorwiegend kurzen, gelegentlich aber auch weiter ausholenden Berichten in Prosa, die von unerschlossener Kindlichkeit zeugen. Eines aber ist beiden gemeinsam: die intensive Neigung zum Altertum, da und dort schon mit dem Gefühl verschwistert, in der Gegenwart ein Fremdling zu sein. Gedichtüberschriften

wie: Erato — An Eros — Die Bacchusfahrt — Ad Sodales — Auf ein Merkurbild, mit dem Zusatz: das in die Ruinen der Burg Sickingen gemauert — Das Kolumbarium, mit dem Zusatz: an Ort und Stelle gedichtet — Ad vicum pulchrum; dazu die in die Gedichte reichlich eingestreuten Namen von Göttern und Halbgöttern wie Pluto, Hades, Phöbus, Charon, Bromius, Lyaeus, Kythere, Dionysos, Ganymed usw., endlich der Umstand, daß grade die in antiken Maßen, zumal in sapphischer Strophe, verfaßten Erzeugnisse echt dichterische Formung aufweisen, lassen die mehr als gewöhnliche Herzensbeteiligung des Knaben am „klassischen" Teil des Unterrichts erkennen. Vollends die beiden Zusätze verraten uns noch etwas andres: daß nämlich der mit Überbleibseln der Römerzeit gedüngte Boden der Rheinpfalz das Schulwissen verlebendigt hatte durch gegenwärtige Anschauungsbilder.

Hier kommen uns die Aufzeichnungen zu Hilfe. Der Vierzehnjährige hat eine Leidenschaft für alte Münzen, die aufzusuchen und zu erwerben er keine Mühe scheut. „Nach der Messe ging ich mit B. spazieren. Wir sprachen von Münzen . . und beschlossen, an einem schönen Tag in die Umgebung zu gehen und in den Dörfern nach Münzen zu fragen." Er notiert sorgfältig, was ihm zu Weihnachten beschert wurde, und vermerkt an fünfter und letzter Stelle „Rotstift, Farbe, Wischgummi und alte Münzen". Auf einem Friedhof, heißt es anderswo, „stoßen die Totengräber auf Fundamente und Pflaster, wobei auch eine schöne Bronzemünze der Lucilla gefunden wurde, die sich in meiner Sammlung befindet". Allein diese Passion, die ihn bis zum Ende begleitet hat, ist durchaus eine Seite seiner erblich bedingten Liebe zu Altertümern überhaupt, begonnen von Münzen, Gemmen und Kleinkunstwerken über Statuen und Säulentrümmer bis zu den Tempeln, Basiliken, Aquädukten, allem voran *Roms*, mit wachsenden Jahren aber mehr und mehr auch des Mittelalters.

Der Bleientwurf eines Briefes an Ibsen aus dem Jahre 1889 beginnt mit den Worten: „In der Rheinpfalz als Sohn eines Oberlandesgerichtsrates erzogen, bildete den Brennpunkt meiner jugendlichen Phantasie das römische Altertum, für das mich weit weniger das öde Gymnasialstudium begeisterte als die mit Resten der Trierer Kaiserperiode überfüllten Gegenden meiner Heimat. Jenen Tagen entsprang der Gedanke und mit ihm Entwürfe, diese Zeiten womöglich schöpferisch zu gestalten." Folgende Sätze aus einer mehrseitigen Schilderung des Siebzehnjährigen bestätigen das eben Vernommene und lassen uns die Kraftströme vermuten, mit denen der Nachglanz Roms das Gemüt des Jünglings gefangennahm: „Während sich

nun in immer regelmäßiger Einförmigkeit eine Schulwoche nach der andern abwickelte, wendete ich mich in den Mußestunden jener fernen schönen Zeit zu, da die Römer unsre Gaue bewohnten, und begann an der Hand meines Vaters das Studium der Archäologie. Vor allem war es . . die Baustelle der Römerkolonie des nahen Ixheim, die meine Aufmerksamkeit erregte. Da liegen heute noch am ganzen Hang des Berges verstreut: Trümmer von Randziegeln, Hohlziegeln, Estrichtrümmer und Stücke von farbigem Wandbestrich, untrügliche Zeichen römischer Bauten . . Ein zweites Feld meiner archäologischen Tätigkeit ist Schwarzenacker im Bliestal. Dort auf der linken Seite der Blies rings auf den Feldern um den sogenannten Edelhof hob sich eine große römische Ansiedlung . . Noch nie ist die hohe Bedeutung des Ortes recht gewürdigt worden, nie wurden umfangreiche Ausgrabungen vorgenommen, und doch ist es die interessanteste Römersiedlung der Pfalz . . . Wenn ich in den Trümmern von Schwarzenacker verweilte und rings um mich frisch ausgeworfener Schutt der eingesunkenen Römervillen lag, da belebte sich plötzlich meine öde Umgebung. Aus den halb verbrannten umherliegenden Menschenknochen, die an eine furchtbare Katastrophe erinnerten, stiegen die Geister der Vorzeit. Aufs neue wölbten sich die längst verschwundenen Hallen, aufs neue sprudelte Wasser durch die säulenumrahmten Höfe und die Bäder, und jubelnde Bacchantinnen umtanzten die zechenden Gäste . . . Vor mir lag das weite Römerreich mit seinen Hauptstädten, durchdrungen von griechischer Kultur . . Den Stadtplan von Rom hatte ich aufs genaueste studiert: kein Tempel, keine Säule entging mir. Manches habe ich in Farbe übertragen: den Porticus Octaviae habe ich in einem Aquarellbilde meinem Vater zu Weihnachten gegeben. Das Forum hatte ich schon früher aufgenommen. Das Amphitheatrum Flavium gedenke ich das nächste Jahr zu vollenden . . ." Und indem sich ihm solcherart immer reicher, immer andringender Bilder der Vergangenheit entrollen, spricht er unvermittelt in Versen:

„Dort, wo am sonnigen Hang die Römervillen geprangет,
Ehe der eisige Nord fühllos die Blüte zerknickt —
Estrichtrümmer im Felde zerstreut und geränderte Ziegeln
Zeigen, wo lieblich und stolz dorische Säulen geragt —.
Über die Stelle, wo einst in luftiger Hall' beim Gelage
Fröhlich das Euhoe scholl, furchet der ärmliche Pflug —.
Goldene Zeit, wo athenische Kunst, wo hellenische Bildung
Edlere Völker beglückt — nimmer erstehest du neu —
Nimmer . . ."

Auch im späteren Leben hat Schuler seine römischen Träume wiederholt in wundervollen Tuschbildern festzuhalten gesucht und sogar eine Zeitlang erwogen, ob es nicht seine Bestimmung sei, die Impulse der Seele im Bereich der Malerei zu verwirklichen. Seine unter anderem überaus malerische Schrift, für die man die abgebildeten Proben vergleiche, war keineswegs Kunstschrift, sondern die jedem Brief von ihm, jeder Postkarte, jeder kürzesten Mitteilung eigentümliche *Hand*schrift, die, wenn auch erworben, bei sehr geringer Entwicklung etwas schlechthin Einzigartiges gibt, dem der Schriftgeschichtskundige Elemente der Antiqua, der Unziale, der Fraktur entnehmen mag, ohne doch das Gesamtbild auflösen zu können in historische Formen. Allein eben diese Handschrift, die uns später noch andre Einsichten schenken wird, läßt keinen Zweifel daran, daß alles, was uns von ihrem Urheber die jugendlichen Aufzeichnungen zu sagen vermochten, zu dessen Wesen sich nicht anders verhält wie zu den Blütendolden der Pflanze ihre ersten aus dem Erdreich brechenden Keimblätter. Persönliche Zierschriften gibt es seit der Wiedererneuerung der Schreibe*kunst* um die neunziger Jahre (zumal durch den unvergeßlichen Rudolf von Larisch) in Fülle; wer aber wüßte deren irgendeine, die sich entfernt der Handschrift Schulers vergleichen ließe, und wer fühlt nicht heraus, daß mit ihr in die Gegenwart etwas längst Verflossenes einbricht, nicht 18. Jahrhundert, nicht Renaissance, nicht Mittelalter, sondern eine, was immer sie sonst sei, *purpurne* Vergangenheit! Eben die nun erfüllte ihn, umgab seine Erscheinung und strömte von ihr aus, jeden Aufnahmewilligen mitumfangend.

Sicherlich, keine noch so tiefen Jugendeindrücke hätten *das* Wesen formen oder auch nur mitformen können, das aus Schulers Schriftzügen spricht, und kein Tagebuchblatt des Knaben und Jünglings zeigt das Entscheidende an, welchem zufolge Überbleibsel des Altertums nur deshalb ihm schmerzende Sehnsucht weckten, weil sie *das* Altertum aufrührten, das er — ihm damals noch unbewußt — *im eigenen Blute trug*. Aus den Berichten darüber, die erst der Herangereifte zu geben vermochte, greife ich den heraus, der wie kein andrer geeignet ist, uns den Quellgründen seiner Seele näher zu bringen.

Er hatte mehrmals Ausgrabungen beigewohnt und dabei die Wahrnehmung gemacht, daß von den Trümmern, wann sie eben dem Boden entrissen waren, ein sinnlich spürbarer Hauch ausging, zumal ein unbeschreiblicher Duft, der sich alsbald verflüchtigte und mit ihm, so wollte es scheinen, die bis dahin von der Scholle bewahrte Seele. Dieses Fluidum versetzte ihn

in eine Art Rauschzustand, dem günstigenfalls *Visionen* entblühten aus den versunkenen Lebenstagen jener Marmorstücke und Scherben. Man muß ihn persönlich gekannt haben, um mit Bestimmtheit zu wissen, daß hier nicht von „Einbildungen" eines überspannten Gemütes die Rede ist. Er war alles andre, nur kein Phantast! Ausgerüstet mit erstaunlicher Anschauungskraft, kaum je versagendem Bildergedächtnis und einem Hellblick, der ihm nicht nur die „Zeichen der Zeit", sondern im Nu auch fremde Charaktere bis in verborgene Schlupfwinkel und Falten erschloß, meist buchstäblich auf den ersten Blick und nicht selten beim bloßen Hören der Stimme, gab er sich über das Sachliche seiner Umwelt keinen Illusionen hin und war nie in Gefahr, Schwingungen der Seele mit Gegenständen der Wahrnehmung zu verwechseln. Wenn er gleichwohl über einige Persönlichkeiten, die seinen Lebensweg querten, vorübergehend sich getäuscht hat, so deshalb, weil er für ihre Tücken und Hinterlisten die Augen verschloß um der *Geheimnisreste* willen, nach denen zu fahnden er immer und überall sich gedrungen fühlte. Kurz, wir haben seinem Bericht dasselbe Vertrauen entgegenzubringen wie dem des strengen Naturforschers.

Um jedoch dem Leser zu Hilfe zu kommen, dem aus eigener Erfahrung jeder Vergleichsfall fehlt, sei hingewiesen auf zwei entfernt verwandte Vorkommnisse, von denen wenigstens das erste in späteren Jahren Schuler zur Kenntnis gelangte, ohne ihm übrigens größere Teilnahme abzugewinnen. — Von sogenannten Okkultisten wird seit Jahrzehnten eine niemals hinreichend nachgeprüfte und somit zweifelhafte Erscheinung erörtert, für die man den ebenso wunderlichen wie unangemessenen Namen der „Psychometrie" erfunden hat. Gewisse Medien sollen die Fähigkeit haben, im künstlichen Traumschlaf Ereignisse der Vergangenheit, etwa, um ein Beispiel zu wählen, Gewänder, Tätigkeit, Artung von Arbeitern zu beschreiben, die an einem Tempel aus der Zeit ungefähr des Perikles bauen, wenn ihrer Stirn ein sorgfältig in Watte verborgenes Steinchen aufgelegt wird, das von der Akropolis stammt. Wichtiger als die Frage, ob jemals dergleichen stattgefunden habe, wäre die nach der Entstehung des Glaubens daran, da denn freilich garkein Erlebnis vorliegen muß, indem schon der verbreitete Wunschgedanke zeitlichen Fernsehens zur Erklärung genügen könnte.

Dagegen wird es schwer, auf bloß einen geistvollen Einfall die Erzählung zurückzuführen, die in seinem Buch Imaginary portraits (deutsch im Insel-Verlag 1901) der englische Schriftsteller Walter Pater (1839—1894) unter der Aufschrift „Denys L'Auxerrois" veröffentlicht hat. Die auf einer alten Legende beruhende Geschichte spielt in der französischen Winzerstadt

Auxerre an der Yonne, wo im 13. Jahrhundert, grade während eine Schar begabter Steinmetzen ihrer Kunst neuartige Wirkungen abzugewinnen bemüht ist, „ein schönbehauener griechischer Steinsarg, der bei einem späteren römischen Begräbnisse Dienste hatte leisten müssen, von den Maurern ausgegraben" wird und durch die vollendete Anmut der Ausführung die Künstler in Entzückung versetzt. Indes: „In dem Sarge lag ein Gegenstand, der zwischen der Asche des Toten eine Frische und glänzende Helligkeit zeigte: eine Flasche aus lebhaft grünem Glas, gleich einem großen Smaragd. Es hätte das wundersame Gefäß des Grals sein können. Aber es schien keine unaussprechliche Reinheit, sondern vielmehr die verführerische . . Glut des alten Heidentums selbst zurückzubringen. Inwendig überkrustet und, wie einige überzeugt waren, immer noch nach dem lohbraunen Bodensatze des römischen Weines duftend . . wurde die Flasche zum Gebrauche bei dem Abendessen beiseite gestellt, das in Kürze veranstaltet werden sollte, um die Vollendung der Maurerarbeiten zu feiern. Unter vielen Gesprächen über das große goldene Zeitalter . . wurde schwerer alter Auxerrerwein in kleinen, aus der kostbaren Flasche gefüllten Gläsern geschlürft . . . Und, ob nun das Öffnen des begraben gewesenen Gefäßes irgendetwas damit zu tun hatte oder nicht, von diesem Tage an schien tatsächlich eine Weile lang eine Art goldenen Zeitalters zu herrschen, und die mit Jubel begrüßte Vollendung der großen Kirche fiel zusammen mit einer Folge hervorragender Weinjahre." Allein, ob auch Pater es nur erraten läßt, so erleidet es keinen Zweifel, daß er aus der Nachwirkung des Zauberweines hervorgehen sieht die alsbald sich entwickelnden furchtbaren Begebenheiten, die — motiviert freilich durch mittelalterlichen Aberglauben — in der Verwirklichung der tragischen Mythe vom Dionysos Zagreus gipfeln, indem ein wunderschöner, „dem alten Weingott gleichender", nach anfänglichen Wundern, die von ihm ausgehen, jedoch verwilderter Jüngling anläßlich eines nächtlichen Festzuges von der Menge in Stücke gerissen wird.

Die Ähnlichkeit des hier Berichteten mit dem oben besprochenen Erlebnis Schulers wächst, wenn wir beachten, daß auch er jenes erregende Fluidum, von ihm die „biotische Schicht" genannt, zwar als mitabhängig dachte vom kultlichen Gehalt der Relikte, außerdem aber als entstanden durch einen unerforschten und vielleicht unerforschlichen chemischen Vorgang oder in seiner Redeweise eine „Gährung" während des jahrhundertelangen Lagerns im Boden, und deshalb zur Verdeutlichung der geheimnisvollen Paarung von Substanz, Gehalt und Alter gern die recht eigentlich unterirdischen Verse aus dem II. Faust herbeizog, mit denen Goethe —

nicht zufällig durch den Mund Mephistos — von den „besitzlos harrenden" Schätzen der Tiefe kündet:

In welchen Klüften, welchen Gängen
Muß sich der Schatzbewußte drängen
Zur Nachbarschaft der Unterwelt!
In weiten, allverwahrten Kellern
Von goldnen Humpen, Schüsseln, Tellern
Sieht er sich Reihen aufgestellt;
Pokale stehen aus Rubinen,
Und will er deren sich bedienen,
Daneben liegt uraltes Naß.
Doch — werdet ihr dem Kundigen glauben —
Verfault ist längst das Holz der Dauben,
Der Weinstein schuf dem Wein ein Faß.
Essenzen solcher edlen Weine,
Gold und Juwelen nicht alleine,
Umhüllen sich mit Nacht und Graus.
Der Weise forscht hier unverdrossen;
Am Tag erkennen, das sind Possen;
Im Finstern sind Mysterien zu Haus.

Fassen wir zusammen: im Sinne Schulers ist die biotische Schicht etwas ebenso Wirkliches und sinnlich Greifbares wie der vom Alter verkrustete Falerner im Marmorsarge der Erzählung Paters oder wie der Weinstein, der in Goethes Faust dem Weine das Faß schuf; und wiederum ebenso, wie in Goethes Versen die „Essenzen solcher edlen Weine" sich mit Nacht umhüllen, verflüchtigt sich nach Schulers Erfahrung die biotische Schicht im Schein des Tages und im Zuge der Luft; und endlich, wenn das „im Finstern" Waltende Mysterien sein sollen, so ist damit angedeutet, was Schuler auszusprechen nicht müde wurde: die Erforderlichkeit der seelischen Empfängnisbereitschaft für grade diese Essenzen. Setzt man mit uns voraus, die biotische Schicht sei vorhanden oder könne es sein, so wird sie bei günstiger Gelegenheit jedem sich anzeigen, der guten Willens ist, sie festzustellen, dagegen augenblicksweise in Vergangenheitsfernen nur den entrücken, der ein seeleverwandtes Altertum — wir wiederholen es — im Blute trägt.

Ist aber das der Fall, so sind es freilich nur äußerste Steigerungen des Schauens, die hervorzurufen es der biotischen Schicht bedarf, während ein, wenn nicht visionäres, so immerhin das gewöhnliche Wahrnehmen weit

hinter sich lassendes Schauen von allen blutsverwandten Altertümern angeregt wird. Alte Kirchen, alte Klöster, alte Häuser, ferner, wie sich versteht, sämtliche Hinterlassenschaften der Antike, mochten sie noch an Ort und Stelle oder in Museen zu finden sein, bildeten lebenslänglich das Ziel solcher Wanderungen Schulers, die nicht durch Zwecke des Alltags bestimmt wurden. Wer je ihn dabei begleiten durfte, dem wurden Überraschungen zuteil, die schwerlich ihresgleichen haben. Selbst nach längerem Verkehr mit ihm war es unmöglich, vorauszuwissen, *was* ihn berühren würde. Hatte an ihm noch fremdem Orte der vorsorgende Freund eine prächtige Barockkirche oder einen gotischen Dom zur Besichtigung ausgewählt, so *konnte* es geschehen, daß er das alles „belanglos" fand und die mehr oder minder berühmten Bauwerke alsbald fast gelangweilt verließ; und wiederum konnte es geschehen, daß er in einer Dorfkirche, gefesselt vom halb verwischten Wappen einer Grabstätte, plötzlich alles um sich her vergaß und, zwar bezogen auf die Begleiter, imgrunde doch für sich selbst eine von schier unbegreiflichen Kenntnissen zeugende Schilderung begann der Entstehungszeit dieser und ähnlicher Wappenformen, der darinliegenden Symbolik, ihres Verbreitungsgebietes, alles bis in letzte Einzelheiten. Zwecks genauester Betrachtung pflegte er dabei zu knien, die Hände auf die Steinplatten aufgestützt, und, hatten zuvor sich an ihm Spuren von Ermüdung gezeigt, so erhob er sich jetzt mit dem Ausdruck der Frische, ja innerer Glut und war sofort zu weiteren Entdeckungsfahrten bereit, wenn die Begleiter eine Ruhepause im Wirtshausgarten mit stärkendem Trank vorzogen.

Besser als diese nur allgemeine Bemerkung mögen es uns zwei Beispiele sagen, was gemeint war mit den Worten, er habe bei solchen Gelegenheiten „alles um sich her vergessen". — War aus geeignetem Anlaß sein mündlicher Darstellungsdrang erst einmal geweckt, so konnte seine Rede stundenlang fortgleiten, indem immer neue Reminiszenzen emportauchten, immer weitere Sichten sich auftaten, immer reichere Bilder versunkener Zeiten sich entfalteten, bis auch die Hörer ihrer Umwelt vergaßen. Wahrscheinlich aus dem unwillkürlichen Bedürfnis heraus, sie in die fast von ihm allein bestrittene Unterhaltung zu ziehen, eröffnete er dann, ihrer einem sich zuwendend, die Mitteilung eines sicher von niemandem vor ihm gedachten Gedankens gern mit der stehenden Wendung „Sie erachten doch auch, daß . .", worauf gewöhnlich Zustimmung des Befragten erfolgte, von seiner Seite aber mit hoher Befriedigung verlautbart wurde: „Herr X erachtet, daß . .". Als ich einmal in größerer Gesellschaft, wo er — wie

übrigens stets — zu allen sprach, solcherart befragt, meine Beistimmung gegeben hatte zur eben vernommenen Deutung einer sonderbaren Gewohnheit sei es Kaiser Othos oder Caracallas oder Hadrians, wagte ich den Scherz, seinem mit Nachdruck kundgegebenen „Herr Klages erachtet, daß . ." entgegenzuhalten: „Nicht ich erachte es, sondern Sie". Er stutzte wie jemand, der sich auf unverständliche Weise gestört fühlt, worauf ich bemerkte, daß von jener Gewohnheit und deren Deutung ich bis zur Stunde noch nie etwas gehört hätte. Er (sinnend): „Sie haben nie etwas davon gehört? Ja so . .". Nach kurzer Pause: „Aber nun, nachdem Sie es gehört haben . .?" Ich: „Kommt es auch mir wahrscheinlich vor". Er (strahlend und teilweise zu den Mitanwesenden): „Sehen Sie, es kommt Ihnen wahrscheinlich vor!" Kein Zweifel: er war vom Gehalt des Mitgeteilten in solchem Maße erfüllt, daß er darüber das Wissen einbüßte um seine ihm gänzlich gleichgültige geistige Urheberschaft. Und so verhielt es sich in ähnlichen Fällen: er als Person entschwand sich, so oft er zur Stimme vergessener Geheimnisse wurde. — Unser zweites Beispiel ist kräftiger.

Von Altertümern sprach zu Schulers Blutseele begreiflicherweise die Sänfte, die — in Japan, China, Ostindien noch heute gebräuchlich — geschätztes Beförderungsmittel der vornehmen Welt ja auch abendländischer Hochkulturen war, darunter der des kaiserlichen Rom, wo zumal Senatoren und Frauen von Rang sich ihrer bedienten. Das Münchner Nationalmuseum birgt eine Reihe prächtiger Sänften. An einem Nachmittage spärlichen Besuchs konnte Schuler im Sänftensaal sich nicht enthalten, die schweren Vorhänge eines der Tragsessel auseinanderzuschlagen, sich nicht enthalten, verstohlen hineinzuschlüpfen und die Vorhänge wieder zu schließen. Keineswegs etwa einschlafend, wohl aber im Wachtraum alsbald sich entrückt fühlend vielleicht ins 18. Jahrhundert, vielleicht ins Rom der Kaiserzeit, vergaß er Zeit und Ort und fand, als er in tiefer Dämmerung dieses Behältnis — ihm Symbol der Lebenszelle und Mikrokosmos — verließ, das Museum geschlossen. Es kostete nicht geringe Mühen, bis man ihn aus seiner Zufallsgefangenschaft befreite. — Wie sehr aber solche der heiteren Züge nicht ermangelnden Episoden zu den Gründen seiner Seele hinabzugeleiten vermögen, ermesse man, indem man aus dem Nachlaß unter „Neroniana" das „Mittagsauge des Periodonikes" vergleiche. —

Bei Schilderungen wie der oben erwähnten liegt es natürlich nahe zu fragen, wie weit die darin verwerteten Tatsachen und Ereignisse der Vergangenheit von Fall zu Fall zurecht bestanden. Wer bürgt dafür, könnte man einwenden, daß die Freunde nicht so und so oft farbigen und stim-

mungsvollen Phantasien des merkwürdigen Schilderers lauschten? Schuler müßte viele Jahre lang seinen Eckermann um sich gehabt haben, wenn es möglich sein sollte, das durchaus berechtigte Bedenken besser zu entkräften, als es durch den Umstand geschieht, daß die wissenschaftliche Durchprüfung der Vortragsreihe, die den zweiten Teil des Nachlasses füllt, zwar *auch* manches Unrichtige anzumerken hatte, ferner einige gewagte, in Fachkreisen jedoch nicht unbekannte Hypothesen, überwiegend dagegen Belegbares und zumal inbezug auf Einzelheiten, die, von mehreren profunden Gelehrten zunächst bezweifelt, mit Hilfe des Schrifttums der Antike schließlich dennoch beglaubigt werden konnten. Inzwischen soll uns wenigstens *eine* Kurzgeschichte erst den rechten Begriff davon geben, was es mit dem „Altertum im Blute“ auf sich hat.

Stieß Schuler mit seinen auslegenden Mitteilungen beispielsweise aus der römischen Kaiserzeit auf starken Zweifel oder entschiedenen Widerspruch, so waren ihm durchweg sofort umfangreiche und trotz mangelhafter Beherrschung des Lateinischen gern im Urtext gebotene Zitate aus Sueton, Cassius Dio, Plinius dem Jüngeren zur Hand, aus denen er irgendeinen wenig beachteten Zug mit großer Schlagfertigkeit zur Stützung seiner Befunde hervorholte. Demgegenüber erschienen die Gedanken und Eingebungen, die vom anschaulich Gegenwärtigen in ihm geweckt wurden, dem Hörer allemal zwingend im Lichte von allerdings unbegreiflichen Erinnerungen (Reminiszenzen) an ehemals Geschehenes. Auf die Frage eines ihm Nahestehenden, ob er all das, was er soeben aus der Vergangenheit vorgetragen angesichts eines Zierrats, einer Grabplatte oder weniger Farbstreifen eines kaum noch erkennbaren Ornamentes, irgendwo gelesen und gelernt habe oder es *immer schon* wisse, wiederholte er zögernd zunächst die Frage, wie, um sich ihrer vollen Bedeutung zu versichern, versank dann in tiefes Sinnen und meinte schließlich, er habe es wohl immer schon gewußt.. Diese ihm abgenötigte Aussage dürfte etwas von ihrer Unwahrscheinlichkeit verlieren, wenn wir uns jetzt der eben vorbedeuteten Begebenheit zuwenden.

Es war im Juni 1922 knapp ein Jahr vor seinem Tode auf der Reise durch die Wachau. Der längst schwerkranke Mann, der aber den tödlichen Grund seines Übels noch nicht kannte, ermüdete bei unsern langen Fußwanderungen durch Wald und Reben und sonnige Gefilde gegen seine Gewohnheit oft. Die aus ihrem baumumrauschten Gipfel trotzig aufragende Burgruine Aggstein, von der wir uns viel für ihn versprochen hatten, vermochte ihn nicht zu fesseln. Bäume und Vögel, Flußufer und Ruinen, meinte er,

gebe es vielerorts, nicht gleichermaßen mittelalterliche Klöster und Häuser. Das änderte sich mit einem Schlage in Krems, dessen heiterernste Altertümlichkeit ihn sogleich im oben beschriebenen Sinne verwandelte, die Falten in seinem Antlitz glättend und ihn mit einem wundersamen Schimmer plötzlicher Jugendlichkeit umkleidend. Während nunmehr wir andern — die Reisegesellschaft bestand dort aus fünf Herren — die Ermüdeten waren, die zu schlafen begehrten, schweifte er in der mondklaren Nacht durch Gassen und Winkel, war, als wir spät gegen neun uns zum Frühstück einfanden, bereits seit sechs Uhr abermals unterwegs gewesen, hatte sich (wie kaum gesagt werden muß, ohne Baedeker oder Grieben, Hilfsmittel, die er aufs äußerste verschmähte) die genaueste und lebendigste Kenntnis erworben von allen gebuchten und nicht gebuchten Merkwürdigkeiten der Stadt und trieb uns ungeduldig zum Aufbruch. Kein ortsansässiger Archäologe hätte uns kundiger führen können! Auf einem felsigen Hange des höher gelegenen Stadtteils verweilte er vor einer geräumigen Anlage, die ihm noch entgangen war (wie sich später herausstellte, der sog. Gozzoburg). Das breite, weit offene Tor zeigte einen gepflasterten Platz viereckiger Form und ziemlich beträchtlichen Umfangs, an drei Seiten von einstöckigen, gangartigen Wohnungen umgeben und rückwärts nach dem Hange zu abgeschlossen durch ein stattliches Gebäude von sehr altertümlichem Gepräge. Kaum hatte er nun, angezogen von den Spitzbögen, die sich dem Blick durch die niedrigen Fenster der Seitenbauten darboten, den Mittelhof betreten, als er — die Augen auf die rückwärtige linke Ecke des Platzes heftend — voll Eifer fragte, wo denn der Turm sei, und unser etwas ratloses „Welcher Turm?“ fast unwillig mit den Worten beschied: „Nun dort, der große quadratische Turm!“ Unterdes war, offenbar längst vertraut mit der Sehenswürdigkeit seiner Behausung, aus dem Rückgebäude der Besitzer getreten, ein dickes Schlüsselbund in der Hand, und lud uns zuvorkommend ein, die burgartige Anlage zu besichtigen. Auf Schulers unverzüglich wiederholte Frage, wo denn der große Turm dort geblieben sei, erwiderte er verwundert, er wisse von keinem Turm. Aber Schuler ließ nicht nach. Nichts mehr war ihm wichtig als dieser garnicht vorhandene Turm, den er an einer Stelle zu *sehen* schien, wo wir nur leeren Hofraum sahen, und den er allgemach näher zu beschreiben sich anschickte. Da kam es! „Ich erinnere mich“, begann der Hausherr: dann und dann habe dort wirklich ein derber quadratischer Turm gestanden; aber sein Großvater (oder war es der Urgroßvater — ich weiß es nicht mehr) habe ihn abtragen lassen, vermutlich aus den und den Gründen. — Sollte man

meinen, was sicherlich naheläge, Schuler habe sich jetzt mit dem üblichen „Sehen Sie, ich hatte recht“ an uns gewandt, so würde man gründlich und inbezug auf ihn gewissermaßen grundsätzlich irren. Seine abschließende Rückwirkung war die im Tone nicht unerheblichen Vorwurfs an den Hauswirt gerichtete Bemerkung: „Oh, das hätte Ihr Großvater *nicht* tun sollen; denn ..“ Die Begründung ist mir leider entfallen. — Man begreift, daß wir andern uns noch nicht vom Staunen erholt hatten, als wir im Rückgebäude auf steilen Treppen und wackligen Leitern in tiefe Keller hinabstiegen.

Noch erübrigt sich ein Wort über die Verschiedenheit des Verhaltens der *Gattungen* von Menschen, die mit Schuler länger oder kürzer in Verbindung traten. — Durchweg ihm gewogen und gleichsam unparteiisch von ihm eingenommen waren gebildete Frauen, wenn auch teilweise mehr dank dem feinsinnigen Verständnis, das er unbemüht ihnen entgegenbrachte, als durch Auffassung des Gehalts seiner Worte und des *Sinnes* seiner Gestalt. Von gebildeten älteren und jüngeren Männern war es zweifellos die größere Gruppe, die damals im Zeitalter schrankenloser Verstandesgläubigkeit seinem Einfluß störrisch und böswillig widerstrebte und aus dem Unvermögen, die Magie seiner Erscheinung zu entkräften, mit dem derzeit beliebtesten Schild der Ohnmacht sich deckte, welchem zufolge das unbesieglich Überragende für abnorm, wo nicht für irre, galt. Innerhalb der kleineren, obschon nicht kleinen, Gruppe aber, die sich von ihm und seinen Worten gebannt fühlte, lauerten Gefahren, von denen noch zu sprechen sein wird. — Völlig anders verhielt sich das *Volk*, das wahre, noch nicht von großstädtischer Zersetzung angekränkelte Volk: kleine Handwerker im Herzen von Münchens Altstadt, derbe Bräuknechte, oberbayerische Bauern! Nie zuvor und niemals hernach war es mir vergönnt, in ähnlicher Weise zu beobachten, wie das eigentliche Volk Echtes von Unechtem, Bedeutendes von Unbedeutendem, Tiefes von Flachem mit fast divinatorischer Sicherheit selbst dann noch unterscheidet, wenn von Begreifen keine Rede sein kann!

Gewiß, im katholischen Bayern kam es Schuler zustatten, daß sein Kopf *einem* Typus des Priesters ähnelte. Geschah es doch nicht eben selten, daß ihm Kinder auf der Straße die Hand küßten in der Meinung, „Hochwürden“ vor sich zu haben; worauf er, wenn in Begleitung, jedesmal von neuem etwas betroffen, zu fragen pflegte: „Sehe ich denn wirklich so geistlich aus?“ Eine junge Frau aus dem Volke, aufgefordert zu sagen, welchem Beruf oder Stande der Herr wohl angehöre, antwortete prompt, er sei

gewiß „ein hoher geistlicher Würdenträger“; und sogar Mönche in Klöstern, die er besuchte, waren trotz seiner Versicherung des Gegenteils nicht immer davon abzubringen, daß Hochwürden eben inkognito reise. Allein, mag das hin und wieder mitgespielt haben, das Entscheidende war es nicht. — Führte er einen Bekannten in Münchens Altstadt und betrat dort ohne jede Vorbereitung ein Haus, das etwa eine gotische Wendeltreppe, alte geschnitzte Kruzifixe, rauchgebräunte Holzgalerien oder ähnliches barg (wo er denn manchmal freilich schon kein Unbekannter mehr war), und begann er nun mit seinen Hinweisen und Erläuterungen, die im Maß des Wachsens seiner Anteilnahme Beschwörungen glichen, getragen von der klangschweren und wie aus Gewölben tönenden Stimme, so wurde die Mahlzeit, es wurde die Arbeit und selbst das Spiel der Kinder unterbrochen; es lauschte Alt und Jung von der Greisin bis zum Knaben, und mochte die Bahn des Gedankens über die domus aurea führen, über Ritualmorde, über Greuel der Hexenprozesse, nie habe ich in den Mienen der Horchenden den Anflug spöttischen Lächelns, nie den Ausdruck ablehnender Gleichgültigkeit gesehen, sondern ohne Ausnahme etwas von gläubiger Hingenommenheit.

— IV —

Ich habe die flüchtige Lebenserzählung abgebrochen mit Schulers Übersiedlung nach München. Dem Versuch einer Kennzeichnung der geistigen Ströme und Strömungen, denen er dort zu begegnen hatte, schicke ich voraus eine Schilderung der *seelischen* Atmosphäre der Stadt, ohne die auch jene nicht, was sie waren, geworden wären, und beginne, wie man in acht behalte, mit der Bemerkung: das München, von dem ich spreche, *ist nicht mehr*. Inzwischen ist ein andres München im Entstehen begriffen, bewegter, bewegender, weiter ausgreifend als das gewesene, voll von Versprechungen für die Zukunft, aber auf alle Fälle ein andres. Die Jahre 1890—1900 bilden den wehmütig schönen Ausklang, untermischt bisweilen mit dem zügellosen Kehraus und dem beklemmenden Vorgefühl nahenden Aschermittwochs *des* München, das trotz zahlreichen und tiefen Wandlungen ungefähr ein Jahrhundert gedauert hatte. Fast für jedes Münchner Jahrzehnt von 1800—1900 sind mustergültige Gedenkblätter es mitlebender Zeitgenossen auf uns gekommen, und die Steinzeichnungen, Stiche, Radierungen, Aquarelle, Gemälde der W. v. Kobell, Stieler, Dillis, Wagenbauer, Dorner,

Heinzmann, Quaglio, Adam, der beiden Heß, Lebschée, Neureuther, Schwind, der beiden Hanfstaengl und andrer tun ein übriges, um uns das Leben und Treiben des Münchners zu vergegenwärtigen, begonnen vom späten Empire über das Biedermeier bis in die achtziger Jahre: die oft ins Südliche spielende Schönheit der Frauen; die jeweils regierenden sowie die geistig bedeutenden Persönlichkeiten; die weltlichen und kirchlichen Bauten, eingerechnet alle längst nicht mehr vorhandenen; die Landschaft, wie sie war, bevor das mächtige Wachstum der Stadt, das die Mauern sprengte, die wuchtigen Tore großenteils wegfegte, umliegende Ortschaften einverleibte, und der moderne Verkehr sie gänzlich umgestaltet hatten.[1]) — Kein genius loci läßt sich zerlegen, weil er Auszug und Essenz unübersehlicher Elemente ist: in unserm Fall unter anderem der oft getadelten, öfter gerühmten „urbayerischen Gemütlichkeit", die außer in stürmischen Zeiten jeden nach seiner Weise gewähren ließ — der erstaunlich ursprünglichen Sinnenfreude mit ihrer unangekränkelten Freiheit der Sitten wie aber auch der keineswegs immer erfreulichen Gleichgültigkeit gegen zeitbewegende Ideen — der Bereitschaft, die Feste zu feiern, wie sie fallen; und sie fielen gar oft dank den zahlreichen kirchlichen Feiertagen, nicht selten verbunden mit prunkvollen Prozessionen, weihrauchdurchwogten Gottesdiensten, ältestem Toten- und Gräberkult — der eigentümlichen Begabung zu einer Art Massenrausch (bei stark herabgesetzter privater Geselligkeit und einem Mangel an Gastlichkeit überhaupt), ob der Anlaß nun Karneval hieß oder Maibock oder Sommerdult oder Schranne oder Oktoberfest — des eigenlebendigen Fortbestehens von Vorväterbräuchen (der „Metzgersprung" begab sich zum letztenmal 1896, und der „Schäfflertanz" war selbst nach dem Kriege noch nicht völlig vergessen) — endlich eines schlechthin unnachahmlichen Humors. War das Rasse, waren es Boden und Klima? Es war alles mitsammen! Und so müssen wir von den Elementen jener Ortsseele weiterhin nennen: die bayerische Hochebene mit ihren Seen und Hochmooren, ihren reißenden Bergströmen, ihren strahlenden Mitsommertagen, der Herbheit ihrer Luft, den herbstlichen Nebelschwaden, den schwülen Föhnstürmen und peitschenden Regenschauern.

Wir haben Bedingungen aufgezählt, die Ortsseele selbst ist das nicht. Man kann sie nicht aussprechen, man kann nur mit mehr oder weniger Glück ihre Sinnbilder aufsuchen. Wir finden deren zwei: rostbraunen

---

[1]) Eine vortreffliche Übersicht der wichtigsten Dokumente und Bilder gibt das Werk: *Ein Jahrhundert München* von Georg Jacob Wolf, 2. Aufl. 1921, München.

Brodem und tiefdurchsichtiges Himmelblau. Symbole, wie wir hören werden, sind Wirklichkeiten, und Wirklichkeiten lassen immer auch ihre Spur zurück in der Welt der Dinge: weißblau waren die bayerischen Landesfarben, blau die Briefkästen, die Trambahnen, die Uniformen der Soldaten, blau war im „Wahrzeichen Münchens", der unvergleichlichen Frauenkirche, das mit Sternen durchstickte Deckengewölbe[1]), blau ist — oder sollte sein — der Mantel der „Mutter Gottes". Dem Altertum galten Städte als weiblich; heute gibt es männliche neben weiblichen: männlich z. B. Florenz, Zürich, Berlin, weiblich Venedig, Bern, Paris. München stand im Zeichen der jungfräulichen Mutter. — Der rostbraune Brodem aber, der heimlich zur Nacht über jedem Bräuhaus und den sommerlichen Kastanienkerzen jedes Bierkellers zitterte, wölkte bei unbedecktem Himmel sichtbarlich über dem abendlichen Menschengewirr und Lärm und Dunst und Lichtergefunkel und Feuerschein jedes Oktoberfestes. — Beides trug Schuler in der eigenen Seele: den zunderfarbenen Brodem verschollener Orgien und vom kosmischen Blau zwar nicht die olympische Helle, die an manchem Julitage südlich nah über Münchens Türmen strahlt, wohl aber den azurnen Fernton, der hinüberweist zum Totenreich. Darum *erwachte* seine Seele in München; und sie erwachte nicht in den Kaffeehäusern der Literaten, nicht auf den später von ihm besuchten „Jours" fremdbürtiger Intellektueller, nicht im Gespräch mit geistvollen Zeitgenossen, deren er nur zur Entfaltung bedurfte, gemäß seiner Eigenart, den Wundern des Labyrinths seines Innern erst mittelst lebendiger Rede gedankliche Form zu verleihen; sondern sie erwachte im Gewinkel der Altstadtstraßen, auf der Dult, in der Au, deren „Herbergen" ihm älteste Nachbilder germanischer Bauart waren, im Getriebe des Hofbräuhauses, in rauchigen Schenkstuben, im Qualm des Oktoberfestes, im Verkehr mit Metzgern, Stallknechten, Soldaten, Handwerkern, Gebirglern; alles überflackert von der Purpurlohe erster Liebesleidenschaften.

Wer ihn nicht gekannt hat, dem schlüge es, wäre selbst der Nachlaß verloren, entgegen aus den spärlichen Tagebuchblättern der Jahre 1889 und 1890. „28. September: Oktoberfest; Theresienwiese; schwere graue Wolkenzüge über dem Festplatz. Mit Sappho, Herrn Kf. und M. im Gedränge.

---

[1]) Die blaue Deckenfarbe (heute wieder verschwunden) ist nicht ursprünglich, sondern wurde anläßlich einer Renovierung 1861 aufgemalt und fand 1877 die lebhafte Mißbilligung von Jacob Burckhardt, der aber — im Gegensatz zu Keller — vom Ortsgeist Münchens schlechterdings nichts gemerkt zu haben scheint.

Zahllose Buden; wogende Menschenmassen, hie und da Hochlandsbauern in Tracht. Schrilles Drehorgelgetöne aus den Karussells durcheinanderschnarrend, ein italienischer Salat aller Gassenhauer Münchens. Quiekende Marionetten überm bunten Tuch: Große Prügelei, Geklapper der Holzköpfe, Geschrei, Gelächter im Publikum. — Weiter hinein. — Stinkender Qualm auf Rost bratender Heringe und Würste. Üppigderbe Weibsperson in Trikot hoch über den Köpfen der Masse vor einer Bretterhütte, rot und weiß getünchtes Straßendirnengesicht: „Dame Magneta!" — Immer weiter. Clown vor einem Zelt, schwarze Tupfen auf den rotgefurchten Wangen und der Nasenspitze; Schlachtgeheul der afrikanischen Karawane aus ihrem Verschlag —; neuer Wurstgeruch; hölzernes Riesenschwein über der rauchenden Bude — und endlich hinter uns das bunte Gewirr; und über die Ebene schweift der Blick nach den in klarster Bläue dunkelnden Alpen, deren Häupter mit Schnee bedeckt. — In der Bodega kehrten wir ein: Große Bretterhalle; menschengefüllt, musikdurchlärmt; durch die mit rotem Papier verklebten Fenster alles in dunkelglühender Dämmerung." — Hier nun, inmitten betäubenden Lärms und unbekümmert um seine Begleiter, verfällt er in Träumereien, die ich anführe, weil sie uns zeigen, wie die geheime Kompaßnadel seines Innern in grade diese Umwelt hineinwirkt. Es überkommt ihn, daß er vor einem Jahr ebendort gesessen, jedoch bei lachendem Sonnenschein und tiefblauem Himmel. „Da schwoll mein Herz beim feurigen Rebensaft Hispanias, und ein süßes Verlangen lockte hinüber über das blaue Gebirg — Italia — Roma — Osteria am sanften Zypressenhang, pfeilergetragene Laube vor der Türe, rebenübersponnen . . . und ich trinke und träume hinunter über die „ewige Stadt" — Mählich steigen die Schatten der Zypressen den Hügel hinauf — Abendglut funkelt in meinem Wein und überpurpurt die Steinpfeiler und Ranken der Laube; ich sitze noch immer und sinne — . . Bleicher flimmern die Blätter der Reben, deren Wurzeln in der Vorzeit Trümmern haften . ." und der „einsame Mann" gedenkt „der Zeiten, da er den Tibull belauscht im Dunkel des Baumes bei der Bildsäule des Priapus."

Seit Gottfried Keller in München seine entbehrungsreiche Künstlerzeit verbrachte, war damals rund ein halbes Jahrhundert verflossen. Allein, wieviel sich inzwischen zugetragen, man wird die dunkelhellen Züge der Ortsseele, die wir zurückrufen wollten, in den insgesamt dreizehn Kapiteln, die dem „Grünen Heinrich" aus Münchener Eindrücken erwachsen sind, nicht verkennen, und sie treten umso zwingender hervor, als es nurmehr *gedichtete* Gestalten und Gesichte sind, aus denen sie sprechen. — Von jenem

Brodem mindestens angehaucht sind die Bilder des Einzugs: „Mit dem Sonnenuntergange des zweiten Tages erreichte ich das Ziel meiner Reise, die große Hauptstadt, welche mit ihren Steinmassen und großen Baumgruppen auf einer weiten Ebene sich dehnte . . Da glühten im letzten Abendscheine griechische Giebelfelder und gotische Türme; Säulenreihen tauchten ihre geschmückten Häupter noch in den Rosenglanz, helle gegossene Erzbilder, funkelneu, schimmerten aus dem Helldunkel der Dämmerung, wie wenn sie noch das warme Tageslicht von sich gäben, indessen bemalte offene Hallen schon durch Laternenlicht erleuchtet waren und von geputzten Leuten begangen wurden. Steinbilder ragten in langen Reihen von hohen Zinnen in die dunkelblaue Luft, Paläste, Theater, Kirchen bildeten große Gesamtbilder in allen möglichen Bauarten, neu und glänzend, und wechselten mit dunklen Massen geschwärzter Kuppeln und Dächer der Rats- und Bürgerhäuser. Aus Kirchen und mächtigen Schenkhäusern erscholl Musik, Geläute, Orgel- und Harfenspiel; aus mystisch-verzierten Kapellentüren drangen Weihrauchwolken auf die Gasse; schöne und fratzenhafte Künstlergestalten gingen scharenweise vorüber, Studenten in verschnürten Röcken und silbergestickten Mützen kamen daher, gepanzerte Reiter mit glänzenden Stahlhelmen ritten gemächlich und stolz auf ihre Nachtwache, während Kurtisanen mit blanken Schultern nach erhellten Tanzsälen zogen, von denen Pauken und Trompeten herabtönten. Alte dicke Weiber verbeugten sich vor dünnen schwarzen Priestern, die zahlreich umhergingen; in offenen Hausfluren dagegen saßen wohlgenährte Bürger hinter gebratenen jungen Gänsen und mächtigen Krügen; Wagen mit Mohren und Jägern fuhren vorbei, kurz, ich .. wurde darüber so müde, daß ich froh war, als ich endlich in dem mir angewiesenen Zimmer des Gasthofes Mantel und Totenkopf ablegen konnte." — Dem stelle man an die Seite die ganz und gar erfundenen, aber wahr erfundenen Begebenheiten des Kapitels „Geheimnisse der Arbeit", wo es dem außerordentlichen Erzähler gelingt, das *Aroma* der Münchner Seele im blutjungen Mädchen aus dem arbeitenden Volk zu verkörpern, und man spürt im Nachtblau des Hintergrundes den zweiten Zug des Genius der Stadt.

Indes, ob auch München die Merkwürdigkeit eines ganzen Jahrhunderts war, es wurde zu einer Stätte, die auf alle mit den Empfangsorganen dafür Versehenen im rapiden Anwachsen von Technik, Industrie, Großunternehmertum wie eine Oase wirkte, doch erst in der zweiten Jahrhunderthälfte. Noch wer in den neunziger Jahren als angehender Maler, Plastiker, Architekt, Kunsthandwerker oder junger Studierender dort landete, wo-

fern er nicht vom Dorf oder aus der Kleinstadt war, bemerkte mit Staunen das ungeahnte Bild eines gleichsam geweihten Müßigganges: die schönschreitenden Frauen, deren königliche Haltung nicht schalkhaften Blicken und dem erwiedernden Lächeln wehrte — die lässig und beinah schlendernd sich bewegenden Männer, von denen die meisten doch ihren Geschäften nachgingen — die Steinklopfer, Maurer, Paliere (mit den Maßkrügen neben sich), deren Arbeitsspannen hinter den Arbeitspausen zurückblieben — den nicht nur vom Vogelgesang erfüllten Englischen Garten, wo man auf Wegen und Bänken nur jugendlichen Paaren begegnete und sich als Einzelgänger fast verboten vorkam — nicht zu vergessen der bei aller Anmut mütterlichen Kellnerinnen, welche bereitwillig die Zeche stundeten, und des unglaublich langen Kredits, den — unbeschwert von Sorgen um mögliche Verluste — die Metzger, die Bäcker, die Schuster, die Kleinhändler, ja bisweilen sogar — Hauswirte gewährten! (Beiläufig: die Schulden *wurden* am Ende bezahlt!) Und wie überraschte ihn erst das selbst an Wochentagen nicht aussetzende Leben in den sog. Kellern, deren allerdings schier unermeßlich geräumige Hallen in nicht minder geräumigen Plätzen voll mächtiger Bäume standen, wo man in buntester Reihe das Bier sich selber holte und wo auf langen Bänken am gleichen Tisch beieinander saßen Barone, Handelsherren, Studenten, Barbiere, Künstler, Faßbinder, Pillendreher, Holzfäller, Gelehrte! War es doch nichts allzu Seltenes, daß im Hofbräu „inkognito" Fürstlichkeiten beiderlei Geschlechts an den Fässern lehnten, meist erkannt und dann ohne sonderliche Neugier zutraulich betrachtet! Es gab Norddeutsche, Westdeutsche, Ostdeutsche, Ausländer, denen das alles Anstoß erregte: sie blieben so kurz wie möglich und waren zeitlebens übel auf München zu sprechen. Es gab ihrer andre (und es dürfte die Mehrzahl gewesen sein), die vom *Zauber* dieses völkischen Eros gefangen wurden: sie blieben, so lange sie konnten, und kündeten Münchens Lob bis ans Ende.

Sollten wir zu lange beim Lebens*schauplatz* unsres Mystikers (wie wir ihn vorderhand nennen wollen) zu verweilen scheinen (und wir dürfen ihn sogar noch nicht verlassen), so deshalb, weil es, soweit möglich, zu erklären gilt, was oft beredet wurde, warum nämlich wieder und wieder grade im Eingewanderten das Lebensklima dieses Ortes nicht nur die Seele erweckte, sondern auch und zumal den *Geist zur Entfaltung brachte;* daher umgekehrt es weit weniger Münchens Bürgerschaft war als die Zugereisten, aus deren Reihen ein volles Jahrhundert lang die stärksten Begabungen hervorgingen, denen die Stadt ihre bedeutendsten Gemälde, Standbilder, Monumentalbauten, die reichste Entwicklung des Kunstgewerbes, das hervorragendste Schrifttum und beiläufig den Ruf der größten Kunststadt deutscher Gaue verdankte. Ob auch die Ortsseele fraglos immer mitgetan hat, so genügte doch schon der eben flüchtig angeleuchtete „Zauber", um den — und sei es noch so bescheidener — Schöpferkräfte teilhaftigen Fremden *aufatmen* zu lassen im beglückenden Gefühl, hier werden zu dürfen, was zu werden er die Bestimmung habe, vielleicht unter harten Entbehrungen, vielleicht mit Gefahr, zu verbummeln oder als komisches „Original" zu enden, jedenfalls aber mit der Möglichkeit des Gelingens dank unvermuteter Befreiung vom bis dahin widerwillig erduldeten Zwange zur Rücksichtnahme auf eine Unzahl öffentlicher wie gesellschaftlicher Verhaltungsnormen.

Wir vergessen nicht, daß die Kultur des Münchner Jahrhunderts mitbestimmt wurde durch eine Abfolge bayerischer Regenten, deren jeder auf seine Weise den Künsten und Wissenschaften gewogen war: weniger vielleicht der mehr derbe und hausväterliche Max Joseph (1799—1825), unter dessen Regierung gleichwohl Männer wie Joh. Anselm von Feuerbach (der hervorragende Kriminalist), Schelling, Thiersch, Klenze nach München berufen wurden; im höchsten Grade der schönheitsdurstige Ludwig I. (1825—48), der Gönner der Maler und Baumeister; wieder in andrer Weise Maximilian II. (1848—64), der eine wahre „Fremdenkolonie" mehr oder minder begabter Gelehrter, Schriftsteller, Dichter ins Leben rief; Ludwig II. (1864—86), dessen künstlerische Neigungen noch in aller Erinnerung sind. Auch mag man einwenden, daß im Verhältnis zum altbayerisch-katholischen München, dessen Herz der Marienplatz war, mit dem (früheren) Rathaus, dem „alten Peter" und den herübergrüßenden Frauentürmen, die klassizistische Säulenpracht und Fassadenfreude des durch Herrschergunst entstandenen München nicht eben stilgerecht sei; man wird dessenungeachtet zugeben müssen, daß *beide* München zusammenwuchsen, und wird die Schönheit einer Straße wie der Ludwigstraße um keinen Preis missen wollen. Wer aber schuf das? Von wenigen Ausnahmen abgesehen Männer von draußen!

Zwar hat es an hochbegabten Einheimischen nie gefehlt. Der Münchner Spitzweg ist der „Unsterblichen" einer. Der Münchner Piloty, von dem das heute schwerlich jemand behaupten wird, hat wenigstens eine Reihe tüchtiger Künstler, darunter Defregger, herangebildet. Dem einheimischen Architekten Gabriel Seidl gelang die Wiederbelebung von Münchens altertümlicher Bauart. Andre, wenn auch nicht Münchner, waren immerhin Landsleute, insonderheit Niederbayern: so der große Optiker Fraunhofer,

der hervorragende Landschaftsmaler E. v. Schleich, der bahnbrechende Hygieniker Pettenkofer, dessen vorauseilende Grundgedanken eben eine Auferstehung feiern, der Bildnismaler Lenbach, der vielseitige Stuck, der freilich Baumeister hätte werden sollen, wie sein bestes Werk, die mehr oder minder römische Villa, die er bewohnte, bezeugt. Man könnte noch viele aufzählen; aber größer und wirkungsvoller ist die Schar der Auswärtigen. Ein heutiger Spaziergänger, wofern er nicht grade vom Fach ist, denkt wohl selten daran, daß der Schöpfer der Glyptothek, der Propyläen, der Alten Pinakothek, der Ruhmeshalle, des Monopteros, der schon erwähnte Klenze, aus der Gegend von Hildesheim stammte. Kobell war in Mannheim gebürtig, der gewaltige Gottesstreiter und Mystagoge Görres in Koblenz, der Maler der Schönheitsgalerie, J. v. Stieler, in Mainz, Peter Cornelius in Düsseldorf, Heß d. Ä. und d. J. ebendort, Rottmann in Heidelberg. Liebig, eine hellste Leuchte unter den Chemikern des Jahrhunderts, kam aus Darmstadt, W. v. Kaulbach aus Waldeck, Schwind aus Wien, Graf Schack aus Mecklenburg usw. usw. Indes, wenn solcherweise das München des vorigen Jahrhunderts zumal durch Ortsfremde zu Pracht und Ehren gelangte, so wäre doch aller Kunstsinn seiner Monarchen umsonst gewesen ohne den entscheidenden Umstand, daß erst der Genius der Stadt allein schon infolge seiner Fähigkeit, den „Lebenslügen" des Kritizismus und der „Moral" das Licht auszublasen, die forscherischen und bildnerischen Kräfte der Eingewanderten entfesselte und dergestalt ihre Gaben zu höchstmöglicher Blüte brachte! Davon hat jeder etwas verspürt: außer dem Schweizer Keller z. B. sein nicht minder „unsterblicher" Landsmann Böcklin; ferner die Maler Stäbli, Leibl, Feuerbach, der Lyriker Leuthold, die Gelehrten Bluntschli, Sybel, Giesebrecht, Riehl, nicht zu reden von der langen Reihe Geringerer, die imgrunde nur dank der „Münchner Luft" in der Runde der sog. Krokodile eine Zeitlang mitblühen durften. Nur das noch sei vermerkt, daß selbst der düstere Dithmarsche Hebbel nach dreijährigem Aufenthalt nicht ohne Ergriffenheit schied. –

Das eben gebrauchte Wort „Lebenslüge" rührt, wie bekannt, von Ibsen her. Dieser lebte von 1864—91 meist in Italien und Deutschland, wo er die Städte Dresden und München bevorzugte. Die Jugend von heute kann sich keine Vorstellung mehr davon machen, was seine Dramen für einen Teil der Jugend um 1890 bedeuteten und zwar weit weniger infolge ihres dichterischen Gehalts, der überzeitlich ja nur eines durchdringt, den Peer Gynt, als dank ihren Kampfansagen an jene ideologischen „Lebenslügen", mit denen die heimlich atomisierenden Kräfte der zweiten Jahrhunderthälfte sich schönfärbend aufgeputzt hatten. — Nun, Ibsen war denn auch für Schuler das erste größere *geistige* Erlebnis. Sonst inbezug auf Begegnungen äußerst passiv, beständig abwartend, nicht selten, bis es zu spät war, ging er diesmal entschlossen vor, indem er bei dem damals in München weilenden Dichter um eine Audienz nachsuchte. Ein mutmaßlich gegen Ende 1889 abgesandter Brief scheint unbeantwortet geblieben zu sein, während ein zweiter Anfang April 1890 den gewünschten Erfolg hatte. Aus dem Entwurf des ersten sollen hier einige Sätze mitgeteilt werden, da sie mit einem Schlage die geistige Situation des Urhebers vor Augen stellen.

Nachdem Schuler dargetan, daß er die Universität bezogen habe gegen den Willen vermögender Verwandter, die ihm jede Unterstützung versagt hätten, und im harten Kampfe mit ihnen, von den Vorlesungen aber sich keineswegs befriedigt fühle, fährt er fort: „Da leitete mich einer meiner Freunde .. zum Studium Ihrer Werke an, und nun kam mir zugut, was ich als schönsten Schatz aus der Erziehung meines Vaters erworben hatte, die vorurteilsfreie Unbefangenheit. Ich las, und eine neue unerhört großartige Welt tat sich vor mir auf; eine Binde fiel mir von den Augen; viele meiner eigenen dunklen Gedanken und Gefühle gewannen Gestalt und Leben ... Es kam über mich wie ein taufrischer Frühlingsmorgen, in dem alles knospt und schwillt nach einem luftreinigenden Gewitter, das in der Nacht gewütet .. Ich sah auf zu Ihren Werken .., sah die Pforte, durch die Sie zu diesen unsterblichen Schöpfungen fortgeschritten, sah alle großen Epochen Nahrung ziehen aus jener grandiosen Vorkultur europäischer Menschheit, sah Ihren Julian — —". Aber — eine Frage überfällt ihn, die selbst zu beantworten er sich nicht getraue, ungeachtet davon seine Zukunft abhänge, und um deretwillen er einen Wink des Meisters erbitte, die Frage „kann diese Kulturwelt, entrissen der philologischen Armseligkeit, hineingestellt in die Kette der Notwendigkeiten der Weltgeschichte .. kann sie den modernen Menschen zu wahrem Nutzen gereichen? ... Von Ihrem Wort erhoffe ich die Lösung .."

Daran fällt auf, daß es im mindesten nicht Ibsens Sittenkritik ist, was ihn gepackt hat, sondern einzig und allein das Problem des Schöpfers von „Kaiser und Galiläer". Und das wird bestätigt durch die ebenso denkwürdige wie erstaunliche Tatsache, daß niemals in seinem späteren Leben von jener Audienz die Rede war, auch nicht als von etwas, das ihn allenfalls enttäuscht habe; während uns zu seinem Lieblingsprojekt, einem dreibändigen Nero-Roman, die kurze Notiz erhalten ist: „1890 auf meinem Wege zu Henrik Ibsen am Westrande des Englischen Gartens konzipierte ich eine

Szene des Periodonikes." (Es ist die an zweiter Stelle unter „Neroniana" gebrachte.) Man sieht: seine Seele hatte die „Ibsenperiode" längst hinter sich, als sein Geist, aufgeregt vom tapferen Befehder der „Lebenslügen" und gereizt vom versucherischen Zwielicht des Julianus Apostata, von dorther noch Beistand erhoffen konnte. Die Weckung sollte alsbald sich vollenden durch den weit stärkeren Aufruf eines Größeren. Doch wir verweilen noch einen Augenblick bei Schulers *suchenden* Jahren.

Der „Literarische Verein", dem er auf kurze Zeit beigetreten war, brachte ihm, wonach er dürstete, ebenso wenig wie die Universität (Bernays, Heigel, Furtwängler). Besser förderte ihn, der einen ganz außerordentlichen Schönheitssinn besaß, der Umgang mit Künstlern, von denen sich zumal ein Plastiker abhebt, der eine junge Griechin meißelt, die zum Überfluß den Namen der größten Dichterin trägt: Sappho. „Heute Nachmittag mit M. im Atelier des Herrn Kfm., wo Sappho sich modellieren läßt. — Welch' herrliches Bild! Die schöne junge Griechin in blauschwarz glänzendem Lockenhaar um Stirn und Schläfe, mit den großen strahlend schwarzen Augen, dem schalkhaften Lächeln auf den feinen Lippen des klassisch-edlen Mundes, thronend auf dem Stuhl des Drehbretts, eine sitzende Göttergestalt aus dem Altertum, die kräftig-ebenmäßigen .. Formen ihres Körpers, die das kupferfarbene Seidenmieder und der weiße faltenreiche Rock umschließt, überströmt vom satten Lichte des Atelierfensters — daneben der junge bildschöne Künstler, weit eher Italiener denn Deutscher, an der grauen Tonbüste modellierend, die schon den Stempel des Vollendeten trägt — und die ganze Gruppe plastisch hervortretend aus dem einfachen Rahmen des schlichten Ateliers, von dessen halbgetäfelten, halb geweißten Wänden Photographien plastischer Renaissancewerke, Körperteile aus Gips und Theatermasken herabschauen .. — — Oh, hätte ich mich früher zur Malerei entschließen können!"

Soll er sich doch noch der Kunst zuwenden? Oder dem Studium der Kunst, der Gelehrsamkeit? Diese erscheint ihm im Lichte des Zeugungsunvermögens, für jene ist es zu spät — oder nicht ganz und gar? „Leben, Leben und aus ihm .. Produktivität, künstlerische, wenn auch kleinste. Wo wir empfinden, wo wir Anteil nehmen, da herrscht Leben und Geist, Licht und Farbe .." Aber wo wäre *das* Leben, das die schöpferische Anteilnahme erzwänge? Ist die Zeit, ist *unsre* Zeit nicht welk und dürr geworden? Wo blinkt uns ein Stern der Hoffnung? Und wieder steigt in ihm die Vergangenheit auf, und es gelingt ihm mehr und mehr, dafür leidenschaftlich hinreißende Worte zu finden.

„Göttlicher Ausonius, göttliche Mosella, die dich begeisterte; leis hingleitender Silberstrom durch die .. smaragdgrünen Wiesen der Täler; an den sanft ansteigenden Hängen aus üppigen Weingeländen Paläste der Kaiser .. reizende Villen .. aus farbenflammenden Blumengärten schimmernd, Säulengänge mit funkelnden Götterstatuen .. und im lautlos dämmerkühlen Haine Tempel, Altäre und Weihgeschenke der verbleichenden Götterwelt — so haltet ihr mich gefesselt, liebliche Bilder, und ich ergebe mich machtlos — .. Stromaufwärts immer näher dem Juwele Galliens, der stolzen Schwester von Byzanz und Rom, wo der marmortrunkene Blick über eine Weltstadt gleitet — Colonia Augusta Trevirorum —
Halt an, wohin verirrst du dich?
In meine Heimat.
Deine Zeit ist deine Heimat.
Meine Heimat ist meine Liebe.
So wird die Zeit an dir vorübergehen.
Ich werde zurückkehren, wenn ich die Liebe genossen ...
Steig auf, nur einmal steig empor, erhabener Götterbau .. — aus dem Gewirr der Paläste, Basiliken, Tempel, Bögen und Bäder steige empor — .. Wie die Troer in Priamos' brennender Feste laß mich deine gewaltigen Granitsäulen umarmen, meine Lippen drücken auf das kalte Gestein — und nur noch einen Blick hinauf zu den Akanthuskapitellen, blendend in weißem Marmorglanz, zu den mächtigen, flimmernden Gewölben, nur noch einen Blick über das Marmorgetäfel der Wände, über das Zaubergebilde ihrer Mosaiken, wo vom schillernden Goldgrund sich in wechselnder Farbenpracht der Hyazinthen das leuchtende Gewebe dehnt — und dann —

Dann? — Rasch, rasch die Barbarenfackel in all diese Herrlichkeit. — Wer hieß euch wie Götter leben, da ihr nur Menschen? — .. Unaussprechlich selig euer Traum, unaussprechlich furchtbar euer Erwachen. — Wühlende Feuermassen ins Gebälk der Curia. Goldregen schmelzender Glasmosaiken von der glühenden Decke auf den Spiegel des Estrichs. Krachen berstender Säulen; Donner einstürzender Gewölbe — der ganze Götterbau rauchender Trümmerhaufen — rauchender Trümmerhaufen Augusta Trevirorum .."

Den Abschluß des geistigen Suchens, in das gemäß den hier gebotenen Tagebuchzeilen schon vulkanische Stöße der neuen Wende zucken, bildet Schulers Bekanntwerden mit den wichtigsten Werken Nietzsches. Wie viel er auch später einzuwenden hatte, wie wenig der Wirklichkeit Zarathu-

stras die seinige ähnelte und obwohl er dessen Schöpfer unter den essenzhaltigen Persönlichkeiten des Jahrhunderts in seinen »Vorträgen« *nicht* erwähnt, so ist doch daran festzuhalten, daß der tragische Fesselnsprenger damals auch seinem Geiste zum letzten und eigentlichen Durchbruch verhalf. Damit aber war sein Interesse an „Literatur" als solcher ein für allemal erloschen. Wohl hat er manches von Zola, von Tolstoi, von Dostojewskij gelesen, und immer waren es verborgenste Einzelheiten, die er dann ausfindig machte und überraschend zu deuten wußte. Aber solche, sofern sie ihm dienen konnten, fand er bisweilen auch in der Zeitung, in einem übrigens gleichgültigen Aufsatz, der ihm zufällig in die Hände geraten, in einem Traktätchen über angebliche „Neugedanken". Nicht daß er die Wertstufe der Erzeugnisse nicht sofort und aufs schärfste erkannt hätte (darin war er unbestechlicher Meister!); aber, wie ihn fürder Kunst nicht als Kunst, Dichtung nicht als Dichtung beschäftigte, so bildeten vollends zeitgenössische „Strömungen" des Dichtens oder gar des Philosophierens fortan *keinen Gegenstand seiner Aufmerksamkeit.* Was seinem Geist an eingeschulten Begriffen, Methoden, Vorurteilen noch mochte angeklebt haben, war endgültig abgestreift, und es ist buchstäblich wahr: kein Zeitgenosse hätte und hat ihm geistig je etwas andres zu bieten vermocht als Erleichterung des nunmehr *bewußten* Verkehrs mit den urzeitlichen Geheimnissen seines Blutes.

— V —

Da ich ungern, sehr ungern jetzt eine Strecke lang tun muß, was ich nie noch getan habe, nämlich etwas aus dem eigenen Leben berichten und noch dazu teilweise kaum weniger als aus dem unsres Mystikers, so darf ich den Leser versichern, daß trotz außerordentlichen Verschiedenheiten der Charaktere beide Lebensläufe genau ebenso lange — es war rund ein Jahrzehnt — im Hinblick auf *die* Begebenheiten und Kämpfe einander begleiteten, die jeden von beiden Männern zum ihm erreichbaren Gipfel des Wissens emportrieben, zugleich allen beiden furchterregende Einblicke in Abgründe ihrer Gegenwart nicht ersparend, alle sonst darein ernstlich Verstrickten aber für immer aus ihrer Bahn warfen; daher mit dem einen der andre Bericht sich unauftrennlich verwickelt. — Und da werde denn sogleich mit einer Feststellung begonnen, ohne die Wesentliches aus jenem Abschnitt mindestens im Zwielicht bliebe.

Seit alten Tagen geht die Rede, der Körper des Menschen pflege in jeweils sieben (bis höchstens neun) Jahren seine Aufbaustoffe völlig zu erneuern, womit periodische Wandlungen der Seele und des Schicksals sich verbänden. Das kann ich für drei Jahrsiebente des eigenen Lebens bestätigen, dann aber nicht mehr. Gegen eine tief verständnislose und unablässig hindernde Umwelt bewahrte mich vom vierzehnten bis zum einundzwanzigsten Jahre ein die Seele vergleichbar dem Okeanos, aber glühend umringender Strom, an dessen Borden Dichtungen von heute mir unbegreiflicher Großartigkeit erwuchsen; das folgende Jahrsiebent war ein solches der Zersplitterung; mit dem nächsten begann die Sammlung und an seinem Ende die lange, unsäglich mühsame Ernte. Von da ab blieben die Einschnitte unerkennbar. — Es sei mir erlaubt, vom Vorwort zu meinem Nachlaß, dem ich im Jahre 1915 jene Dichtungen für eine spätere Menschheit anvertraut habe, zwei Sätze wiederzugeben aus der Kennzeichnung der quälenden Mittelspanne: „Es beginnt die Frist zweiflerischer Unrast, bohrender Zerrissenheit und einer zehrenden Sehnsucht, die nur in Tönen wehen Verzichtes noch einen Nachhall beschwört von der sangesvollen Schwermut der Jugendjahre ... An dreierlei Stellen traf ich, an ihr mich dreifach verwundend, auf feindliche ‚Wirklichkeit': ich erfuhr die Fremdheit des Menschlichen, die Fremdheit der ‚Wissenschaft' und die Fremdheit dessen, was eine entgötterte Zeit für Kunst und Dichtung ausspielt, und ich erlag im Zusammenprall bis zu beinah völliger Selbstverkennung." — Trotz alledem behielt die oft erprobte Regel recht, derzufolge der erste Eindruck unbewußt *das* enthält, was zwar nicht über Anfang und Dauer, wohl aber über Ziel und Ausgang der Beziehungen zweier Menschen entscheidet und dergestalt dem Erfahrenen, leider jedoch *nur* dem Erfahrenen von der neuen Erscheinung mehr zu offenbaren vermöchte als jahrelanger Verkehr. — Damit wende ich mich wieder zum Hauptgegenstande.

Im Herbst 1893 aus den Ferien nach München zurückkehrend, wo ich damals dem Studium der Chemie oblag, fand ich spät abends die schriftliche Bitte zweier Freunde vor, eines angehenden Psychiaters und des heute zu unrecht vergessenen Lyrikers und Bildhauers Hans Busse, noch in ein derzeit gern besuchtes Gasthaus zu kommen, wo ich als Dritten einen seltsamen Menschen antreffen werde, den kennenzulernen sich lohne. Im Eindruck, den ich vom fraglichen Dritten empfing (es war, wie sich versteht, Schuler), mischten sich in vorerst nicht zu entwirrender Weise: tiefbedeutungsvoller Gehalt, von außen nie zu wandelnder Eigenwuchs, bei

empfindlichstem Feingefühl innere Unzugänglichkeit, ein rätselhaftes Anderswoher und, wie sehr auch nur dumpf geahnt, das Unvermögen zur Selbstauswirkung im Rahmen der Zeitgenossenschaft. Hinter den gehaltenen Gebärden, den gewählten, von hoher Bildung zeugenden Worten lauerte heimliche Vehemenz; und wohin eigentlich zielte der unter buschigen Brauen großäugige Blick, dem keine Form, keine Farbe, keine Bewegung im Umraum, keine Miene und Geste der Mitunterredner entging und der zugleich doch aus Seelentiefen tauchende Bilder wie sinnlich gegenwärtig zu schauen schien? Hier ist ein Wunder, so empfand ich, aber zwischen dem Wunder und jedem, dem es in der Gestalt dieses um anderthalb Jahrtausende verspäteten *Römers* begegnet, klafft eine Schlucht, nicht zu überspannen mit Steg oder Brücke, auf der man hinüberschritte oder jener zu uns in eine ihn irr und böse dünkende Gegenwart. — Der Versuch, die Brücke dennoch zu schlagen, bildete später die Hauptaufgabe meines Ringens im Zwischenalter, und es dauerte Jahre, bis er gelang.

Die im Anschluß an das erste Treffen erfolgenden Begegnungen waren zunächst spärlich, wurden aber bald häufiger infolge meiner wachsenden Anteilnahme weniger an der Person Schulers überhaupt als an ihrer schlechterdings jedem sich aufdrängenden Problematik, an der alle Stammbegriffe seelenkundlichen Denkens von damals hoffnungslos scheiterten und für welche die Geschichtswerke des 19. Jahrhunderts nichts Vergleichbares boten, sei es unter Dichtern oder unter Künstlern oder unter Tätern. Hier fanden sich in hellster Augenscheinlichkeit Züge beisammen, die nach herkömmlicher Logik der Persönlichkeitswertung sich stark widersprechen sollten, ohne den sie überherrschenden Charakter des Fertigen, Geschlossenen, mühelos Durchgestalteten, Unbedingten, ja Endgültigen im mindesten zu stören: bei reifstem Verständnis für die sog. bildenden Künste, insonderheit Architektur, souveräne Ablehnung ihrer Eigenbedeutung, bei beneidenswerter Befähigung zu kritischer Würdigung jedes anschaulichen wie auch dichterischen Werkes eine davon unabhängige man möchte sagen musivische Auffassung sachlicher oder stofflicher Einzelheiten als ebenso vieler Unterlagen mindestens momentan überwältigender Deutungen — bei fast feierlich die Formen wahrender Höflichkeit aus Anlaß etwa einer moralistischen Gesprächswendung plötzliche Ausbrüche furchtbarer Verwerfung, aber mit dem Pathos weltgültiger Anatheme verlautbart, die nicht sowohl die Person als vielmehr deren heraklitischen δαίμων trafen — bei sensitivem Hinhorchen auf eigenste und innerste Vorkommnisse des Knaben-, des Jünglings-, des Mannes-, des Greisenalters grundsätzlich jedes

Beliebigen eine ganz und gar unpersönliche, nein außerpersönliche, weil durch und durch symbolische, und dergestalt zu fernsten Zeiten den Bogen spannende Auslegung — bei schärfster Unterscheidung der Charaktere eine bis zur Immunität gehende Gleichgültigkeit gegen die Gesinnungen der zufällig anwesenden Hörer seiner Verkündungen. Man könnte seitenlang so fortfahren. Verweilen wir jedoch einen Augenblick beim zuletzt genannten Scheinwiderspruch.

Meine frühere Bemerkung, Schuler habe eigentlich immer zu allen gesprochen, bedarf zweier Ergänzungen, von denen die eine die Voraussetzung, die andre den Umfang ihrer Gültigkeit betrifft. Lassen wir die ihn zeitweise befallenden Depressionen beiseite, die ihn selbst unter willigen Folgern zur Stummheit verurteilen konnten, so gehörte es zu den Bedingungen seines Sichentfaltens, daß wenigstens *eine* Person, gleichgültig welchen Geschlechts, Bildungsgrades, Berufes, wohl immer aber mit einem Anflug des Musischen, ihn zur Mitteilung lockte und daß keine zugegen war, die, wie er manchmal es ausdrückte, durch „schwarze Ströme" den seelischen Antrieb lähmte. Was es mit den Trägern solcher offenbar als feindlich empfundenen Fluiden auf sich hatte, blieb unergründlich; denn nicht die Weltdame, nicht die Kokotte, nicht der stumpf mitzuhörende Philister, nicht der kleine Gernegroß, nicht der Krittler, nicht der Jude und selbst nicht der einigermaßen kriminell anmutende Figurant bildete das Hindernis. Zweifelsfrei aber ist es mehr als ein Mal bezeugt, daß nach unfruchtbarer Zusammenkunft er im engsten Kreise eröffnete, er habe aus der und der Richtung des Zimmers jene Gegenströmung gespürt, da denn genaue Nachforschung ergab, daß im Nebenraum ein spionierender Horcher sich aufgehalten. — Den Umfang betreffend wurde die jeweilige Hörerschaft durch die akustische Reichweite seiner Worte bestimmt. Hatte man sich im Lokal getroffen, so erhob er mit Vorliebe bei den verwegensten Verlautbarungen seine sonore Stimme zu solcher Stärke (obschon sie auch dann ihre dämpfende Patina nicht verlor), daß die Gäste der Nebentische ihre Gespräche unterbrachen, um gespannt zu lauschen; war es in der dritten Klasse durchgehender Wagen der Eisenbahn, so ruhte er nicht eher, bis das ganze Abteil verstummte; und sogar bei Wanderungen im Freien kam es vor, daß benachbarte Gruppen zu seiner Befriedigung sich in Hörweite hielten. — Dadurch wurde der Eindruck des Außer- und Überpersönlichen so sehr verstärkt, daß er für mich, der ich ihn am reichsten im Anstieg und auf der Höhe seines Weges erlebte, weit weniger eine so und so geartete Persönlichkeit als glühendes Gefäß gegenwartsfremder

Geheimnisse war und es selbst dann noch blieb, als ich nach Jahrzehnten längst erkannt hatte, wie sehr ihm nun Herzensbeziehungen nötig gewesen wären, um das Rätsel seines Lebens zu lösen. — Für den mit meinen Forschungen ein wenig Vertrauten darf ich hier einflechten, daß er jedenfalls nicht zur Gruppe der Sympathetiker, sondern der großen Idiopathiker gehörte und zumal jener Idiopathiker, deren Inneres zum mächtigsten Wogengang aufgewühlt wird vom volksfestlichen Massenrausch[1]). Das gewaltigste Zeugnis dessen ist sein „Korybantischer Dithyrambos".

Manche Zeitgenossen lernte er durch mich kennen, so Friedrich Huch, dazumal noch Irrfahrer und Träumer, später Schöpfer des „Peter Michel"; manche ich durch ihn, so den blassen Salonjesuiten Derleth, der mit seinen befehlsartig geschliffenen Urteilssprüchen die Schwächen der Genossen zu treffen wußte, und seine bedeutendere Schwester Anna-Maria, eine in den deutschen Märchenwald geratene Renaissanceerscheinung, die mit hoher Selbstverleugnung ihr Leben in den Dienst der religionsstifterischen Ziele des Bruders stellte, ob es gleich lauter eingebildete Ziele waren. Auch manche gar wunderlichen Gestalten glitten durch unsre größeren und kleineren Runden, darunter ein intelligenter junger Mann, der menschenbeglückerisch die Wiederbringung des Paradieses durch Vegetarismus auf der Südseeinsel Tukopia predigte, für die Auswanderung nach Polynesien warb und sich nach Veräußerung seiner gesamten Habe tatsächlich dorthin begab. Ein nach ungefähr zehn Jahren auch an die Münchner Freunde versandter Prospekt über möglichst vorteilhaften Bezug von Südfrüchten und ähnlichem bewies, daß seine Erlöserpläne ihn nicht verhindert hatten, sich in Tukopia zum geschäftstüchtigen Pflanzer und Händler auszuwachsen.

Allmählich kam es nun zwischen Schuler und mir zu ausgiebigen Zwiegesprächen, bei denen ich alsbald die Überzeugung gewann, daß es in der unübersehlichen Mannigfaltigkeit seiner Bilder und Gedanken Kristallisationskerne gab, im Verhältnis zu denen seine scheinbar zusammenhangslosen Intuitionen, hinzugenommen die durchweg verblüffenden Abfertigungen bestgedachter Einwände, durch und durch folgerichtig waren, nicht freilich im Sinne der Logik, wohl aber in der Art der wechselseitigen Abhängigkeit aller Teile und Vorgänge des lebendurchpulsten Organismus.

[1]) Für Liebhaber heutiger Typologien, die hier einen Musterfall „schizothymer" Artung anzusetzen nicht verfehlen werden, mag es nicht uninteressant sein zu vernehmen, daß der Körperbau des so Gearteten einen ebenso schönen Musterfall für — „*zyklo*thyme" Artung abgibt, wie allein schon aus dem Abbild des Kopfes ersichtlich!

Was sich seit der Renaissance Wissenschaft nannte, nahm er uneingeschränkt für eine Entartungsform seelischer Wirklichkeiten; vom „Geist", den ich manchmal gegen, wie mich dünkte, allzu wenig um ihn bekümmerte Behauptungen ins Feld führte, äußerte er mit dem Lächeln des Auguren, den hätten wohl die Professoren erfunden (!), und für die rationalistische Weltauffassung seines Jahrhunderts hatte er die drastische Wörterknüpfung „Gehirnstrolcherei" bereit. Quell aller schöpferischen Mächte war ihm das *Blut*, das er mit einem wieder und wieder erneuerungsbedürftigen Leuchtstoff geschwängert dachte in solchen Personen, von denen in Zeiten des Niederganges die allgemeine Wiedergeburt zu erwarten sei. Versuchte ich einzudringen in die Entstehung seines Wissens von der „Blutleuchte", ein Wort, das er *so* zu gebrauchen pflegte, als wäre die Bedeutung jedem bis in den Grund vertraut, so fand ich mich schließlich einem *innerlich Wahrgenommenen*, mit dem Auge der Seele Erschauten gegenüber, das mich umso mehr in seltsame Unruhe versetzte, als es Erinnerungen anklingen ließ an eigene Erfahrungen aus den Jahren der Fülle. Kurz, die Kristallisationskerne waren, um mit Goethe zu reden, Urphänomene, aber nicht inbezug auf Pflanzen und Tiere, sondern Urphänomene gesteigerten Seelenlebens, von einem sie belauschenden, besser noch, seinen bildartigen Erscheinungsformen zwangsmäßig zugewandten Bewußtsein mit seismographischer Genauigkeit festgehalten.

Möchte bis dahin noch etwas von einer Nachfolge Nietzsches zu spüren sein, so tat sich indes zwischen Schulers Weltbild und dem des Propheten machthungriger Willenszentren ein Abgrund auf, sobald im Gesprächsgang die Namen der *Großen Mutter* und des *Eros* fielen und mit ihnen *die* Kräfte sichtbar wurden, die, wenn auch zumal das Schicksal der Menschheit bestimmend, so doch für imgrunde weltwirkende Gewalten zu gelten hatten. Die Verschiedenheit wächst bis zur Unvergleichlichkeit, wenn wir beachten, daß dergestalt zur Erklärung, sofern das Wort noch am Platze ist, nicht mehr Tatsachen dienen, nicht Prinzipien, nicht die aus beiden gesponnene Dialektik, sondern *Symbole*. — Da eine knappe Erläuterung von Schulers metaphysischer Ikonographie dem Schlußteil vorbehalten bleibt, erwähne ich hier vorgreifend nur die wenigen Punkte, die geeignet sind, den Umriß seiner Gestalt zu vervollständigen. Wenn er den Künsten, wie oben bemerkt, die Eigenbedeutung absprach, so waren sie ihm doch „Exuberanzen" dessen, was allein allem Tun und Erleiden Bedeutung verleihen konnte: des *Lebens*. Was aber wird hier „Leben" genannt? Nicht Leben überhaupt, sondern Lebensglut, und nicht Leben des

Einzelmenschen, nur mittelbar der Pflanzen und Tiere, sondern glühendes Leben „symbiotischer" Verbände, die, indem sie das Haus, die Stadt, die Pflanze, das Tier, die Landschaft einbegreifen, unablässig sich erneuern im Rhythmus hinaus- und zurückflutender Ströme zwischen dem Mittelpunkt und seinen nahen, weiten, weitesten Ringen. Symbol des Mittelpunkts endlich ist das *Sonnenkind*, von dessen möglichen Verwirklichungsformen wir später und in den »Vorträgen« hören werden. Fügen wir hinzu, daß wir die zwei Hauptsymbole ersetzen dürfen durch das der beiden Dioskuren mit Helena inmitten, der Larendyas, des Swastika, so fühlen wir, daß wir ein „fremdestes Bereich" betreten haben, fremder noch als jenes, über das Mephisto Fausten belehrt, bevor er ihn zu den „Müttern" sendet, damit er den „glühenden Dreifuß" heraufhole. Noch *einen* Zug darf ich nicht übergehen, bevor ich mit dem Erzählen fortfahre.

Wir stehen, wie man nicht vergesse, im Jahre 1893. Nietzsche hatte den Untergang Zarathustras verkündet, und allen beherzten Geistern war es gewiß, daß, wenn nicht die Menschheit, so jedenfalls die in Bürgerlichkeit und „Bildung" gebettete Menschheit ein für allemal enden werde. Aus der sterbenden Bohème kam der sentimentale Spottruf vom „fin de siècle". Wer noch Glutreste barg, war sehnender oder fordernder Einzelgänger. Die letzte europäische „Gesellschaft", die des Goethezeitalters, vom Dolchstoß der französischen Revolution getroffen, war nach ungefähr vierzigjährigem Siechtum zerfallen. Hinter irgendeinem unabwendbaren Untergang aber, so schien es dem Zarathustraweisen, so nicht wenigen Einzelgängern, komme ein leuchtender Aufgang. Zu ihnen gehörte auch Schuler, darin und darin allein „Kind seiner Zeit". Seinem oben erwähnten Briefe an Ibsen hatte ein Aufsatz von ihm beigelegen, überschrieben „Einige Gedanken über Ibsens neuestes Werk Baumeister Solneß", erschienen im Märzheft 1893 der damals vielgelesenen Monatsschrift „Die Gesellschaft", der einzige, der von ihm im Druck existiert und von dem ich erst aus Anlaß der Herausgabe des Nachlasses Kenntnis erhalten habe. Er bietet eine überaus feinsinnige Deutung, derzufolge der hochstrebende Baumeister mit dem „kränklichen Gewissen" als ohnmächtiger Befehder der falschen Normen einer Menschheit, der er selbst angehört, zugrundegehen muß, damit die neue Menschheit, die der *Jugend*, auferstehe, versinnbildet durch Hilde, die das ihr versprochene „Königreich" wünscht. Als er, ihrem leidenschaftlichen Drängen folgend, zum zweiten Mal den Turm besteigt, vor dem ihn schaudert, wähnend, er habe die Kraft, sich ganz zu befreien, stürzt er ab. In „diesem Augenblick", so heißt es bei Schuler, „hat der

Geist der Gährung sich völlig aufgelöst in das Neue. Die Mischung beider Welten ist die Substanz seines Wesens, das völlige Erlöschen des Alten sein Ende. Der Baumeister . . . zerschmettert im Steinbruch, aus dem er seine ‚Heimstätten' gebaut: Die Form für den neuen Inhalt. ‚Der Baumeister ist tot.' Wie Harfenton erklang der Jugend sein erster Schritt, der sie ermöglichte, wie Harfenton erklingt der zweite, durch den sie zur Herrschaft gelangt. Und Hilde darf ihr Siegesbanner schwingen: ‚*Mein* — *mein* Baumeister'; denn ihr Königreich ist da." —— Ein banger Schein lag über jenen Jahren, gemischt aus dem Schwarzblau hereindrohenden Verhängnisses und den Flackerflammen verwegenen Aufbruchs. Das Wort von der „Übergangszeit" war in aller Munde, und Proselytenmacher und wahrsagende Gaukler hatten ein reiches Feld. — „Die *alte* Menschheit stirbt", klang schon damals Schulers Seherstimme; aber — und hier flüsterte ihm die trügerische Hoffnung ein —„eine neue Welt beginnt". Die absterbende Welt bedeutete ihm eine solche greisenhaft gewordener Normen, die heraufkommende das Reich einer Jugend, die im Zeichen des Eros stehen werde, aber eines Eros aus — fernen Vergangenheiten. — Doch es wird Zeit, zur Berichterstattung zurückzukehren.

— VI —

Im Sommersemester, bevor ich Schuler kennenlernte, wohnte ich in einer Münchner Pension an der Ecke der Heß- und Luisenstraße und speiste dort mittags eine Zeitlang gemeinsam mit den andern Pensionären, zehn bis zwölf Damen und Herren, die — den sog. besseren Ständen angehörig — recht verschiedenen Alters waren und teilweise ihre Romane lebten oder auch schon hinter sich hatten. Eines Tages fand ich auf dem Platz zu meiner Rechten einen in mehr als einer Hinsicht auffälligen Neuling: der reichlich mittelgroße Körper des sicher noch nicht Dreißigjährigen trug ein knochiges Gesicht mit starkem Unterkiefer, vorgeschobenem Kinn, groben Jochbeinen, etwas überhängender Nase, breiter, flacher, zurückspringender Stirn, von schweren „Sorgenfalten" durchfurcht („un héritage de notre famille" erfuhr ich hernachmals aus dem Munde des Eigners), sehr entwickelten Wülsten über den Augen, schlaffen Wangen, fahler Farbe, erloschenem Blick und unverhältnismäßig riesigem Haarschopf. Der Zwiespalt zwischen der Großflächigkeit der Formen und der scheinbaren Blutlosigkeit der Gewebe wurde verstärkt durch die

Georg

eckigen Bewegungen und die klirrende Stimme, die beständig um den Akzent eines Geringschätzung andeutenden Herrschertons bemüht schien, und vollendete das Bild zur Erscheinung gequälter Verschrobenheit. Im fast unvermischt abstoßenden Eindruck, den ich von diesem Ankömmling empfing, spiegelte sich innere Sterilität samt dem gemußten Bestreben, sie sich selbst und der Umwelt zu verhehlen mit der Maske einer künstlerischen Sendung. Folgerichtig gerieten wir uns sogleich, wie man zu sagen pflegt, in die Haare, indem *er* den Maler Jan Toorop, von dem grade eine Ausstellung zu sehen war, als Bahnbrecher pries, ich ihn als saftlos und manieriert verwarf. — Er nannte sich Etienne George (»George« französisch zu sprechen) und erwiderte mir später auf meine Frage, womit vornehmlich er sich befasse, er sei un poète maudit (frei nach Baudelaire und Verlaine, was ich aber damals noch nicht wußte). — Vernimmt man nun, daß dieser selbe Stefan George berühmt wurde mit Hilfe zweier Männer: meiner selbst, der ich sieben Jahre darauf die Grundzüge meiner inzwischen erkämpften Weltanschauung an seinen Versen zu erläutern versuchte, und Schulers, der ihm unabsichtlich zur Umstellung seiner vermeinten Sendlingsschaft in kultlich schillerndes Prophetentum verhalf, so wird man verstehen, daß hier nur die Hauptereignisse angeführt werden können, die eine derart unwahrscheinliche Verrückung menschlicher Beziehungen im Gefolge hatten. Man wird dabei merkwürdige Mächte am Schicksalsgewebe nicht nur der hier vorschwebenden Personengruppe, sondern der — Menschheit geschäftig sehen. — Zuvor aber ein Wort über Georges *literarische* Bedeutung unter vorläufiger Ausschaltung seiner Persönlichkeit, soweit das überhaupt möglich ist.

George ist *nicht*, in was er mit immer reicher aufgezäumtem Hochmut sich hineinredete: Dichter; *nicht*, als was er am liebsten sich angeredet sah: Meister, es sei denn man verstände darunter den regeltüchtigen „Meistersänger"; sondern er war und blieb bis ans Ende Liebhaber, Liebhaber gebildeter, ephebenhafter Jünglinge und Liebhaber des Fügens schwieriger Verse und sauberer Reime, die unter anderem bestimmt sind, jene Jünglinge zur Nachahmung der eigenen Liebhaberei anzuleiten. Er war nicht Dichter: des Dichters Substanz ist vom „Herzen der Welt", George jedoch befaßt sich ausschließlich mit der eigenen Person und deren Beziehung zu andern Personen. In seiner gesamten Hinterlassenschaft suchen wir umsonst nach einem einzigen Naturlaut. Er war nicht Meister: denn Meisterschaft distanziert das Gestaltete, George dagegen mißbraucht die Klänge und Wörterprächte zu vielsagenden Anspielungen, papierenen Befehlen, gespreizten Verwünschungen, die nur der versteht, den sie angehen sollen. Dennoch hat er das gewaltige Orchester des deutschen Schrifttums um ein fremdartiges Instrument bereichert, das wir nicht missen möchten, wofern nur mit spärlichem Gebrauch man sich bescheidet. — Hier muß ich etwas weiter ausholen.

Es gibt kaum eine Dichtergröße des Abendlandes, der der „Meister" von den Verhimmelungen der „Jünger" später nicht neben- und übergeordnet wurde; demgegenüber lautet sein kurzer literarischer Stammbaum: Opitz, Gottsched und einigermaßen noch Platen, so zwar, daß an Opitz allein schon die wesentlichen Züge dessen auftreten, was George konnte und nicht konnte. — Seit den Deutschen ihre Elementardämonen und kultlichen Bräuche durch das Christentum genommen wurden, leidet das Völkerherz Germaniens an Störungserscheinungen, indem wieder und wieder sein weltweiter Enthusiasmus in Überspanntheit umschlägt, seine Stärke des Weistums in Schulmeisterei, sein wodanischer Zug zur Ferne in kritiklose Überschätzung des Fremden. Beispiele für die drei Schattenseiten im Leben, in der Kunst, in der Politik reichen durch mindestens ein Jahrtausend zurück, und wir mögen billig die unvergleichliche Lebenskraft eines Volkes bewundern, das trotz alledem unverwechselbar es selber blieb und insonderheit die wiederholten Großangriffe auf sein höchstes Gut, die ursprüngliche *Sprache*, siegreich abschlug, kieselharte Fremdstoffe entweder einverleibend oder periodisch unter Kämpfen rücksichtslos ausstoßend. Eine solche Periode war fällig zu Beginn des dreißigjährigen Krieges. Und nun begab sich, was sich zuvor schon begeben hatte und hernachmals wiederholt sich begeben sollte: *der* Mann, dem vom Verdienst an der Befreiung der neuhochdeutschen Mundart von Gallizismen und Latinismen und der Ermöglichung ihres *kunstmäßigen* Gebrauchs ein nennenswerter Anteil gebührt, nämlich Opitz, war gehaltlich ein *un*deutscher Autor, der Motive wie Metren den Klassikern, Franzosen, Holländern entlehnte, dergestalt beiläufig zugleich jener Übersetzerfreude die Bahn brechend, in der wir Deutschen allen Völkern der Erde voran sind.

Das alles findet sich abgeschwächt ähnlich bei Gottsched und abermals bei George, wenn auch unter gänzlich veränderten Umständen. — Schon mit zwanzig Jahren hatte er in Paris den Orakelspender Mallarmé und den wirklichen Dichter Verlaine kennengelernt und brachte von dort nicht nur die Losung l'art pour l'art, sondern auch *die* künstlerischen Grundsätze mit, von denen er lebenslänglich sich nicht zu lösen vermochte: andeutende Kürze — Prinzip der umschreibenden Redeweise, die es dem

Leser überläßt, aus der Ersatzwendung die gemeinte zu erraten[1]) — Zulassung wortartiger Bildungen ohne Sinn (Primitivismus), die, wo sie bei George vorkommen, ans Hebräische gemahnen — Gedichte aus der Kunst und über die Kunst — endlich und vor allem die *Religion der Geste*, worüber hernach. Dem Mitgebrachten tat er hinzu Bebungen einer trockenheißen Leidenschaftlichkeit, die im deutschen Sprachbereich bisher keinen Ausdruck gefunden hatte. — Die, stilgeschichtlich gesehen, somit immerhin Verwunderung erregende Mischung aus Welschtum und sog. Jugendstil (mit entschiedenem Übergewicht des letzteren) ließe jedoch kaum diesen weitbogigen Auslauf berechtigt erscheinen, hätte die Sache nicht noch eine Seite.

Alle Ismen sind vom Übel, weil sie mit Programmen statt mit Werken oder Taten anfangen; aber in den Programmen wenigstens fehlt meist nicht das „Körnchen Wahrheit". Überdrüssig des „Naturalismus", der nach scheinbar vielversprechendem Beginn mit berechtigter Sittenschilderung allgemein entartet war zu romanwütiger Tendenzschriftstellerei, wiederentdeckten die französischen „Symbolisten" und in ihrer Gefolgschaft George, daß Dichtung, die nicht sowohl im Munde des Volkes als vielmehr in Büchern leben soll, wo immer sie ihre Stoffe hole, durch eines und nur eines leben werde: durch Hebung noch unerschlossener *Schätze der Sprache*. Das bedeutete nicht eben viel für Frankreich, wo sogar in den Händen der „Naturalisten" die Prosa auf verhältnismäßig hoher Ebene verblieben war; es bedeutete Beträchtliches in Deutschland, wo nach dem Absinken des Epigonentums ins Süßliche die dichterisch sich gebärdende Schriftsprache der Verwilderung anheimzufallen begonnen hatte. Hier brauchte es wirklich, maßvoll verstanden, Kürze, Strenge, Schulung, hinzugenommen Verpönung der bedrohlich angewachsenen Fremdwörterei. Indem George seine gesuchten, aber stets der Kürze beflissenen Verse von vornherein lehrhaft als Muster neuen Formwillens anzupreisen wußte, gelang es ihm tatsächlich, der Verwilderung Einhalt zu tun und die Lust an sprachlicher Zügellosigkeit zu vertauschen mit der Lust an „schmückenden Geschmeiden" aus sozusagen kultivierten Wörterfolgen. Durch teilweise treffliche Übertragungen zeitgenössischer Autoren Frankreichs, Englands,

[1]) Man sagt etwa „himmelgrünes Glas" und meint Wiesen, sagt (bei Opitz) „blaues Salz" und meint Meer, sagt sogar „sie" und meint ihn; diese den Kenningen später Skaldenkunst vergleichbare, im übrigen aber teils dem Horaz, teils wohl der Kabbala abgelauschte Vertauschungstechnik hat der Richtung den Namen gegeben.

Italiens, Polens, unter denen die ausgewählten Stücke aus Baudelaires „Blumen des Bösen" hervorragen (ungeachtet der luziferische Glanz des Originals nirgends erreicht wird), erweiterte er überdies den sprachlichen Gesichtskreis der damaligen Schriftsteller bedeutend.

Mit alledem wirkte er eine Weile Gutes und hätte vielleicht selbst Dauerndes gewirkt, wäre er — Dichter gewesen. Stattdessen gleich Opitz mit bewundernswerter Folgerichtigkeit auf eines und auf dieses allein bedacht: sich und sein Geschmacksrichtertum durchzusetzen, verlor er an Wissen vom Wesen des Dichterischen, je mehr seine wortkünstlerischen Experimente sich übersteigerten, und hat es in vorgerückten Jahren sich schwerlich verhehlen können, daß die sog. Bewegung, die eingeleitet zu haben er wähnte, vorzeitig in sprachlichem Leerlauf verendet war. — Allein dank oben vermerkter Hochachtung der Deutschen vor der Schulmeisterei und vor dem Weithergeholten wurde ihm noch bei Lebzeiten, was seinem Vorläufer geworden war: ein zwar keineswegs volkstümlicher, aber in zahllosen Broschüren „Intellektueller" gedruckter Ruhm von übergewöhnlichem Ausmaß. Ebenso wie Opitz dem nachgeholfen hatte, indem er mit seinen Preisgedichten bei Grafen, Fürsten, Königen seiner Zeit hausieren ging, ebenso half George nach, indem er gemäß der gewandelten Mächteverteilung sich der Fürsprache — Judas versicherte. Wenn ich damit das Persönliche streife, das hier noch nicht spruchreif, so geschieht es, um vorzubedeuten, daß die orientalischen Vergötzungen dieses Verskünstlers, von denen weiter unten zu reden sein wird, immerhin einen Zuschuß erhielten aus jener einheimischen Überspanntheit, die z. B. den wackeren Paul Fleming bewog, seinen Meister Opitz in den Sonetten, die er dem Dahingegangenen widmete, dem Pindar, dem Homer an die Seite zu stellen! — Doch genug der schrifttumsgeschichtlichen Betrachtungen, die jedoch leider unerläßlich waren angesichts der sogar heute noch und selbst in Deutschland umgehenden Fehlmeinungen über Bezugsquellen und Wert des Georgeschen Werkes.

Der erste Eindruck, so hörten wir, war abstoßend gewesen; und dabei wäre es geblieben, hätte nicht George meine Bekanntschaft *gesucht*. Nicht mehr in diese „Einführung" gehört der Bericht, auf welche Weise es seiner Beharrlichkeit gelang, mich umzustimmen. Genug, nachdem er mir seine 1891 nur für Freunde in seltsamer Ausstattung veröffentlichten Gedichtbändchen „Hymnen", „Pilgerfahrten", „Algabal", jedes versehen mit feierlicher Widmung, überreicht hatte, widerstand ich nicht der Versuchung, ihm aus dem erheblichen Bestande meines dichterischen Lebens-

abschnittes einiges vorzulesen. Durch sein ungeheucheltes Entzücken darüber verleitet, willfahrte ich nach langem Widerstreben seinem dringenden Wunsche, die Szene eines Dramas abdrucken zu dürfen in seinen angeblich nur für „einen geladenen Leserkreis" bestimmten „Blättern für die Kunst", nicht ahnend, daß ich damit in die erste der Schlingen geraten war, von denen ab nun eine ganze Reihe bereit lag, den Fang zu befestigen. — Die zweite knüpfte ungewollt Schuler.

Dieser hatte von George das eine und andre verlauten gehört, entlieh sich von mir die genannten drei Hefte und glaubte zu meiner Verwunderung, keineswegs zwar in George einen Dichter, wohl aber in dessen „Algabal" die Bekundung einer verwandten Sinnesart entdeckt zu haben, was es ihm zur Pflicht mache, den Verfasser für *seinen* Gedanken einer Erneuerung des Altertums durch Umwandlung der Gegenwartsseele zu gewinnen. Ich war es, der zwischen beiden die erste Zusammenkunft vermittelte, die denn freilich wunderlich genug ausfiel.

George hatte drei, wenn man will, „Ideen" vorzulegen: vor allem wesentlich sei die „Wiedergeburt der Kunst" — die Kunst habe durch Schönheit der Form „Stimmungen" hervorzurufen — je mehr sie diese Aufgabe erfülle, umso mehr werde die Gesellschaft, werde schließlich die Menschheit sich läutern, erheben, vergöttlichen. Die für George, den Schmuckbildner, entscheidende dritte „Idee" hat ihn zu folgendem Merkspruch begeistert: „Daß der Deutsche einmal eine Geste, die deutsche Geste bekomme: das ist ihm wichtiger als zehn eroberte Provinzen". Nicht wörtlich genau, aber dem Sinn nach genau hielt dem Schuler entgegen: Sie müssen den Boden, den Sie mit „Kunst", „Stimmung", „schöner Geste" betreten haben, durchstoßen, müssen durchstoßen auch den Boden des darunterliegenden Stockwerks, endlich den des noch tiefer gelegenen, um auf das zu treffen, worauf es ankommt: das *Leben selbst*, im Verhältnis zu dem „Stimmung", „Kunst", „Geste" zu den Überfließungen (Exuberanzen) des Kerns gehören, nicht aber Mächte sind, die den Kern hervorbringen könnten! — Ob George schon damals zur Einsicht gelangte, daß, gemessen am Glutkern des Lebens, seine „Religion der Geste" bloße Chimäre sei, gezeugt von allzu wohlwollender Auswertung seiner Begabungsschranken, ist nicht zu entscheiden; gespürt hat er sicher, einem Mitlebenden gegenüberzustehen, der unter anderem (!) *das* seelisch *war*, wovon ihm nur einige Flitter zu Gebote standen. So schied denn jeder von beiden zwiespältigen Gefühls: George wie angelockt von verbotener und darum *ihm* gefährlicher Frucht, Schuler zwar sichtlich enttäuscht,

gleichwohl der Hoffnung nicht absagend, den Verfasser des „Algabal" allmählich in *seine* Welt herüberzuziehen. — Dadurch indes wurde nun ich in meinem Urteil unsicher: sollte nicht doch hinter diesem George weit mehr stecken, als mir vorderhand zu sehen vegönnt war*t*! Die zweite Schlinge war geknüpft. — Dermaßen übel vorbereitet mußte ich wohl eine Zeitlang dem falschen Zauber anheimfallen, als jetzt *der* Mann auf den Plan trat, von dem inbezug auf Schuler hinfort fast ausschließlich zu reden sein wird. — Hier dürften ein paar Einschaltungen allgemeiner Natur nicht zu umgehen sein.

— VII —

Ans Herz des Lebens schlich der Marder Juda.
Schuler

Wohl hat das 19. Jahrhundert Bedeutendes in den Naturwissenschaften geleistet, besonders in Physik und Chemie, weit mehr aber war es das Jahrhundert der Historik. Nachdem die Romantik auf der ganzen Linie — Geschichte der Staaten, Kulturen, Sprachen, Mythen, Glaubensvorstellungen, Rechtsbegriffe, Künste — den Anstoß gegeben hatte (es sei aus deutschem Sprachbereich nur an Namen wie Humboldt, Niebuhr, Savigny, die Brüder Grimm, Bopp, Pertz erinnert), setzte ein Hochbetrieb der Vergangenheitsdurchforschung und zwar ausnahmslos aller Betätigungsfelder und Hinterlassenschaften sämtlicher Völker ein, wie ihn die Menschheit niemals zuvor erlebt hatte, derart daß eine Geschichte der Historik nur dieses einen Jahrhunderts unfraglich mehrere Bände füllen würde. Es wäre beiläufig zugleich die Geschichte der Entstehung allervorzüglichster Wörter- und Nachschlagebücher. Man entzifferte nicht alle, aber nahezu alle noch unentzifferten Schriftsysteme der Vorzeit, trug in gemächerreichen Gebäuden zusammen die handwerklichen und künstlerischen Erzeugnisse aller Zeiten, durchschürfte den Boden nach Schätzen des Altertums, verschonte mit unersättlicher Wißbegier nicht die entlegensten Nekropolen verschollener Stämme, durchstöberte rastlosen Fleißes die Archive und türmte höher und höher die sorgfältig katalogisierten Gestelle jener kenntnisstolzen Gelehrsamkeit, deren Gefahren für das Leben zuerst aufgedeckt wurden — das wollen wir niemals vergessen — durch Nietzsches 1874 erschienene Abhandlung „Vom Nutzen und Nachteil der Historie für das Leben", der zweiten seiner „Unzeitgemäßen Betrachtun-

gen". „Es gibt einen Grad von Schlaflosigkeit", heißt es dort, „von Wiederkäuen, von historischem Sinne, bei dem das Lebendige .. zuletzt zugrunde geht"; und: „Ein solches unüberschaubares Schauspiel sah noch kein Geschlecht, wie es jetzt die Wissenschaft des universellen Werdens, die Historie, zeigt: freilich aber zeigt sie es mit der gefährlichen Kühnheit ihres Wahlspruches: fiat veritas pereat vita." Das Bild des Übels wie mit vielen Spiegeln umstellend und dadurch den Verfall der Sitten, der Gesinnung, der Gesellschaft, der Erziehung, des Schulbetriebs der Wissenschaften reflektierend, enthüllte Nietzsche, daß im Bildungsmenschen grade sein Lebendiges zu ersticken drohe unter der Mumie der Vergangenheiten, und er deutet wenigstens an, wenn auch mehr noch nicht, daß inzwischen zersetzende Kräfte die künstlich Lebensblinden zu unterjochen am Werke seien.

Nun wird niemand missen wollen, womit unsre Kenntnis des Gewesenen vermehrt wurde von Männern wie Ranke, Schnaase, Gervinus, Curtius, Giesebrecht, Bachofen, Mommsen, Burckhardt, Gregorovius, Mannhardt, Treitschke, Schmoller (und es wären leicht Dutzende nicht weniger Würdige anzureihen), niemand die Enzyklopädien verschmähen, welche die selbstverleugnende Arbeitszähigkeit dreier Menschenalter zusammengetragen; allein, wenn bereits Nietzsche verhängnisvolle Begleiterscheinungen sah und deshalb diese maßlose Historik mit einer Verkümmerung des Lebens in Verbindung brachte, so wird darüber hinaus der heutige Denker in der Verwendung des sei es bloß übersichtlich registrierten, sei es selbst scharfsichtig durchleuchteten Stoffes sich Vorsicht und abermals Vorsicht zur Pflicht machen. Bei ehrlichstem Willen zur Sachlichkeit und Gerechtigkeit fußten nämlich jene Forscher auf einem Vorurteil, das die Klassik gepflanzt, die Romantik nie völlig abzuschütteln vermocht hatte, auf dem Vorurteil: Humanitätsprinzip. Der Glaube an *den* Menschen, *die* Sittlichkeit und mehr oder minder *den* Fortschritt beherrschte nicht nur oder mitgestaltete ihre Deutungen, sondern bestimmte von vornherein die Richtung ihres Suchens und Auswählens, wovon unter anderem die Folge war, daß sie nicht weniges zweifellos mißverstanden, andres ungeachtet ihres Willens zur Lückenlosigkeit *nicht wahrnehmen konnten.*

Gewiß, das geht grundsätzlich keinem Zeitalter anders; wie denn wiederum wir uns des hybriden Glaubens entschlagen müssen, es sei uns gegeben, ganz *ohne* zeitbedingte Vor-Urteile zu forschen. Indes, es gibt richtige und falsche Vorurteile und unter den falschen mehr oder minder verderbliche. Das Humanitätsprinzip aber, zu deutsch: blutarm gewordene

Christlichkeit, gehört leider zu den verhängnisvollsten. Was wir dank der leidenschaftlichen Historik eines ganzen Jahrhunderts geistig besitzen von der politischen Geschichte („Weltgeschichte" genannt), ferner von der Geschichte der Wirtschaftsgestalten, Staatsformen, Rechtsbegriffe, Gesellschaftskörper, Sitten und Bräuche, Religionen, Künste, Wissenschaften, Denksysteme, Erfindungen, Moden, ist nicht durchaus, aber vorwiegend Kenntnis einer Abfolge von Fassaden, Stilen, Bauplänen, hinzugerechnet die meist fragmentarische und der Natur der Sache nach unabschließbare *der* Persönlichkeiten, die im Lauf der Ereignisse repräsentativ hervorgetreten; es ist *nicht* ein Wissen dessen, was für den Gesamthergang des sog. Fortschritts — hier paßt das Wort — z. B. die schubweise erfolgten Errungenschaften der Technik (und zwar schließlich seit der Steinzeit) bedeuteten; ferner, was je und je der Zufall (die Alten nannten ihn „das Schicksal") verschuldete; und es ist, worauf allein es an dieser Stelle ankommt, fast völlige *Un*bekanntschaft mit der nicht mehr wegzustreitenden, weil beweisbaren, Tatsache, daß imgrunde schon seit dem Siege des Christentums, spürbarer seit dem Ende des Mittelalters im Zeitalter der werdenden „Zivilisationen", bestens belegbar aber seit Beginn des 18. Jahrhunderts die kriegerischen wie unkriegerischen Wandlungen innerhalb der Christenheit und somit innerhalb des herrschenden Teils der Erdbewohner wesentlich *planmäßig* stattfanden, genauer unter Leitung verborgener Machtzentren lebensfeindlichen Charakters. Die offenbare (manifeste) Menschheitsgeschichte, so dürften wir kürzer sagen, wurde einigermaßen zutage gefördert, mit der Enthüllung der geheimen (latenten) ist man eben jetzt und nicht ohne Erfolg beschäftigt.

Müssen wir es aussprechen, daß von den verborgenen Machtzentren die Fäden zusammenlaufen in einem und nur einem Zentrum? Muß es noch gesagt werden, wessen Pläne es waren und sind, die die Christenheit, die Zivilisation und zumal deren letzte dreihundert Jahre zu verwirklichen hatten? Für den Deutschen der Gegenwart kaum, insofern wenigstens er dem Machtzentrum zutreffend den Namen *Juda* gibt. Allein die meisten wissen das nur unvollständig, und vielleicht gilt auch heute noch, was ohne Ausnahme 1893 galt für den, der es nicht wußte, und für den, *der* es wußte: von den tausendundeins Masken, in die der „Feind des gesamten Menschengeschlechts" sich verkleidete und verkleidet, *alle* zu erkennen und zu lüften, wird niemandem beschieden sein, der nicht *schmerzliches Lehrgeld bezahlt hätte.*

Dem Sonderbearbeiter des Gebietes stand allerdings schon damals reiches

Material zu Gebote. Seit Eisenmenger 1711 sein „Entdecktes Judentum" hinausgesandt hatte, kam trotz den erfolgreichen Umnebelungskünsten der 1717 „urkundlich" gegründeten Freimaurerei der Argwohn nie mehr zur Ruhe; und es reicht denn von dort bis zu Rohlings „Talmud-Juden" (1. Aufl. 1772; 21.—25. erweiterte Aufl. 1890) man möchte sagen eine — Gegenkette, zu deren Gliedern unter anderem ein Herder gehörte, ferner mit seinen Gesprächen über die Freimaurerei ein Gotthold Ephraim Lessing, ferner der *junge* Goethe mit dem überaus erleuchteten „Jahrmarktsfest von Plundersweilern", das — wer wollte sich wundern! — in den volkstümlichen Goetheausgaben durchweg fehlt; ferner Arndt; ferner Männer wie Meinhold, Toussenel, der abgefallene Jude Brimann, J. Groß-Hoffinger, Rougeyron, Edouard Drumond, Desjardins, Des Mousseaux, Dühring, Böckel, von Scharff-Scharffenstein, Osman-Bey und andre mehr. Allein dieses Schrifttum, soweit die Verfasser nicht unter Schmähungen begraben oder gar ermordet waren, wurde von den maßgebenden Tageszeitungen nach Kräften totgeschwiegen, konnte deshalb dazumal den noch *Lernenden* nicht bekannt sein und stieß außerdem kaum je bis zum Mittelpunkt des Judaismus durch. Teils wurden nur einzelne Wirkungsfelder abgesteckt, so der religiös geheiligte Wucher der Juden, ihre Geldmacht, die Herrschaft über die Presse, der Mädchenhandel, die Prostitution, planmäßige Blutsverseuchung, Ritualmord, teils wurde *nicht* erkannt, daß ungeachtet der von Juden geflissentlich, von der Mehrzahl der Christen unabsichtlich geübten Verschleierung des Sachverhalts das sog. Christentum in jeder Gestalt nur eines der *Werkzeuge* Judas war und ist. Glaubten doch dermaßen profunde Kenner der hebräischen Quellen wie Eisenmenger auf der einen Seite, Rohling auf der andern noch an die Gegensätzlichkeit des Talmud zum — alten Testament!

In diesem Zusammenhang sei daran erinnert, daß die Führer Judas im ganzen wie im einzelnen längst aufs genaueste unterrichtet waren und es hie und da — ausplauderten. Im Jahre 1844 bereits hatte Mardochai-Marx vielleicht etwas voreilig verraten: „Das Christentum ist der sublime Gedanke des Judentums". Im gleichen Jahr erklärte in seinem Roman „Coningsby" der getaufte Jude Benjamin Disraeli (sprich: Lord Beaconsfield), dem es bekanntlich gelang, das Kolonialreich Englands (!) zu verdoppeln: „Die Welt wird von ganz andern Leuten regiert, als diejenigen meinen, welche nicht hinter die Kulissen sehen. Die russische Diplomatie, voll Geheimnisse, vor der ganz Europa erbleicht, wer organisiert und leitet sie? Juden! In Spanien, in Paris und anderswo steht es ebenso." Auch er sprach

es aus, Christentum sei „Judentum fürs Volk", und hat anderswo seinen Stammesgenossen ans Herz gelegt, um alles nicht gram zu sein dem Jesus von Nazareth, da ja doch er sie berühmt gemacht, durch seine Lehren die Verjudaisierung aller Herrenvölker ermöglicht und dergestalt die „wildesten Träume ihrer Rabbiner .. übertroffen" habe! In kaum noch verschleierter Übereinstimmung mit den grauenvollen Verkündungen und Geboten der Propheten, der Thora, des Talmud, des Schulchan-Aruch und der rabbinischen Schriften aus dem 15., 16. und 17. Jahrhundert gab übrigens durch den Gründungsaufruf der Alliance Israélite Universelle der französische Jude Isaac Crémieux bereits 1860 zu verstehen, es sei die Bestimmung des „auserwählten Volkes", die gesamte nichtjüdische Menschheit zu versklaven. —

Endlich darf hier nicht unerwähnt bleiben ein deutscher Forscher, der entschiedener als irgendwer vor ihm die nicht nur in allgemeiner Bedeutung lebensfeindliche, sondern schlechthin lebens*gefährliche* Rolle des Christentums aufzeigte und zwar unter anderem durch den völlig neuartigen Versuch, dessen *Esoterik* herzuleiten aus dem Molochsdienst des frühen Judaismus. Um dem 1847 erschienenen Buche „Die Geheimnisse des christlichen Altertums" von Georg Friedrich Daumer gerecht zu werden, genügt es nicht, seine Deutung christlicher Bildwerke, Brauchtümer, Symbole, Legenden, Verkündungen mit dem Auge des Fachmanns durchzuprüfen und, wenn es gefällt, Fehler über Fehler nachzuweisen; sondern nur der wird zum gleichwohl bestandfähigen Kern des Werkes vordringen, der sich vorweg gegenwärtig hält, daß eine blutigere Gesinnungsrichtung als die christliche niemals auf Erden gewesen ist. Lebte doch das Christentum (und imgrunde bis zum heutigen Tag) von „Blutzeugen" *und* von Häresien, die es — abschlachtete. (Man nehme aus der kaum zu übersehenden Reihe etwa: die Vertilgung der Manichäer, Donatisten, Albigenser, Stedinger, Templer, die mörderischen Kreuzzüge, die „Pariser Bluthochzeit (!)", die Autodafés, die Hexenverbrennungen, die Hussitenkriege, den dreißigjährigen Krieg, die teilweise grauenvollen Methoden der „Bekehrung" frommsinniger Heiden usw.) Mit seiner Gleichung: Christentum = Jahwismus = Molochismus lieferte Daumer ganz ohne Zweifel gewisse substanzielle Unterlagen *der* Ergebnisse, zu denen auf gänzlich anderem Wege, nämlich durch Zergliederung der seelischen Entstehungsbedingungen der „Religion des Geistes", einundvierzig Jahre später Nietzsche gelangte, Ergebnisse, die im einschränkungslos wörtlich zu nehmenden Satze gipfeln: „Das Christentum ist die Religion des Henkers"

(„Götzendämmerung"; ähnlich der gleichzeitige „Antichrist")[1]). — Wenn nun ein Schuler, der die Schriften Daumers niemals kennengelernt hat (ich selbst kaum vor 1920), dessenungeachtet die Namen „Jahwismus" und „Molochismus" gleichbedeutend gebrauchte und mit seiner Auffassung des Judaismus, des Christentums, der Geheimbünde derjenigen Daumers immerhin näherstеht als den Spätwerken Nietzsches (nur daß er tiefer als beide hinuntergräbt), so wird man die Veranlassungsgründe dessen, d. i. die Begegnungen und Begebenheiten, die ihm seit ungefähr 1894 mit mir gemeinsam widerfuhren, ein wenig anders bewerten als die in bloß literarischen „Zenakeln" üblichen Verkennungen und Berichtigungen. — —

Inzwischen ist nicht weniges von dem, was *wir* im vorigen Jahrhundert mit Mühe und unter Einbußen erst erarbeiten mußten, fast zum Gemeingut deutscher Bildung geworden. Dank den Leistungen einer großen Reihe von Forschern bedarf es heute keines Disraeli mehr, damit wir wissen, daß die „Drahtzieher" des Weltkrieges und die Geldgeber der russischen Revolution Juden waren. Was es auf sich hat mit „Humanität", „Weltbürgertum", „Liberalismus", „Amerikanismus", „Marxismus", „Internationalismus", „Kommunismus", „Bolschewismus" usw. sieht heute nur *der* nicht, der es nicht sehen *will*. Aufgedeckt sind die Ziele der Hochgrade des Logenwesens, aufgedeckt die Völkerversklavungspläne Judas, aufgedeckt nicht minder die verbrecherischen Methoden der „Macher" wie ihrer Helfershelfer, aufgedeckt seit dem Bekanntwerden der „Protokolle" sogar die

[1]) Wem es um genauere Einsichtnahme in die Zusammenhänge zu tun ist, den darf ich verweisen auf das Kapitel „Zur Psychologie des Christentums" in meinen „Psychologischen Errungenschaften Nietzsches" (2. Auflage, Leipzig 1930). — Über Daumer unterrichtet man sich mühelos aus der mit Wärme geschriebenen Broschüre: *Hans Kern*, Georg Friedrich Daumer, Der Kämpfer für eine deutsche Lebensreligion (Berlin-Lichterfelde 1936). Hier findet man auch beweiskräftige Belege dafür, daß Daumers spätere Konversion eine Art Verzweiflungstat des von zwanzigjährigen Kämpfen zermürbten und hoffnungslos vereinsamten Mannes war, deren irrige Voraussetzungen schließlich von ihm selber erkannt wurden. Übrigens ging mit der Scheinwandlung eine Blickwende einher, der wir kaum minder Wichtiges verdanken, als es die Aufdeckung der molochitischen Grundlagen des Christentums gewesen war. Seine umfangreiche Schriftenreihe „Aus der Mansarde" (1860—1863) bringt nämlich im vierten Heft unter der Aufschrift „Mysteriologische Studien" Enthüllungen des verderblichen Treibens der Geheimbünde und zumal der Freimaurerei, die zum Besten gehören, was bis dahin über das fragliche Unwesen veröffentlicht worden war.

Hinterabsichten des vorgeblich so heimatsüchtigen „Zionismus".[1]) Mehr als das: der Streit um die Protokolle ist gegenstandslos geworden, seit nicht nur der Großteil ihrer Programme in zahlreichen Staaten verwirklicht wurde, sondern auch führende Juden — des endgültigen Sieges, wie sie glaubten und glauben, gewiß — sich nicht mehr enthalten konnten, den Nichtjuden triumphierend die *trostlose Verblendung* vorzuhalten, durch die sie verhindert wurden, die Machenschaften Judas eher zu durchschauen, als bis es — zu spät geworden! Solche höhnenden Geständnisse, deren Anzahl bereits erheblich, vervollständigen angemessen die über drittehalb Jahrtausende zurückreichenden Gebote und „Weissagungen" der Jahwistik. Zu ihrer Kennzeichnung genüge uns indes ein einziger Beleg. Wir wählen ein paar Stellen aus dem im Januarheft 1928 einer amerikanisch-jüdischen Monatsschrift erschienenen Aufsatze eines in Rumänien gebürtigen, in New-York wohnhaften jüdischen Schriftstellers. Der Aufsatz hat die Form eines Briefes, *von* Juda *an* die Christenheit gerichtet.[2])

„Der wahre Grund Eures Kampfes gegen uns ist nicht, daß wir die An-

[1]) Wer sich über die Belege orientieren will, sei für das Geheimbundwesen verwiesen auf: *Friedrich Wichtl*, Weltfreimaurerei, Weltrevolution, Weltrepublik (1. Aufl. 1919; 11., herausgegeben von Berg, 1928, München); für Juda und den Zionismus auf: *Alfred Rosenberg*, Der staatsfeindliche Zionismus (1921, neuerdings Berlin 1938); *Derselbe*, Die Protokolle der Weisen von Zion und die jüdische Weltpolitik (1923, München, 25. Aufl. 1933); *Ulrich Fleischhauer*, Die echten Protokolle der Weisen von Zion (Erfurt 1935); gutes Material bringt auch *Gottfried zur Beek* anläßlich der von ihm zuerst unter der Aufschrift „Die Geheimnisse der Weisen von Zion" deutsch veröffentlichten Protokolle in den früheren Auflagen des Buches; *Passarge*, Das Buch vom Kahal (Leipzig 1928); *Theodor Fritsch*, Handbuch der Judenfrage (38. Aufl. Leipzig 1935). — Wer sich an den zuverlässigen Angaben des hier angeführten Schrifttums schon einigermaßen geschult hat, wird nicht ohne Gewinn das merkwürdige Buch „Deutscher Geist oder — Judentum!" (1921) des abgefallenen Juden *Arthur Trebitsch* zur Hand nehmen. Die Begriffe und Spekulationen des Verfassers sind zwar unbrauchbar; aber seine Witterung für die Schleichwege seiner Rasse ist naturgemäß erheblich. Das Zitat über dem 10. Abschnitt gehört zu den Wahrworten, die er seinem Buche voranstellt.

[2]) Nachstehende wörtliche Auszüge entnehme ich dem ersten der beiden Aufsätze, welche die „Weltdienstbücherei, Heft 5, 1936" (U. Bodung-Verlag, Erfurt) unter der Aufschrift „Zwei jüdische Aufsätze vom Juden Marcus Eli Ravage" aus dem amerikanischen The Century Magazine, Januar und Februar 1928, deutsch *und* englisch zum Abdruck bringt. Da immer wieder Zweifel an der Echtheit derartiger »Bekenntnisse« aufzutauchen pflegen, habe ich den *Originaltext verglichen*.

nahme des Christentums verweigerten, sondern daß wir Euch das Christentum aufbürdeten." „Was hat es für einen Zweck, Worte zu verlieren über die angebliche Kontrolle Eurer öffentlichen Meinung durch jüdische Finanzleute, Zeitungsschreiber und Kinomagnaten, wenn Ihr uns ebensogut der bewiesenen Oberaufsicht über Eure ganze Zivilisation durch den jüdischen Mythus anklagen könnt? — Ihr habt noch nicht einmal den Anfang gemacht, die wahre Größe unsrer Schuld zu erkennen. Wir *sind* Eindringlinge. Wir *sind* Zerstörer. Wir *sind* Umstürzler. Wir haben Eure natürliche Welt in Besitz genommen, Eure Ideale, Euer Schicksal und haben Schindluder damit getrieben. Wir waren die letzte Ursache nicht nur vom letzten Krieg, sondern von fast allen Euren Kriegen. Wir waren die Urheber nicht nur der russischen, sondern aller größeren Revolutionen in Eurer Geschichte." „Wir machten Euch zum willfährigen und unbewußten Träger unsrer Mission in der ganzen Welt, bei den wilden Völkern der Erde und den unzähligen ungeborenen Generationen." „Unsre Stammessitten wurden der Kern Eures Sittengesetzes. Unsre Stammesgesetze lieferten das Material für die Fundamente all' Eurer erhabenen .. Rechtssysteme. Unsre Legenden .. sind die heiligen Botschaften, die Ihr Euren lauschenden Kindern mit geheimnisvoller Stimme .. zuflüstert. Eure Gesang- und Gebetbücher sind mit den Werken unsrer Dichter angefüllt .. Unsre Könige, unsre Propheten und unsre Krieger sind Eure Heldengestalten. Unser früheres Ländchen wurde Euer Heiliges Land. Unsre nationale Literatur ist Eure Heilige Bibel." „Ein jüdisches Mädel ist Euer Ideal der Mutterschaft und des Frauentums. Ein jüdischer Rebellenprophet ist der Mittelpunkt Eurer Gottesverehrung. Wir haben Eure Götzen niedergeworfen, Euer rassisches Erbe beiseitegedrängt und dafür unsern Gott und unsre Tradition untergeschoben." „Paulus machte seine Sache so gut, daß nach Ablauf von vierhundert Jahren dieses große Reich (gemeint ist das der Römer), das sich Palästina und die halbe Welt unterworfen hatte, nur mehr ein großer Trümmerhaufen war. Und das Gesetz, das von Zion ausging, wurde die offizielle Religionsform Roms. — Dies war der Beginn unsrer Macht in Eurer Welt. Doch es war nur der Anfang. Von diesem Zeitpunkt an ist Eure Geschichte nur wenig mehr denn ein Kampf um die Vormachtstellung zwischen Eurem alten heidnischen und unserm jüdischen Geiste. Die Hälfte Eurer Kriege .. sind nur Religionskriege, die ausgetragen wurden wegen der Auslegung der einen oder andern Stelle in unsrer Lehre .. Ihr griffet die Ausübung der heidnischen, römischen Lehre nicht eher an, als Luther, bewaffnet mit unserm Evangelium, aufstand, um ..

unser Erbe wieder auf den Thron zu setzen. Nehmen Sie die drei großen Revolutionen der Neuzeit, die französische, die amerikanische und die russische Revolution. Was waren sie andres als der Triumph der jüdischen Idee von sozialer, politischer und wirtschaftlicher Gerechtigkeit?"

Kein Zweifel, das alles kann man unter anderem aus Nietzsche lernen, und wahrscheinlich ist der jüdische Autor mit den Spätwerken Nietzsches vertraut gewesen; allein, wer glaubte es zu der Zeit, da Nietzsche es aussprach, und wie viele wissen es nach wie vor *nicht* auf der Gegenseite, wo doch über den beiden „Testamenten" unentwegt die Köpfe rauchen und tagtäglich ein Buch erscheint über das neue und eines über das alte, eines über Jesus, eines über Paulus, eines über Petrus, nein, *mehr* als deren je eines! Wer aber den Judaismus im Christentum nicht erkannt hat, der hat ihn überhaupt nicht erkannt. — Und so wären wir denn hinreichend vorbereitet zu vernehmen: wieviel verborgene „Weltgeschichte" ans Licht gezogen wurde, noch mehr verborgene „Weltgeschichte" ist unaufgedeckt. Generationen von Forschern werden nötig sein, um alle Geschichtsfälschungen Judas richtigzustellen, versteht sich, soweit das nachträglich möglich ist. Noch liegt verschüttet oder besudelt im Staube manches Standbild, das es zu reinigen und aufzurichten gilt, und noch *steht* manches, das besser zertrümmert im Staube läge. — Schulers Nachlaß bringt dazu einen Beitrag in sogar „exoterischer" Sprache, sein Leben aber ist selbst ein Beitrag. —

Und wenn uns *die* Verkleidungen nicht mehr täuschen, die Juda erfolgreich für seine Zwecke benützte vor hundert, vor fünfzig, vor dreißig Jahren, sind wir deshalb schon sicher, jede zu kennen, die es heute bevorzugt? Das Unwesen z. B. der Geheimbünde wurde durchschaut. Aber wer einmal persönlich die Schleichwege Judas wahrzunehmen gezwungen war, fragt sich sofort, ob deren Führer inzwischen nicht neue Stellungen bezogen haben, um, gedeckt durch die Preisgabe verlorener und verlassener Posten, an denen der Forschungseifer sich sättigt, *anderswo* unterirdische Gänge zu graben. Wissen wir, ob es nicht scheinarische Bestrebungen, Verkündungen, Gruppen gibt, hinter denen, von wiederum „dreifacher Nacht umhüllt", als lenkende Macht abermals, um mit den „Protokollen" zu reden, „hebräische Ideale" stehen?

Und selbst das noch sind Vordergrundsfragen gegenüber der wesentlichen: was *ist* der Jahwismus? Der Jahwismus nicht als Lehre und Forderung, denn das wurde längst ermittelt, sondern als Blutsbeschaffenheit seiner Präger und Agitatoren? Erst wer auf diese Frage *die* Antwort hätte,

die nichts zu fragen mehr übrigließe, wäre imstande zu erklären, was ohne Rest noch niemand zu erklären vermochte: wie konnte der Jahwismus Herr werden über die heidnische Götterwelt der Hellenen, über das gewaltige Römerreich, wie konnte er, wenn auch mit römischer Hilfe, schließlich erst vollends bezwingen die Südgermanen und Nordgermanen? — Zur Lösung dieser recht eigentlich finsteren Probleme bringt Schulers Nachlaß einen Beitrag von, wie mir scheint, höchster Bedeutung, obschon in der Sprache der Symbolik. Nicht unvorbereitet und weit entfernt von Vertrauensseligkeit, vielmehr als ein schon Wissender trat er ins Zwielichtreich des Magus ein; aber er brauchte Jahre, es zu durchmessen, und er verließ es ärmer an Schätzen, reicher an Einsicht. —

— VIII —

Ab jetzt geht der Bericht auseinander in Darstellung dessen, was sich zu begeben *schien*, und dessen, was sich tatsächlich begab. Da zu diesem die Kenntnis von jenem erfordert wird wie zur Lösung des Rätsels das Rätsel, so sei denn mit ihm begonnen. — War es schon 1895 oder erst im folgenden Jahr, genug, es wählte seinen Wohnsitz in München ein ebenso ungewöhnlicher wie hervorragender Mann, der, durch Gunst der Umstände aller Sorge für den Lebensunterhalt überhoben und ausgezeichnet durch eine Reihe „bestrickender" Eigenschaften, sein Haus zum Mittelpunkt einer unabsehbar mannigfaltigen Geselligkeit und insbesondere zum dauernden Treffpunkt der vier bis fünf wesentlichen Persönlichkeiten von damals zu machen verstand. In der Gestalt Karl Wolfskehls, des 1869 in Darmstadt geborenen Sohnes eines reichen jüdischen Bankiers, trat uns ein *altrassiger* Judentypus entgegen, wie er nicht allein mir, wie er selbst Schuler bis dahin unbekannt war und wahrscheinlich deshalb garnicht bekannt sein *konnte*, weil es des doppelsinnigen Nimbus der neunziger Jahre bedurfte, um ihn auszugestalten, hinzugenommen Münchens seelenatmosphärischen Wetterstand. Wohl kam er als „Georgianer", von George persönlich uns zugeführt und empfohlen, und es wird weiter unten zu klären sein, was es damit für eine Bewandtnis hatte; allein das trat vorderhand als ungewichtig zurück hinter einer aufreizenden Vielgesichtigkeit, die den Betrachter beständig im Zweifel ließ, *was Maske, was Wesen sei.*

Verharren wir einen Augenblick bei Äußerlichkeiten! Sehr großer Wuchs, tiefdunkles Haar, Assyrerbart, kühn vorspringende Nase, fast

immer unruhig bewegt, mit falterartig taumelnden Schritten sein geräumiges Arbeitszimmer durchmessend, die Augen, hinter schärfsten Gläsern verborgen, bald wie erblindet tastend, bald im Sekundenbruchteil einen stechenden Blick versendend, bald ekstatisch flackernd — ein mindestens nicht alltägliches Bild. Offen liegt zutage und wird keineswegs verheimlicht der unersättliche Hunger nach Menschen. Ob morgens, mittags, nachmittags, abends, nachts, dieser Mann braucht Menschen, will jeden und jede kennenlernen, findet jeden, kaum wahrgenommen, vorläufig interessant, bemerkenswert, wo nicht in irgendeiner Hinsicht unerreichlich, findet jede ebenfalls vorerst interessant, dazu schön, über die Maßen schön, sei sie jung, mittelalterlich, Greisin, wirklich schön, nichtssagend, abstoßend häßlich; kann gleichwohl von jedem und jeder auch Schattenseiten zutreffend kennzeichnen, nur daß die lichten — einstweilen — ausnahmslos vorherrschen. Seinen völligen Mangel an unmittelbarer Beziehung zur Landschaft, gleichgültig welcher, faßt er selbst in die Worte: „Menschen sind meine Landschaft". Und allerdings — damit greifen wir vor — ohne Menschen, die er, symbolisch geredet, verzehrt, sänke seine Seele, gesetzt er habe eine, ins Bodenlose. Er unterhält sich mit jedem auf seine Weise, mit jeder auf ihre, witzelt in Darmstädter Mundart beliebig lange ohne Ermüdung über nichtigste Nichtigkeiten und — spricht Blitze über das Weltgeheimnis, für dessen sichtbare wie unsichtbare Strahlen seinem Geiste die Facetten geschliffen sind.

Ich bin schon vom Äußerlichen abgekommen und wende noch einmal um. — Die alles himmelhoch preisende Scheinbegeisterung, gepaart mit einem Urteilsvermögen, das auf die Person abzustellen wußte und dadurch jeden verband, ohne der Eitelkeit des andern zu nahezutreten, wirkte auf manche, darunter zumal auf Frauen, die sich solchermaßen angeschwärmt fühlten, als eine Art liebenswürdiger Kindlichkeit; eine Wirkung, die der Virtuose der Maske unauffällig zu unterstreichen nicht verfehlte. Da er zudem niemals von sich sprach, außer etwa scherzhaft herabsetzend, seine Gedanken freigebig umherstreute und es selbst dem banalsten Mitläufer im mindesten nicht übelnahm, wenn der sie unter eigenem Namen — veröffentlichte, so war er im engsten Wortsinn „gewinnend", wurde weit von den meisten geschätzt und übrigens von nicht wenigen als „harmlos" beurteilt. Hier greife ich nochmals vor.

Gewissen Personen ist es eigen, in langweiliger Gesellschaft langweilig, in witziger witzig, in heiterer aufgeräumt, in schlüpfriger lasziv, in trübsinniger schwermütig sein zu *müssen*. Zu ihnen gehörte Wolfskehl, aber

mit einer Nebengabe, in der ein charakterkundlich von grundaus Geschulter den Schlüssel zum Eigensten seines Wesens gefunden hätte: mit der Nebengabe, die jeweilige Klangfarbe überbieten zu müssen und ohne Ausnahme mit Erfolg. Es will freilich nicht viel heißen, wenn einer in langweiliger Gesellschaft der Dumpfste ist, aber es will gewiß etwas heißen, wenn er in gelehrter Gesellschaft den Gelehrtesten an Gelehrsamkeit, in geistreicher den Geistreichsten an Geist, in tiefsinniger den Tiefsinnigsten an Tiefsinn alsbald um ein weniges übertrifft. — Damit ist der Punkt erreicht, von dem aus es sofort verständlich wird, weshalb Wolfskehl für mich und noch höheren Grades für Schuler eine Jahre hindurch anhaltende Bedeutung gewann.

Wann und wie er Germanistik (!) studiert hatte, wann und wie er irgendein wissenschaftliches Werk zu lesen vermochte, wo doch tagtäglich seine gesamte Zeit bis weit nach Mitternacht der Geselligkeit gewidmet war, blieb unerfindlich. Welches Erstaunen mußte es daher erregen, ihn im jederzeit verfügbaren Besitz eines beneidenswerten Reichtums erlesenster Kenntnisse nicht etwa nur auf dem Gebiete der Germanistik zu finden, sondern der Weltliteratur von den ältesten bis zum heutigen Tage, der Kulturgeschichte und Vorzeitforschung, der Religionswissenschaft und Mythenkunde! Ich habe ihn sich unterhalten hören mit Völkerforschern über Totemismus oder „Trojaburgen", mit Altphilologen über schwierige Probleme der Metrik in den Chorgesängen der Tragiker, mit Archäologen über die antike Oikos-Idee, über den Brauch der Theoxenien, über Inkubationsmantik, mit Ägyptologen über die anch-Schlinge (Henkelkreuz, „Nilschlüssel"), mit Tonkünstlern über abseitige Kapitel der Musikgeschichte, mit sehr unterrichteten Ästheten über Lecomte de Lisle, François Coppée, Huysmans, Henri de Régnier, Rimbaud, Wilde, Beardsley und gewann jedesmal den Eindruck, der Aussprache zweier Fachleute beizuwohnen, da denn gemäß dem im vorigen Absatz Gesagten er den „eigentlichen" Fachmann womöglich an Kenntnissen, bestimmt aber an scharfsinniger Ausdeutung hinter sich ließ. — Hier und nur hier fand Schuler den Mann, der ihm in unterste Abgründe seiner Mysterien unverzüglich folgte, selbst angesichts dieser Welt von einzigartiger Fremdheit im Nu sich auskennend und hie und da ein ihm jetzt erst begegnendes Katakombengemälde mitaufhellend.

Es würde mich vom Hauptgegenstande abdrängen und wäre außerdem überflüssig, auch nur irgendeine der mehr oder minder merkwürdigen und teilweise selbst bedeutenden Persönlichkeiten namhaft zu machen, die im

Laufe der Jahre teils regelmäßig, teils selten und in wechselnder Folge an Wolfskehlschen „Jours" teilnahmen oder sogar bei Gesprächen zwischen Schuler und Wolfskehl gelegentlich mittaten; denn von diesen „Jours" nahm Schuler den einen oder andern nur in Kauf, während die wesentlichen Unterhaltungen unabhängig davon stattfanden mit Schuler als dem selbstverständlichen Mittelpunkt und allen sonst Anwesenden, eingerechnet Wolfskehl, als der Peripherie. Im Verhältnis zu *diesem* „Kreise" war ich mindestens zwei Jahre hindurch lernender Zuschauer; und was ich aus ihm davontrug, war neben manchen nicht zu verachtenden Nebensachen das anfangs allmähliche, dann mit rasch steigender Beschleunigung wachsende Verständnis für die Wunderwelt Schulers und im *Ringen* mit ihr das freilich langsamer reifende Verständnis der eigenen Notwendigkeit und unerbittlichen Aufgabe. Solcherart mehrseitig gefesselt und verkettet, übersahen wir beide, Schuler und ich, lange und allzu lange, daß wir heimlich sehr andern Zwecken dienstbar gemacht werden sollten. — Doch ich bleibe noch bei den offenbaren Begebenheiten, die am besten gekennzeichnet werden durch wenige Gipfelstellen.

Wer damals als Neuling zufällig in eine jener nächtlichen Runden wetterleuchtender Gedanken hineingeriet, verließ sie in einer Art Betäubung, und es kam vor, daß ihm davon zeitlebens ein Merkmal blieb, wenn auch nur in der Form der nie mehr abzuweisenden *Ahnung* des vorher ungespürten — Rätsels der Sphinx. Eine Unmenge von heute größtenteils schon verschollener, teilweise noch lebender oder wenigstens scheinlebendiger Literatur schöngeistiger wie halbwissenschaftlicher Art entstand und existiert lediglich durch achtlos in solchen Nächten verstreute und von gierigen Fingern aufgelesene *Salzkörnchen*, die dem Kessel voll brodelnd sich ausgebärenden Wissens nebst andern Würzen beigemengt zu werden bestimmt waren. — Da Wolfskehl trotz seiner Fähigkeit zu nüchternster und schärfster Kritik aus dem Erbe altjüdischer Rasse einen Hang zum Wunderbaren samt dem Glauben und Aberglauben an die Wirklichkeit magischer Riten mitbrachte, vollzog sich unter Schulers Führung gleichsam nebenbei und für weniger zum systematischen Denken Geneigte, als ich es war, nahezu unmerklich die Abkehr von der verstandeshochmütigen „Gehirnstrolcherei" der zweiten Jahrhunderthälfte und die Zukehr zu einer damals völlig neuartigen Bewertung des Blutes als *der* Substanz, die über das Gepräge des Seelenlebens entscheidet. Von der oben schon gestreiften „Blutleuchte", in gewissen Zusammenhängen auch „Essenz" genannt, fiel ein bald furchtbares, bald verklärendes Licht auf zahlreiche Sagen, Bräuche,

Kulte der Vergangenheit wie: Blutsbrüderschaft, Blutrache, Sühnung mit Blut, Heilungszauber mit Blut, Abwehrzauber mit Blut, rituelles Bluttrinken, Eingeweideschau, Kinds- und Jungfrauenopfer, Vampyrismus, Molochismus, nicht zu vergessen die vom gesamten Altertum bezeugten Strahlungen, die als Nimbus und Aura beschrieben werden.

Damit ging naturgemäß Hand in Hand eine Auffassung der Entwicklungsbahn des Abendlandes, die von der in Geschichten der Philosophie und Geschichten der Kultur beliebten nicht etwa nur in Einzelheiten und durch Richtigstellungen, sondern grundsätzlich abwich, indem weder in „Ideen" noch in Wirtschaftsgestalten der Quellpunkt der Begebenheiten gesucht wurde. Vielmehr galten diese für freilich gewichtige Folgeerscheinungen, jene für nurmehr eine dünne Begleitmusik, veranstaltet von fistelstimmigen „Intellektuellen", gewisser Wandlungen der Seele des Blutes, Wandlungen, die, wie wir hören werden, allerdings mitbestimmt wurden durch „realsymbolische" und infolgedessen gleichsam elektrodynamisch wirkende Taten liebender oder hassender „Wissender". Nannte jemand Schuler gegenüber unter den Hindernissen, die der von ihm erhofften Umwälzung der Menschheit entgegenständen, den Intellektualismus, so pflegte er zu erwidern: „Die Intellektuellen wischt man mit dem Scheuerlappen weg". Seine Denkweise, abhold dem Allgemeinbegriff und vollends jeder höheren Abstraktion, war in nicht überbietbarem Grade konkret (dadurch *mir* z. B. Einblicke ermöglichend in den sonst mir für immer verschlossen gebliebenen Sinn des dicht gespannten Zeremoniendienstes fast aller außergeschichtlichen Völker sowie des kaum dahinter zurückbleibenden Indigitamentenwesens der Römer); und sie war durch und durch substantiell, nur daß man unter den Substanzen zugleich und sogar überwiegend seelische Substanzen zu verstehen hat, eine Bedeutungseinheit, auf die ich im Schlußteil zurückkomme. — In alledem sekundierte ihm Wolfskehl mit den Blinkfeuern seines immer erregten und, wenn aus solchem Borne gespeist, in dunkelste Schlünde zündenden Geistes.

Im Mittelpunkte von Schulers Erforschung des Innern stand damals das auf indisch „Swastika", auf deutsch „Hakenkreuz" genannte Symbol, dessen Entstehung er mit Recht in vorgeschichtlicher Zeit ansetzte. Da ein paar unumgängliche Erläuterungen dem Schlußabschnitt vorbehalten sind, hätte hier die Erwähnung unterbleiben dürfen, gälte es nicht, einer Mißdeutung zu wehren und zugleich ein seelengeschichtliches Datum festzuhalten. — Während die meisten Leser ohne Erläuterung sicher verstehen und zum Teil auch billigen werden, was im ersten der „Vorträge" unter „Urzeit und geschichtliche Zeit" vom Swastika handelt, dürften ebenfalls die meisten geneigt sein, die genauere Ausführung Schulers in den Zugaben (unter den Anmerkungen aufzusuchen) für phantastisch zu halten. Ich stelle noch zurück, was diese Bewertungsverschiedenheit aufzuhellen geeignet wäre, bemerke aber: man würde irren mit der Annahme, Schuler sei ungenügend vertraut gewesen mit dem gelehrten Schrifttum über das Swastika[1]). Reichlich anderthalb Jahre lang trug er sich mit dem Gedanken, dem Hakenkreuz eine Dissertation zu widmen, las deshalb eine nicht geringe Anzahl von Abhandlungen darüber, um dann seine Absicht ein für allemal aufzugeben, indem er erklärte, mit dem gedruckten Unsinn völlig ahnungsloser Kathedergrößen sich einzulassen, sei nicht seine Sache. Wichtiger ist die geschichtliche Erinnerung. — Nicht zu entscheiden wage ich, wie weit die Auferstehung des Hakenkreuzes in der Gegenwart zusammenhängen könne mit Impulsen, die von Schuler ausgingen in den Jahren 1895—97; gewiß aber ist, daß diese von Wolfskehl aufgegriffen und weitergegeben wurden, vorweg an George, nächstdem an die Mitarbeiter der „Blätter für die Kunst" und wieder an deren Folger bis hinunter zu den spätesten Nachzüglern, von denen um die Herkunft natürlich keiner mehr wußte. Der Beweis dafür folgt weiter unten.

Wer das „Odin-Fragment" liest, wird sich nicht wundern zu hören, daß Schuler zur Kennzeichnung der Wesensgegensätzlichkeit von Swastika und nicht zwar dem Kreuz überhaupt, wohl aber dem christlichen Kreuz für dieses die Wendung „kastriertes Swastika" zu gebrauchen pflegte; womit sich in cäsarischem Geist gespiegelt sieht diejenige Macht, deren weltgeschichtlicher Vernichtungskampf gegen Seele und Kult des Heidentums den *Herd* des Gedankenzyklons eines vollen Jahrsiebentes bildete. Hinter dem Gekreuzigten, dessen Deutung durch Schuler hier noch nicht spruchreif ist, und vollends seinem Verkünder Saulus-Paulus steht Jahwe und demgemäß Juda als Träger des Jahwismus. Das Swastika offenbart sich im Gegenschein des Marterkreuzes, das Marterkreuz im Gegenschein des Swastika. Und nun vernehme man ein Meisterstück jüdischer Schutzanpassung! Wer, im Gleichnis gesprochen, zum Autodafé des Jahwismus die kräftigsten Scheiter herbeitrug, war Wolfskehl! Aus List, aus Selbstbetrug? Keines von beiden! — Es bliebe noch in den zu flachen Begriffen des Anti-

[1]) Wie ich von Fachleuten höre, würde am besten „*der* Swastika" geschrieben. Schuler schwankt zwischen dem weiblichen und dem sächlichen Artikel, gebraucht aber in *metrischen* Zusammenhängen den sächlichen, weshalb ich diesen bevorzuge.

semitismus der achtziger Jahre stecken, wer die Ursache jüdischen Sichverhaltens und Könnens *nur* in den jederzeit bewußtseinsfähigen Charakterzügen suchen wollte, statt außerdem sie zu suchen in einer auch *ohne* Bewußtsein zielsicher treibenden Blutsbesonderheit, kraft deren Juda streitet und streiten muß nicht etwa nur mit dem Blute der Indogermanen, sondern der Menschheit schlechthin und demgemäß, falls erforderlich, Umstellungen vollbringt, die der Wille allein zu vollbringen außerstande wäre. Jene andern und sehr bekannten Charakterzüge, die Juda beiläufig mit nicht wenigen Nichtjuden teilt, reichen aus zur Erklärung betrügerischer Reklame, abscheulicher Börsenmanöver, unfaßbar geschickt verschleierten Wuchers, unangreifbar gemachter Patentdiebstähle, des Langfingertums in Wissenschaft, Philosophie und Kunst; sie reichen *nicht* mehr aus zum Verständnis der Tatsache, daß, um ein Beispiel zu wählen, dessen Anwendung keinem Leser schwerfallen dürfte, der Zyklus »Die Nordsee« vom Juden Heine gedichtet werden konnte. —

Auch inbezug auf Wolfskehl werde ich etwas zu enthüllen haben, sobald ich von den Begebenheiten zur Deutung der Begebenheiten übergehe; für sein Mitkämpfertum gegen Jahwe indes brauchen wir Listigkeiten nicht in Anspruch zu nehmen. — Wie den Fachleuten bekannt, wurde noch keine Einigung erzielt über die *ursprüngliche* Natur der Hebräer. Mag auch die in antisemitischen Kreisen des vorigen Jahrhunderts ziemlich verbreitete Hypothese gründlich fehlgreifen, wonach der namengebende Stamm der Hebräer, nämlich Juda, volksverschieden und womöglich rasseverschieden gewesen sei von den „Israeliten", die er geistig geplündert und politisch unterjocht habe, so steht doch fest, daß das jahwische Judentum wieder und wieder zu kämpfen hatte mit einer Unterschicht des eigenen Volkes, für die es ebenso wie für andre Heiden heilige Steine, heilige Büsche, heilige Quellen gab. Jedermann weiß, daß Jahwe seine haarsträubenden Verfluchungen nicht nur gegen alle Nichtjuden spie, sondern auch ohne Erbarmen gegen die, von ihm aus gesehen, verruchten „Götzendiener" unter den Juden selbst. Unverzüglich aus Blutsteilhabe sich einig erklärend mit dieser nach ihrer Kultausübung „dämonistisch" genannten Unterschicht, machte Wolfskehl sich zum überzeugenden Mitstreiter Schulers gegen Jahwe. —

Wolfskehl verschwieg uns nicht, daß er Zionist sei. Sollte nun angesichts dessen der Leser von heute einen Schuler für bedauernswert kurzsichtig halten, so vergäße er, daß der Sachverhalt mit Namen „Zionismus" für den außerhalb seiner Stehenden im Jahre 1939 etwas anders aussieht,

als er aussah im Jahr 1896! Gab es doch damals sogar Antisemiten genug (und es waren die dümmsten nicht), die etwa *so* urteilten: Gut, wenn der Jude selbst einsieht, daß er nach Palästina gehört, statt unter Wirtsvölker, die ihm zur Beute dienen! Für uns freilich lag es noch wesentlich anders. Grade durch seinen Zionismus schien Wolfskehls Verwerfung des Jahwismus beglaubigt zu werden. Der nomadische Jude, so ungefähr lautete dem Sinn nach die Begründung, der händlerische, durch Völker und Zonen verstreute, alle bewuchernde, buchstäblich „bodenlose" Jude schwinde dahin und weiche *dem* Juden, der, aus der Zerstreuung ins Land seiner Herkunft zurückgekehrt, den Boden bebaut, das „Gesetz" Jahwes verachtet und innerhalb der zu erhoffenden Erneuerung des Heidentums das besondere erneuert, um deswillen die ehemalige Unterschicht seines Volkes der Rache Jahwes sich ausgesetzt fand. —

Durchstoßen wir das Äußerliche des Leitgedankens, der in der Formel von „Blut und Boden" inzwischen zur kämpferischen Losung geworden ist, so kommen wir zu jener gebärenden und wieder zurücknehmenden Macht, deren Kult in jedem beliebigen Volke irgendwann einmal mittelpünktliche Bedeutung hatte, mochte er mehr den Symbolen von Erde, Nacht und Unterwelt gelten oder mehr denen des Baumes, des Samenkorns und der Großen Mutter[1]). Schulers Weg — wie immer ein Weg nach

---

[1]) Seit ich im Quellennachweis meiner eingangs genannten Schrift 1922 unter anderem Bachofen genannt oder vielmehr ihn, wenn auch mit kritischen Einschränkungen, gefeiert hatte als den „vielleicht größten Erschließer des urzeitlichen Bewußtseinszustandes" der Menschheit, hat dieser bei Lebzeiten niemals verdienstgemäß gewürdigte Forscher eine Art literarischer Auferstehung erfahren. Es erschienen Neuausgaben zweier Hauptwerke; es brachten rührige Verleger Auszüge aus seinen Schriften heraus, in wörtlicher Fassung wie auch — man staune — frisiert, mit und ohne Kommentare; es bemächtigten sich der Sache die Literaten, voran solche, die zwar von ihm gehört, keineswegs jedoch in seine (schwierigen) Schriften sich vertieft hatten; und damit auch die Komik nicht fehle: es entbrannte ein Streit, wer eigentlich der „Wiederentdecker" gewesen sei, da denn manche sich für Schuler entschieden, manche für Wolfskehl, andre für mich. Nun, zweifellos keiner der drei würde darauf Gewicht legen, da ihrer jeder das Werk für einigermaßen bedeutungsvoller hielte als dessen sog. Wiederentdeckung. Wenn ich gleichwohl im Vorbeigehen denen genug tue, die es gern wüßten, so deshalb, weil damit ein Irrtum behoben wird, der *Schuler* betrifft.

In Fachkreisen der Völkerforscher und Rechtsgeschichtler war Bachofen bekannt und wurde er auch niemals vergessen. Was aber seine Bedeutung für die Erschließung der Urzeitseele betrifft, so hatte um 1899

innen — nahm seinen Anfang bei den planmäßig nie noch durchforschten Zuständen empfängnisbereiter Pathik und umkreiste in einwärts gerichteter Schraubenlinie das Geheimnis der seelischen Selbstbefruchtung, vermöge deren ebenfalls jedem beliebigen Volke irgendwann einmal im Symbol sich erschlossen habe der zweigeschlechtliche Kern alles Schöpferischen und schließlich des rastlosen Sichwiederverjüngens der ganzen Erscheinungswelt; womit denn der entdeckerische Flug schauender Besinnung unter anderem gewissen Ergebnissen der Völkerkunde um fast ein halbes Jahrhundert vorausgeeilt war. — Wolfskehl, in jedem Zug seines Wesens schillernd und vielfach, fühlte sich nirgends so sehr von Schulers Erleuch-

bis 1900 tatsächlich ich das Pech, sie herauszufinden. Der Alleskenner Wolfskehl kannte zwar *vor* mir „Mutterrecht" und „Gräbersymbolik" und hatte gelegentlich nicht verfehlt, jenes als für mutterrechtliche Fragen wesentlich zu bezeichnen; ob auch den metaphysischen Gehalt beider Werke, weiß ich nicht, denn gesagt hat er das niemandem. Als aber zur genannten Zeit ich rund fünf Wochen fast *ununterbrochen* im Lesen des „Mutterrechts" versunken und ebenso lange für alle Freunde unzugänglich geworden war, änderte sich die Sachlage, indem ich meiner Art gemäß nicht umhin konnte, im gedachten Sinne einer schrankenlosen und wahrscheinlich übertriebenen Begeisterung für die Entdeckungen Bachofens Ausdruck zu geben. Ab jetzt wurde er in vielen Gesprächen als einer der wenigen „Wissenden" des verflossenen Jahrhunderts gefeiert; was bereits damals nachweislich weite Kreise zog. Allein — und damit komme ich zum hier bemerkenswertesten Punkte — auf Schuler machte das zunächst *nicht den geringsten Eindruck.*

Seit fast einem Jahrzehnt war er den Mutterkulten nachgegangen, aber zu anderm Ziel und somit auch auf andern Wegen. Nichts von alledem, was wir davon in seiner Hinterlassenschaft finden, stammt aus der Befassung mit Bachofen! Schätzungsweise zwei Jahre habe ich gebraucht, um ihn zu veranlassen, eines jener Werke in die Hand zu nehmen. Dann freilich war auch er überrascht, hier viel Verwandtes zu finden. Wie weit er dem beistimmte, wie weit nicht, ersehe man aus dem Schlußabsatz (samt zugehöriger Anmerkung) der ersten Unterabteilung („Sonnenkind und Korybantiasis") des fünften Vortrages, der die Aufschrift „Die Sonnenkinder" trägt.

Ich möchte diese etwas lang geratene Fußnote nicht ohne einen Hinweis auf den vom Verlage W. Keiper (Berlin) ins Auge gefaßten und zum Teil schon durchgeführten Plan beschließen, im Rahmen seiner verdienstvollen und mit großem Geschmack ausgestatteten Sammlung „Schöpferische Romantik" grade schwer zugängliche Schriften Bachofens (darunter z. B. die bereits erschienene „Unsterblichkeitslehre der Orphiker") sowie sonstige Dokumente herauszubringen, unter genauester Wahrung der Originaltexte und mit beigefügten Übertragungen der vielen lateinischen und griechischen Zitate.

tungen gefesselt als anläßlich der hochbedeutenden Gespräche über die „Hälftenhaftigkeit" des dem Ursprung entsunkenen Menschen und über den unausschöpfbaren Wissensgehalt des Bildes vom zugleich zeugenden und empfangenden Wesen, ein Thema, zu welchem er beisteuern konnte dank seiner gründlichen Vertrautheit mit den kühnen Träumen der deutschen Romantik vom verlorenen und wiederzuerlangenden „Androgynismus" der Urwelt.

Aber es blieb nicht bei Erschütterungen und Wirbeln auf sozusagen bloß geistiger Ebene. — Die Heiden und zwar ausnahmslos alle Heiden, außergeschichtliche, vorgeschichtliche und die geschichtlichen des Altertums, wissen oder glauben zu wissen um die Möglichkeit außerordentlicher Heilwirkungen desjenigen Zustandes, den die Griechen den ἐνθουσιασμός, die Römer den afflatus divinus nannten, womit sie zu verstehen gaben, daß der Zustandsträger vorübergehend sich durchflutet fühle von Kraftströmen einer Gottheit. (Das Fremdwort Enthusiasmus bedeutet demgegenüber nurmehr: lebhafte Begeisterung.) Der Zustand konnte den Menschen unvorbereitet überkommen; aber wiederum kannten alle Völker besondere Gelegenheiten — bei den Germanen war es vorzüglich der Kampfbeginn — oder auch kultische Vorkehrungen, die ihn in dafür beanlagten Personen hervorzurufen pflegten. Dahin gehören unter anderem die orgiastischen Wirbeltänze, denen im Dienste der phrygischen Göttermutter Kybele sich die Korybanten anheimgaben: der Korybantiasmós oder, wie Schuler sagt, die Korybantiasis. Auf mehreren Wegen, besonders aber über den Kuretenkult des kretischen Zeus griff die Korybantiasis auf Hellas über und verbreitete sich schließlich im ganzen „Erdkreis" der Römer. Ihre Ausübung zu Heilzwecken — nur einen Beigeschmack des ursprünglichen Sinnes (seelische Ausgeburt und Einweihung) gebend, über den man im fünften der „Vorträge" Tiefstes findet — geschah unter bestimmten, wenigstens teilweise überlieferten Zeremonien, indem bald drei, bald neun bewaffnete Kureten (Korybanten) den inmitten des Kreises sitzenden Kranken zum Schall der Handpauken, Erzbecken und einer aufwühlenden Flötenweise umtanzten, sich dabei um sich selber drehend und wild-erregt mit den Schwertern an die Schilde schlagend. Dadurch, so meinte man, würde im Kranken zunächst höchste Leidenssteigerung, Entladung, Zusammenbruch und darauf die Katharsis, die Heilung, bewirkt. — Wie das Altertum Seele und Leib weit inniger miteinander verbunden dachte als die spätere Menschheit unter dem Einfluß des Christentums, so auch machte es zwischen körperlichen und seelischen Störungen entfernt

nicht einen so scharfen Unterschied, wie man es seit dem Mittelalter (wenigstens bis vor kurzem) tat; daher die Altphilologen feststellen konnten, daß es die Korybantiasis war, die dem Aristoteles den Anstoß gab zu seiner vielberedeten Theorie vom kathartischen Sinn der Tragödie. — Das ist zum Verständnis des folgenden wesentlich.

Nietzsche erkrankte in den letzten Tagen des Jahres 1888 und starb nach fast zwölfjährigem Siechtum 1900. Wenn sogar heute seine Krankheit zwar von den meisten, aber immer noch nicht von allen Ärzten als „atypische Paralyse" gedeutet wird, so war sie vollends 1896 in dichtes Dunkel gehüllt. Es *konnte* sich allenfalls um Folgeerscheinungen einer furchtbaren Erschöpfung handeln, hervorgerufen nach Auffassung Schulers nicht etwa nur durch übermäßigen Gebrauch von Schlafmitteln, sondern erst recht durch den sichtbaren und unsichtbaren Haß einer Zeitgenossenschaft, die durch seine Werke ihre Wunschbilder und Ordnungsformen tödlich befehdet sah. — Wie großes Gewicht zu jener Zeit Schuler dem Zarathustraweisen beimaß, erkenne man daraus, daß er wieder und wieder erwog, wie ihm zu helfen sei, um endlich zu dem Ergebnis zu kommen: wenn überhaupt, dann durch die Korybantiasis! Sobald ihm das feststand, machte er sich vertraut mit dem Überlieferungsstoff, änderte ab, nahm hinweg, tat hinzu gemäß den Aufschlüssen, die ihm durch Befragung seines Innern geworden waren, und betrieb fast zwei Jahre lang die Vorbereitung, freilich nur in — Gesprächen. Der Gründe, weswegen es darüber nicht hinauskam, sind mindestens drei: einmal pflegte er infolge eines noch zu berührenden Charakterzuges die *praktischen* Schritte zur Verwirklichung vom Nebenmenschen zu erwarten; sodann türmten sich je länger je mehr die Bedenken, ob es möglich sei, die für den kultischen Tanz seelisch geeigneten Jünglinge zu finden; endlich erschien es aussichtslos, die erforderlichen Mittel aufzubringen. So hätten z. B. die Rüstungen der Tänzer aus reinem Kupfer sein müssen, weil er vor allen Metallen diesem symbolischen Gehalt und magische Kraft beimaß. Nur beiläufig sei erwähnt, daß in der Astrologie, auf die Schuler kein Gewicht legte, das Kupfer dem Planeten Venus zugeordnet wird. — Mögen uns nun solche Pläne noch so wunderlich vorkommen, für eines jedenfalls erbringen sie den massiven Beweis: daß nämlich sein innerer Zusammenhang mit der kultlichen Seele des Altertums ein durch und durch erlebter, also schlechthin wirklicher war und keineswegs der in Theorien darstellbare bloßer Sachforschung, wäre sie selbst von stärkster Neigung des Forschers beflügelt.

Indes, das schmerzliche Scheitern solcher Wunschträume steht an Be-

deutung weit zurück hinter dem zwiefach tragischen Ereignis, von dem ich als letztem Gipfel der sprengend schöpferischen Jahre jetzt in Kürze berichten muß. — Während Nietzsche wie so vielen freilich auch unserm Mystiker Gedankenwege zu neuem Leben gebahnt hatte, so schien doch dieses selbst, wenn auch minder wissensstark, andern Gestalten der Zeitenwende reiner und voller zuteil geworden. Nicht freilich dürfen wir dabei an feuchteschwere Erscheinungen der Spätromantik denken, die dem Römertum Schulers fremd blieb, sondern wir müssen denken an *Kaiserin Elisabeth von Oesterreich*, in der er kaum Geringeres als das lebende Gefäß unvermischt kosmischer Feuer zu erkennen geneigt war. Überdies im Innersten einsam wie er, verfinstert von bösen Erfahrungen wie er, immer bewußter und entschiedener von der Gegenwart sich lossagend wie er, aber Kaiserin und als solche über Schätze verfügend, die sich in Machtmittel auswerten ließen, stand sie vor seinem inneren Auge als letzter Stern — Stern nicht nur in symbolischer Bedeutung, sondern Stern auch seiner Hoffnung. — Nach einigen nicht geschickt von ihm eingeleiteten Versuchen, Zugang zu ihr zu gewinnen durch ihm gewogene Personen des bayerischen Hofes, entschloß er sich, ihr ohne Vermittlung zu nahen, vertrauend auf das einzigartig kostbare Geschenk, das seinem Bittgesuch um Gewährung einer Audienz Gewicht geben sollte. Worin bestand das Geschenk, das selbst unter den Merkwürdigkeiten des Britischen Museums seinen Platz zu behaupten vermöchte?

Man stelle sich vor 21 Tafeln aus dünner, aber sehr harter Pappe von 20 cm Länge und stark 10 cm Breite, beidseitig mit leuchtendem Cochenillerot überzogen und an den Rändern vergoldet; auf der jeweils rechten Seite beschriftet mit Schulerisch abgewandelter Antiqua in Gold (enggeführte Zeilen unter größer angelegtem Seitenkopf); die erste Tafel, die allein auf der Innenseite ebenfalls Beschriftung aufweist, sowie die letzte außen wunderbar zart vergoldet und durch eingeritzten Bildschmuck von tiefster Symbolik und ergreifender Schönheit betont; an den linken Rändern alle Tafeln viermal durchbohrt, um Durchlässe zu schaffen für je zwei gedrehte, abermals vergoldete Kordeln, die, außen vielfältig verschlungen und mit geschliffenen Steinen geziert, die Tafeln zusammenhalten — und man hat das TABULARIUM, von dem die Beschreibung freilich nur den Begriff, nicht die unvergleichliche Erscheinung vermitteln kann. Es ist eingesenkt in ein knapp es umspannendes Kästchen von der Farbe patinierten Kupfers, dessen Vorderseite — an den Rändern von reich ornamentierten Goldstreifen, knapp 1 cm breit, umrahmt — inmitten

auf kreisförmigem Goldgrund von 7 cm Durchmesser einen geflügelten, im Zodiakus laufenden Eros zeigt, der in der erhobenen Rechten die Granatblüte, in der gesenkten Linken die Leier trägt, mit der Inschrift ΚΟΣΜΟΓΟΝΟΣ ΠΑΝΤΑ ΠΟΙΕΙ. Dieses Wunderwerk enthält die von Schuler als die würdigsten befundenen seiner „Fragmente", darunter einige der schwierigsten, um nicht zu sagen am wenigsten verständlichen, die in den Nachlaß aufzunehmen ich Bedenken getragen hätte, wäre es nicht durch das Tabularium vorgeschrieben gewesen. — Anderthalb Jahre lang hat er am Tabularium gearbeitet. Die Beschriftung rührt ausschließlich von seiner Hand her; auch die Ornamentik und der figürliche Schmuck wurden bis ins einzelne von ihm entworfen, wenn er auch bei der Ausführung die Hilfe eines ihm befreundeten Malers nicht entbehren konnte. Der karge Rest seines „Vermögens" hat sich dabei verflüchtigt. — Sucht sich der Leser aus den „Fragmenten" heraus, was ihm an offenbarender Vollkommenheit alles andre zu verdunkeln scheint, so darf er gewiß sein, daß es *nicht* verdunkeln würde die künstlerische Vollkommenheit des Tabulariums!

Geborgen in vergoldeter Kapsel voll eingeritzter Bilder von unvergleichlicher Schönheit war dem Tabularium beigegeben eine prachtvoll beschriftete Pergamentrolle mit dem begründeten Bittgesuch. Mehr, als es meine Worte vermöchten, werden dem Leser Schulers eigene Worte seine Verlassenheitsstimmung und die leidenschaftliche Heftigkeit eindrucksvoll machen, mit der er nach der Hand der Kaiserin zu greifen sich getrieben fühlte. Deshalb gebe ich hier aus der demütig-stolzen Bittschrift einen umfangreichen Auszug, der zugleich das Verständnis mancher „Fragmente" erleichtern wird. Fortlassungen sind je nach Breite durch zwei oder drei Punkte markiert.

„»Außerordentliches erzwingt Außerordentliches. Es ist eine Grenze, wo Unerhörtes Pflicht wird. Nichts hat Wert. Das verjüngte Leben hat Wert, dessen Kapsel du bist. Das Glutauge. Das Feuerrad. Der Urquell. Das neue Bewußtsein. Alles ist erlaubt zu deiner Rettung. Was du zu retten hast, ist einzig göttlich —« So drängte meine Seele. So stieß es den Bebenden in diese Tat, gegen welche Sitte, Zeit, Verstand und alle Kälte riet. Durch . . die Gesamtsubstanz Gegenwart unerbittlich zum Tode verurteilt, zum Leben verpflichtet als Herd und Swastika einer kommenden Welt, trete ich mit Stab und Binde der Schutzflehenden vor IHRE MAJESTÄT, VOR DIE MAJESTÄT IHRER SEELE, geblendet und verlockt durch eine Leuchte zwischen Säulen und buntfarbigen Wohlgerüchen.

Vielleicht getäuscht. Vielleicht als Gespenst und Spuk empfunden oder als Geist eines Sterbenden, der verirrt sich an falschem Orte anzeigt und verführt von Mond und Erzglanz einen fernen, fremden Türring erklingen läßt. Was ich von meinem Leben und soweit ich etwas weiß, möge mir das verstattet sein, IHRER MAJESTÄT zu unterbreiten.

Mein frühestes Bewußtsein umschloß mich gleich Wänden und Feuerschein. Eine schwebende Scharlachzelle in schwimmender Finsternis. Aller Gefühle Eins empfand ich diese Röte. Eine schmerzentzückte, unaussprechliche Süße. Und jedes Einzelne der Dinge, das in den Dunstkreis dieses Lichtes stieß, wandelte sich in eigenster Verklärung . . . Durch meines Vaters reiche Seele genährt, im Schutz seiner Würde und Stellung stieg es wie Rauchsäulen inmitten eherner Becken, und fast unbeschadet durchglitt ich Schule und Unterricht. Wundersam drängten aus dem Erdreich meiner Heimat, der Rheinlande, gleich goldenen Ölen die Säfte um mich, deren ich bedurfte. In der Feuchte duftender Urnen erstarkt, zwischen buntgescheibten Mörtelresten und geborstnen Mosaiken drangen meine Wurzeln in Vulkane hinab, die noch niemand kennt, und alles Vergangene und Künftige, die ganze Katakombenwelt der Gegenwart schoß mir in diese eine Sonne — *Roma.*

Ahnungslos, daß Leuchtendes Mordgier zeitige, unbewußt eines todfeindlichen Außerhalb, schäumte meine Seele in gelben Strömen dem Austritt ins Leben zu . . .

Im Erleben verstümmelt, ausgeschlossen von Niederschlägen in Wort oder Bild, ohne Mittel, auch nur meine Talente zu entwickeln, sah ich an allen Wänden, in allem Blattwerk, in allen Reizen und Verführungen des Lebendigen meine Seligkeiten verzucken und das nach den Wurzeln flüchtende Leben von Schlinge und Würger verfolgt. Hülfesuchend kreiste ich den Blick. Überall dieselbe . . Haßkruste um diesen gesamten Ball. Kadaver eines alten erloschnen Swastika in äußerster Zersetzung. Und wo — selten genug — ein Auge Gold und Schwangerschaft die Rinde riß, da sah ich auch . . die sichere Katastrophe —

Jahre liege ich in der Wandgruft eines verlassenen Stollens. Mein Abgrund neben mir. Zerrissene Laute, rätselhaft aus verschiedenen Fernen laufend, schlagen das Ohr meiner Seele. Unter ihnen, die ich für Stimmen des Lebens halte, diese klarste, an Funken reichste, heftiger, hastender, schließlich einem schrillen Signale gleich: »Porphyrogenetos, flehe die Kaiserin um Hülfe. Um das einzige Geschenk unter Leuchtenden: Werdefreiheit. Lichtauge meiner Verjüngung, suche Schutz beim höchsten deiner

Symbole. Einziges gehört Einzigen. Siehe eine Flamme in Purpur. Eine brennende Lampe über den schwarzen Gewässern. Erkennt sie dich nicht, lösche lautlos. Keiner ist mehr, noch ist keiner der Sichtbaren, der dir Hafen sein dürfe und sichere Ara. Mein erstes Kupfer bist du, zwischen Grauen und Nacht gestreut. Beweis bist du meiner noch verborgenen Sonne, die Kind und kochend schon zu neuen Horizonten flammt.«

Mit meinen einsamsten Kostbarkeiten nahte ich IHRER MAJESTÄT in der Einsamkeit der Dolomiten.. Die Ehrfurcht vor IHREN Befehlen löste mich lautlos aus jener Felsenkrone[1]). Nunmehr von diesem Wege her flüchtend, suche ich die Rätsel meiner Urne zu IHREN Füßen zu bergen: Meine Kaaba. Mein Innerstes. Wieviel des köstlichen Saftes sie noch enthält, wieviel gierige Vampyre verschlürft, weiß ich nicht... Nichts liegt an meiner Person; am Element, am Leben alles, von dem ich Teil bin oder war. Und kniend vor dieser Sella fühle ich kaum Verantwortung für das Ungeheure meines Unterfangens. Es sind die entrücktesten, unbekanntesten Augenblicke, aus denen das Leben Zukunft herausspinnt — Geruhen IHRE KAISERLICHE MAJESTÄT, mich der Gnade eines persönlichen Gehörs zu würdigen, vielleicht jene Schätze mit meiner Hülfe zu heben, deren Erlösung mein Schicksal einzig noch IHREN Händen anheimgibt — Geruhen IHRE MAJESTÄT, den Künftigsten eine Welt zu hinterlassen, noch in dieser Verstümmlung, wie ich fühle, eine kaiserliche Gabe — Dieser Augenblick, zu dem ich jede Stunde und an jedem Orte in Demut bereit stehe, dürfte unter die höchsten Werte fallen, die das Leben überhaupt zu verrechnen hat."

Diesmal war alles bis ins letzte vorbereitet. Schuler hatte sich genau unterrichtet, wann die Kaiserin aus der Schweiz, wo sie eben verweilte, in ihrem Possenhofener Schloß am Starnbergersee eintreffen werde und zu welchen Tagesstunden sie mit einer ihrer Damen spazieren zu gehen pflege. Er stand im Begriff, die kurze Reise anzutreten — da kam zwei oder drei Tage vor dem in Aussicht genommenen die Nachricht von ihrer Ermordung am 10. September 1898 in Genf. Die Wirkung auf ihn war furchtbar. Er sah in Lucchenis Schandtat bestellte Arbeit; sah im verhüllten Hintergrunde jesuitische und geheimbündlerische Anstifter am Werk; sah mehr als nur Zufall im Zusammentreffen des gewaltsamen Todes der Kaiserin mit dem Niedersausen des Fallbeils auf *sein* Vorhaben, sah das Netz des Verderbens unentrinnbar von allen Seiten geflochten und verfiel in dumpfe Verdüsterung. Wen wollte es wundernehmen! Ja, wie inzwischen

[1]) Das bezieht sich auf einen früheren, mißlungenen Annäherungsversuch.

Schritt für Schritt vieles als zutreffend sich erwiesen hat, was Jahre um Jahre nur *seinem* Tiefblick offenlag, so vermochte die Genfer Gerichtsverhandlung trotz bestem Willen der Untersuchungsleiter einwandfrei *nicht* zu klären, ob es eigene Wahl oder Weisung war, was der Eisenfeile des herostratischen Mordgesellen das Ziel bestimmte. — Ich tat, was ich vermochte, um Schuler aufzurichten, und wir hören alsbald, was sich weiterhin begeben hat. Zuvor möchte ich diesen Abschnitt nicht beschließen ohne eine zwar erläßliche, aber den Schlußabschnitt um einiges entlastende Betrachtung des Wesens der Kaiserin.

Ehe ich begründe, weshalb Schuler mit seinem Inbild dieser Seelenleuchte bestimmt *nicht* irrte, spreche ich es als meine Überzeugung aus, daß die Begegnung, hätte sie stattgefunden, ohne Folgen für ihn geblieben wäre. Aus dem wiedergegebenen Text der Pergamentrolle geht zwar hervor, daß Schuler damit als einer Möglichkeit rechnete; mir aber war es gewiß. Essenz und Zeitseele durchkreuzen einander. Jene bleibt darum, was sie ist; aber das Wissen hängt *auch* von dieser ab. Als Träger lauterster Essenz war nun allerdings Elisabeth ein seltenster Ausnahmefall; allein ihr Geist, obschon wieder und wieder in Abgründe blitzend, steht noch nicht ganz im Wissensringe der neunziger Jahre. Schuler war 1865, die Kaiserin 1837 geboren; gehörte also zur Generation seiner Eltern. Wieweit immer sie dem Zeitalter ihrer Lebensmitte voraus war, hätte sie die *Form* verstanden, in der die Essenz ihr geboten wurde durch Schulers „Fragmente"? Ich glaube es nicht. — Dazu aber kommt, daß die damals Sechzigjährige, schwergeprüft und rastlos umgetrieben, mit dem Leben abgeschlossen hatte. Vernehmen wir, daß sie im Todesjahr zu ihrer geliebten Tochter Valerie äußert: „Weißt du, die beiden Worte ‚hoffen' und ‚sich freuen' habe ich für immer aus meinem Leben gestrichen", so zweifeln wir nicht mehr an der Endgültigkeit des Verzichtes; und hören wir gar, daß sie ausspricht: „Ich ersehne den Tod; ich fürchte ihn nicht, denn das will ich nicht glauben, daß es eine Macht gibt, die so grausam wäre, nie genug zu haben mit den Leiden des Lebens, sondern auch noch die Seele herausreißen würde aus dem Körper, um sie weiter zu foltern", so mutet es uns wie die Ahnung des nahe bevorstehenden Endes an. — Doch wozu grübeln über nie mehr zu Entscheidendes! Wichtiger ist, daß Schuler aus Merkzeichen, die *vor* ihrem Tode außer ihm niemandem deutbar waren, zu erkennen vermocht hatte, was *nach* ihrem Tode durch mehr als *ein* unanfechtbares Datum kundgeworden.

Blicken wir auf ihr Leben zurück, wie es jetzt aus zuverlässigen Schilde-

rungen zugänglich ist, und lassen wir einmal alles Nurpersönliche beiseite, das sich zusammensetzt aus ihrem Charakter, ihrer Schönheit, ihrer königlichen Haltung, der Verehrung der wenigen, die mit ihr länger in persönliche Fühlung kamen, und einer Kette schwerster Schicksalsschläge, so bleibt, was nur mit dem Namen der antiken *Amazone* zu kennzeichnen wäre. Spricht das allein schon für die Wahrheit des Schulerschen Bildes von ihr, so wird uns vollends die unmittelbare Bestätigung aus den wörtlichen Aussprüchen, die uns von ihr die 1. Folge der Tagebuchblätter des Christomanos aufbewahrt hat (die Veröffentlichung der 2. Folge wurde vom österreichischen Hof verhindert), deren Echtheit gewährleistet ist durch die Verschiedenheit der Ausdrucksweise von der sympathisch überschwänglichen des Berichterstatters. Sehen wir von solchen Aussprüchen ab, die sich auf Alltägliches beziehen, so bleiben ihrer rund hundertunddreißig. Bei wechselnden Gelegenheiten, auf Bergen, im Achilleion, auf dem Meere getan, atmen sie alle dieselbe Seele, denselben Geist, und so vollkommen ist der Zusammenklang, daß, wird ein Thema von neuem berührt, die Sätze mit den früheren unschwer zum Gesamttext könnten verbunden werden. Durch alle geht hindurch die den Zeitgenossen fremd gewordene Schicksalsgewißheit des Altertums; die Geringschätzung des eigenmächtigen Wollens, das, gemessen an jener, zur Selbsttäuschung wird; die Sehnsucht nach Verschmelzung mit den Elementen, gemischt aus dem Weh des Getrenntseins und der Seligkeit des Verbundenseins in Augenblicken der Vollendung; die ironische Bewertung des bloßen Verstandes; endlich Schönheitsdurst, Verhängnisbereitschaft und Trauer. Alle sind von einer dunklen Aura umgeben und tragen ein tief eigenartiges Gepräge, das mit keiner Wendung erinnert an die allzu reimfertigen „Dichter" aus der Jahrhundertmitte, geschweige denn an Heine, von dem diese mit wenigen Ausnahmen angesteckt waren[1]). — Die fünfzehn, die ich wiedergebe, sind nur verwehte Klänge aus der Lebensmelodie der Kaiserin und doch, wie mir scheint, stark genug, um es zu beglaubigen, daß Schulers beschwörende Worte bestimmt keinem Trugbild galten, ob sie gleich nicht mehr vernommen wurden von der erhabenen Seele, an die sie gerichtet waren.

[1]) Ihre bekannte Heine-Verehrung spricht nicht dagegen. Was sie an diesem ebenso begabten wie peinlichen jüdischen Autor schätzte, war sein souveräner Spott auf das „Allzu-Menschliche", somit genau das, was sogar noch ein Nietzsche an ihm gerühmt hat. Sie selbst äußert darüber: „Die Journalisten rechnen es mir sehr hoch an, daß ich eine Verehrerin von Heine bin. Sie sind stolz darauf, daß ich ihren Heine liebe, aber ich liebe an ihm seine grenzenlose Verachtung der eigenen Menschlichkeit . ."

I. — Kein größeres Meisterstück wird je die Kunst erschaffen, als es die Weise des Hirten ist; die Kunst ist nur der Abglanz des innern Lebens, aber diese Flötenlaute sind das tiefe Leben selbst.

II. — Wir sind ein Stück dieser Welt, warum wollen wir so viel wissen und grübeln. Glauben Sie, daß die Ölbäume darüber nachdenken, warum die Mohnblumen rot sind oder warum die Wolken abends leuchten? . . Alle diese Dinge leben in einer Tiefe, wo es keine Geheimnisse gibt — weil sie alle miteinander und ineinander leben; nur wir haben uns außerhalb der Welt gestellt . . Der richtige Übermensch wäre jener, der vergessen würde, daß er Mensch ist. Unser Geist . . sollte uns wieder jenes Gefühl von der Welt geben, welches die andern Dinge in ihrem Unbewußtsein besitzen.

III. — Man muß auf die Tat verzichten, nur das Ungeschehene ist das Ewige . . .

IV. — . . . Zivilisation ist Belesenheit, Kultur sind die Gedanken. Die Zivilisation beansprucht jeden einzelnen Menschen für sich und alle in einen Käfig hinein. Die Kultur hat jeder Mensch in sich als Erbteil aller seiner Vorexistenzen, nimmt sie in sich auf mit jedem Atemzuge, und darin liegt die große Einheit. Es gibt auch Abstufungen der Kultur und der Zivilisation, die aus entgegengesetzten Richtungen kommen. Wo sie zusammenprallen, da bricht die stumme Klage des Lebens aus. Die Opfer sind die armen dürftigen Leute, denen man die Kultur genommen hat und ihnen dafür die Zivilisation aus der Ferne unerreichbar zeigt.

V. — Das Leben wirft finstere Schatten und hinter ihnen geht ein großer Wind.

VI. — Unser Inneres ist wertvoller als alle Titel und Würden. Das sind bunte Lappen, womit man sich behängt und Blößen zu verdecken glaubt. Sie ändern garnichts an unserm Wesen. Was an uns von Wert ist, bringen wir ins Leben mit . . Aber das verstehen die Leute nicht . . .

VII. — (Bei einem Ölbaum, der sich im Meere spiegelte:) Sehen Sie, wie das Laub in den Wellen und die Wellen im Laube leben! Wie in einer Ekstase der Vereinigung, als ob sie die Materie, welche ihnen die Qualen der Absonderung bereitet, abgeschüttelt und in der Vereinigung der Essenzen ihres Selbst den wahren Zustand gefunden hätten. So könnte man den Tod und das Leiden ruhig erwarten, denn es wäre ein Ineinanderfließen von verwandten Elementen ohne Kampf. — — Was den Bäumen gegeben ist, ist mir verwehrt und genommen.

VIII. — Wir sollen die Musik aller Dinge in uns aufnehmen, in uns zur

Einheit verschmelzen. Wir sollen uns über das Herz der Erde beugen und seinem Pochen lauschen. Dort fließen wie in ein Muschelbecken die großen Harmonien zusammen ... Wir sollen zurückkehren dorthin, von wo wir gekommen sind, in den Urton des Rheins, aus dem das Rheingoldlied geboren wurde .. Was wir erst mit Hilfe des Todes tun können, sollten wir allein und schon im Leben vollbringen.

IX. — Frei sollen die Frauen sein; sie sind es oft würdiger als die Männer .. Aber was die sog. Bildung betrifft, so bin ich dagegen. Je weniger die Frauen lernen, umso wertvoller sind sie, dann wissen sie alles aus sich selbst heraus ... In jenen Ländern, wo sie wenig lernen, sind sie viel tiefere Wesen als unsre Blaustrümpfe ... Die Frauen würden wohltätiger wirken als Mütter, wenn sie wie die Bäume wären, frei von jeder Fessel und Verkrümmung unter dem offenen Himmel; die Frauen sollen nicht da sein, um den Männern in ihren Geschäften zu helfen, indem sie ihnen Gedanken und Ratschläge soufflieren, sondern sie sollen durch ihre bloße Nähe Gedanken und Entschlüsse in den Männern wachrufen und reifen lassen, die diese dann selbst aus sich zu schöpfen haben.

X. — Die Seele der Völker ist das gemeinsame Unbewußte in jedem Einzelnen.

XI. — Bei jeder Reise fliegen die Möwen hinter meinem Schiffe, und jedesmal gibt es eine dunkle, fast schwarze darunter, wie diese hier ... Ich glaube, sie ist mein Schicksal.

XII. — Wenn man bedenkt, daß nach hundert Jahren kein Mensch mehr aus unsrer Zeit da sein wird, aber kein einziger und wahrscheinlich auch kein Königsthron mehr — alles, was uns notwendig, dauernd und groß erscheint, wird nur dagewesen sein, um zu jener Zeit nicht zu sein — während diese Mohnblumen hier immer da sein werden, diese selben Wellen immer so einsam rauschen werden. Wir entfernen uns aus unsrer Ewigkeit, weil wir jeder einzeln dastehen und jeder den andern untergraben will und jeder die Welt ganz allein zu verkörpern wähnt, während wir nicht *mehr* sind als eine Mohnblume oder Welle. Nur in der Masse sind wir ewig, wo man den Tod und die Geburt des einzelnen nicht bemerkt.

XIII. — Dieses große Rauschen des Meeres ist die eigentliche Lebensatmosphäre unsrer Seele. Dann erst beginnt sie zu singen.

XIV. — Alle .. Wesen, die sich aus den Ewigkeiten des Lebens nicht entfernen, wissen, daß die Traurigkeit die Existenz in ihren tiefsten Offenbarungen ausmacht. Wir aber werden immer abgelenkt davon ...

XV. — ... Ich gehe immer .. auf die Suche nach meinem Schicksal. Ich weiß, daß mich nichts davon abhalten kann, es an jenem Tag zu treffen, an dem ich es treffen muß. Alle Menschen müssen sich zu einer gewissen Zeit auf den Weg machen, ihrem Schicksale entgegen. Das Schicksal macht lange die Augen zu, aber einmal sieht es uns doch. Jene Schritte, die man unterlassen soll, um ihm nicht zu verfallen, grade die geschehen dann. Und ich tue diese Schritte seit jeher.

— IX —

Quae non sunt simulo, quae sunt ea dissimulantur.
(Von einem Juden auf einen Juden)

Werfen wir in die Mitte eines Teiches einen Stein, so bildet sich in unmittelbarer Nähe der Einwurfsstelle ein hoher Wellenring, der außerhalb seiner andre Wellenringe erregt, die im Maß ihrer Entfernung vom Mittelpunkte breiter und flacher werden. Ähnlich konnte es nicht ausbleiben, daß der innere Ring neuen Wissens, der das wirbelnde Swastika in der Blutseele Schulers umschloß, nach außenhin breitere Ringe flacheren Wissens hervorrief und durch Beeinflussung auch der Haltung der Empfänger den Abschiedsfesten jenes München, dessen Wesen ich oben zu kennzeichnen versuchte, einen sich steigernden Pulsschlag verlieh. Allein, obwohl Schuler der Festlichkeit des Lebens gewogen war und der Rückwirkung solcher Steigerungen sich nicht verschloß, blieb *seiner* Festlichkeit die der Zeitgenossen doch viel zu fremd, als daß er daraus irgendwelche Förderung gewonnen hätte; weshalb ich alle Ereignisse übergehe, die in Verbindung damit angeführt werden könnten. — Stattdessen wende ich mich jetzt *den* Vorkommnissen zu, die von den Begebenheiten überleiten sollen zu ihrer Deutung.

Gewöhnlich zweimal im Jahr, etwa im Frühling und im Herbst, pflegte auf seinen fortwährenden Reisen George in München einzukehren und für anderthalb Monate im Wolfskehlhause zu wohnen. Wohl nahm auch er dann gelegentlich an wesentlichen Unterhaltungen teil, aber mehr nur als bald bewundernder, bald zweifelnder und einigermaßen ratloser Zuhörer, da seiner ganz und gar auf das Reinpersönliche angelegten Natur weite Gedankenflüge unfaßlich waren und blieben. Sein, wenn man so will, sachliches Hauptanliegen dagegen war die Knüpfung neuer Beziehungen zum Zweck der Erweiterung des Interessentenkreises der „Blätter

für die Kunst" sowie des Werbens um neue Beiträge. Hierbei wurde er aufs wirksamste unterstützt durch Wolfskehls schwärmerisch anmutenden „Georgianismus"; und der wiederum war es, der mich längst bewogen hatte, mich gründlich und bejahungsbereit mit Georges Veröffentlichungen einzulassen. Ich fragte mich und mußte mich fragen: wo liegt *der* Gehalt dieser Verse, der einem Geist von den Ausmaßen des Wolfskehlschen Geistes uneingeschränkte Beistimmung abnötigt, ja ihn veranlaßt, hier vorauseilende und gleichwohl in sich vollendete Dokumente einer großen Zukunftskultur zu sehen? Schon war „Das Jahr der Seele" erschienen, das ungeachtet der üblichen Dunkelheiten an Reife der sprachlichen Formung die drei Erstlinge hinter sich ließ, und der mir minder erfreuliche, weil katholisierende, „Teppich des Lebens" schien mit der Anordnung seiner wunderlich verschlungenen Muster ein verborgenes Knüpfungsprinzip andeuten zu wollen.

Für Schuler stand es etwas anders. Wortkunst als solche konnte ihn nicht beschäftigen, die Reimereien der „Blätter" vollends nicht; aber die *Person* Georges war ihm nach wie vor von Bedeutung und von den Blätterkünstlern wenigstens einer, nämlich Andrian von Werburg, in dessen Versen ihm etwas von dem zu vibrieren schien, was in Wien atmosphärisch verbreitet gewesen sei durch die seelische Ausstrahlung der essenzhaltigen Kaiserin; woran sich denn wiederum mystische Erwägungen schlossen über das „Sonnenkind", über das Blütenalter des Lebens, über die seltenen Essenzträger, von denen erneuernde Leuchtstoffe — später von Schuler „Elektronen" genannt — auszugehen und ganze Zeitabschnitte der Menschheit zu wandeln vermöchten. Dergleichen lag nun freilich den Blätterinteressen Georges ungemein fern, und so sprachen beide durchweg aneinander vorbei, sofern nicht George sich auf das Horchen beschränkte. In zweierlei Hinsicht aber sah Schuler schon damals schärfer als ich, obwohl noch nicht bis zum Grunde.

In Deutschland sagt man — seit Wieland —, bisweilen sehe einer den Wald vor lauter Bäumen nicht, in Frankreich, er sehe die Stadt vor lauter Häusern nicht. Aus solchen Wendungen, die es ähnlich schon im Altertum gab, läßt sich die oft bewährte Wahrheit herauslesen, daß grade scharfe Erfassung der Teile die Auffassung des Ganzen verhindern könne, und es läßt sich die gewichtigere Erkenntnis herauslesen, daß auf jedem Gebiete die Forschungsergebnisse verschieden ausfallen nach Maßgabe der Entfernung des Beobachters vom Gegenstande. Manche Funde sind nur der Nahsicht beschieden, andre ausschließlich der Fernsicht. Wer Steine

beklopfend in den Bergen herumstreift, gewinnt *die* Anschauung der Höhenzüge nicht, die dem weit entfernten Betrachter ein einziger Blick auf die Profillinie bietet, wogegen wiederum ihm zwar das Antlitz, nicht aber der Stoff des Gebirges zur Kenntnis kommt. Innerhalb menschlicher Beziehungen reichen die zahllosen Anwendungsmöglichkeiten dieser Einsicht vom Lächerlichen über das Tragikomische bis zum Erhabenen. Wer kennt nicht die Romane und Theaterstücke, in denen es außer dem Ehemann die ganze Kleinstadt weiß, daß er von seiner Gattin betrogen wird; wie oft wußte *ein* Hof des ancien régime von den Intrigen des andern Hofes weit besser Bescheid als irgendeiner der daran Beteiligten; und wer zweifelt daran, daß der Blick des erleuchteten Geschichtsforschers in den *Charakter* einer Vergangenheit tiefer eindringen kann, als es die Träger jener Vergangenheit, und waren es größte Denker oder gewaltigste Täter, vermochten! Kurz, jede Menschengruppe, gleichgültig ob Neigungsgruppe, Gesinnungsgruppe, Interessengruppe, sieht anders aus von innen, anders von außen, und es bedarf einer mühsam zu erwerbenden Schulung, um als Draußenstehender richtig zu würdigen die Stimmen von drinnen, als Drinnenstehender die Stimmen von draußen.

Schuler zuerst erkannte: künstlerische Ziele vorschützend betreibe George planmäßig Literaturpolitik, gerichtet auf schriftstellerisches Alleinherrschertum; *und* er erkannte: George werde dabei ebenso planmäßig unterstützt von Wolfskehl, mit dem er „unterirdisch zusammenhänge"; das aber scheine auf noch umfassendere Hinterabsichten zu deuten. Nun, die unterstellte Literaturpolitik kam mir unvermischt komisch vor, das „unterirdische Zusammenhängen" wahrscheinlich, wenn auch vorderhand dunkel. Von umlaufenden Gerüchten erschien uns manches glaubwürdig, aber belanglos, andres unglaubwürdig. Denn: nicht die geringste Spur von alledem wurde sichtbar in unserm Verkehr mit George, der vielmehr *persönliche* Anteilnahme für alles *Persönliche* bezeigte und in Sachen des äußeren Lebens bis hinunter zu den Vorkommnissen des Alltags ein kluger Berater sein konnte. —

Langsam allerdings, wenn auch lange wieder hinwegerklärbar, mehrten sich die Zeichen, daß da etwas nicht stimme: wachsender Zustrom jüdischer Elemente zu den „Jours" wie zu den „Blättern" — durch Sperrdruck betonte Blätterverse zur Verherrlichung der Stadt „Jeroschalaim" (!), die George überschwänglich psalmodierend vorzutragen liebte — verdächtige Umbenennungen. So fand sich frisch vom Maturum weg, knäbisch ungelenk und einstweilen ahnungslos, aus Darmstadt herzu der junge Jude

Gundelfinger, um von Wolfskehl geistig vervollständigt, unter den Fittichen aber des „Meisters" in die Schule des Lebens und der Verskunst eingeführt zu werden. Und siehe da — alsbald hatte dieser für ihn den angenehm klingenden und echt arisch anmutenden Namen Gund*olf* erfunden, mit dessen Hilfe der also Umgetaufte später bekannt, ja berühmt wurde durch zahlreiche schrifttumsgeschichtliche Bücher, teils offen, teils heimlich zum Preise seines Protektors verfaßt. Solches indes bemerkte Schuler überhaupt nicht, während ich es wohl wahrnahm, jedoch keine Zeit hatte, darüber nachzudenken, indem ich arbeitend hier, ringend dort und gedrängt vom nicht mehr aufschiebbaren Erwerbszwang, ungefähr gleichzeitig *beiden* Zielen zustrebte: dem Abschluß einer chemischen Experimentaluntersuchung von ungewöhnlichem Ausmaß *und* dem Abschluß des Grundrisses meiner Weltanschauung.

Nur noch zwei Daten dieses Zeitraums, innerlich zusammengehörig, verdienen Erwähnung. — Schulers Plan mit der Kaiserin war gescheitert. Das prachtvolle Tabularium, die herrlich beschriftete Pergamentrolle lag verwaist, zur Stummheit verurteilte Zeugen toter Hoffnungen. Georges schriftstellerischer Einflußbereich hingegen war gewachsen; wichtig, wie oft bemerkt, war seine Persönlichkeit für Schuler seit Jahren gewesen. Sollte es nicht doch noch gelingen, ein Bündnis mit *ihm* zu schließen, mit ihm gemeinsam zu streiten für die Erneuerung jenes Heidentums, dessen Kraftlinien aus Schulers Seele bisher umsonst den kristallisierend anschießenden Stoff gesucht hatten?! Wie wäre es mit einem erschütternden und dadurch besitzergreifenden Angriff auf die Seele Georges im Rahmen eines „römischen Festes"?! Am 10. September 1898 war Kaiserin Elisabeth ermordet worden, am 29. April 1899 fand jenes abendliche Gastmahl statt, das den wenigen, die daran teilgenommen, zeitlebens im Gedächtnis bleiben sollte.

Geladen waren außer mir George, Wolfskehl und seine Frau. Man male sich aus: mitanwesend Schulers bereits damals sehr alte Mutter, bedienend und helfend; im besten seiner nicht geräumigen Zimmer eine längliche Tafel, imgrunde bescheiden, für seine Verhältnisse üppig mit Speisen bedeckt; Licht von Kerzen und einem römischen Dreidochter; vor diesem auf metallenem Sockel eine Nachbildung des „Adoranten", dahinter Lorbeer und andres Grün; um jeden Teller ein Kranz leuchtender Blüten; Weihrauchduft. — Nach der Mahlzeit beginnt er mit dem Vorlesen seiner stärksten Fragmente, mächtig schon einsetzend und zu immer mächtigerem Pathos fortgerissen. Es bildet sich, so möchte man meinen, ein magisches

Feld, Verwandtes sich anähnelnd, alles Fremde fortstoßend und austreibend. Die alte Mutter ist in sich zusammengesunken; Wolfskehl, seelisch und geistig immun, saugt und assimiliert; seine Frau sitzt teilnahmlos da, denn ihr ist das „zu hoch"; George gerät in wachsende, schließlich kaum noch beherrschte Erregung. Er hat sich hinter seinen Stuhl gestellt; fahler denn fahl scheint er im Begriff, die Fassung zu verlieren. Die seelenatmosphärische Spannung wird unerträglich. Keiner vernimmt noch genau, was Schuler kündet; doch aus dem Dröhnen seiner Stimme wächst ein Vulkan, der glühende Lava schleudert, und aus der Lavaglut steigen purpurne Bilder, besinnungraubend, entrückend. — Wann es vorbei ist, wie es vorbei ist, bleibt unerfaßlich, nur *daß* es vorbei ist, weiß unversehens ein jeder, indem er aufbruchsbereit einen Strauß in der Hand hält: je ein Fetzen der Kränze, die Schuler zerrissen hat, um seine Gäste zum Abschied damit zu beschenken. — Auf der nächtlichen Straße stehe ich plötzlich mit George allein. Da fühle ich mich am Arm ergriffen: „Das ist Wahnsinn! Ich ertrage es nicht! Was haben Sie getan, mich dorthin zu locken! Das ist Wahnsinn! Führen Sie mich fort; führen Sie mich in ein Wirtshaus, wo biedere Bürger, wo ganz gewöhnliche Menschen Zigarren rauchen und Bier trinken! Ich ertrage es nicht!" — Nun, so geschah es. In einem ganz gewöhnlichen Wirtshaus voll biederer Bürger trank jeder sein Bier, George angegriffen, aufgewühlt, innerlich ruhelos, ich nachdenklich, sehr nachdenklich. —

Kommenden Tags entschied sich in mir, was im Stillen längst sich vorbereitet hatte. Ein Lebensabschnitt, so fühlte ich, geht seinem Ende zu; im Ringen mit Schulers römischem Heidentum ist meine Weltanschauung stark genug geworden, um das zwiespältige Werk, das den Namen „George" trägt, für einmal zu überwinden; zu überwinden auf die einzige Weise, die den Schaffenden erträglich dünkt: durch Einverseelung und Einvergeistung! Mein Lebewohl sei eine kleine Schrift, die im Ton gehobener Prosa an jenen gläsernen Versen bejahe, was ein Beispiel zu geben vermag für — meine Metaphysik. So entstand 1900 die bekannte Broschüre, an deren weltanschaulichem Gehalt ich nach fast vierzig Jahren keine Silbe zu ändern wüßte und die gleichwohl gründlich mißlungen ist. Überwunden durch Einverleibung oder Einverseelung oder Einvergeistung wird sicherlich mehr als *ein* Fremdkörper; *nicht* anzuähneln aber, sondern nur ausstoßbar ist der im Verhältnis zu Leib oder Seele oder Geist des Gestalters schlechthin *giftige* Fremdkörper. — Meine Schrift ist unhaltbar, soweit sie von Anfang bis Ende am *falschen Objekt* erläutert; und sie ist verfehlt in

der Form, weil der Geist dem Wesen anzubilden sich vermessen hatte, was von der Seele verworfen war[1]). — Wiederholt habe ich inzwischen Gelegenheit genommen, das öffentlich auszusprechen, und hätte daher hier davon schweigen können, wäre nicht in der Folge das Büchlein zur spitzigsten Waffe in den Händen derer geworden, denen kein Mittel zu schlecht war, um Schuler und mich zu verleumden!

Sollte aber jemand für übertrieben halten, was von der Wirkung des „römischen Festes" auf die Teilnehmer und zumal auf George dargetan wurde, so höre er diesen selbst. — Wie mehrfach hervorgehoben, hat der sogenannte Symbolismus nichts mit Symbolen zu tun und ist vielmehr Gelegenheitskunst, im allgemeinen jedoch nach dem Rezept, die Veranlassungsgründe in Gleichnisse einzuhüllen, die Gegenstände beim falschen Namen zu nennen und die Lust am Rätselraten in Anspruch zu nehmen. Er wird daher an Überzeugungskraft gewinnen, je mehr er auf Verschleierung verzichtet und wenigstens durchblicken läßt, was den Anstoß gegeben. Infolgedessen sind von Georges Versen weitaus am besten allemal solche, die sich — verzichtend, preisend, werbend, zweifelnd, gedenkend — unmittelbar an bestimmte Personen wenden, oft unter Verwertung erregender Augenblicke, und von ihnen wieder sind die hervorragendsten überhaupt die aus Anlaß der römischen „Runde" geprägten:

So war sie wirklich diese Runde, da die Fackeln
Die bleichen Angesichter hellten, Dämpfe stiegen
Aus Schalen um den Götterknaben und mit deinen Worten
In Wahneswelten, grell gerötet, uns erhoben,
Daß wir der Sinne kaum mehr mächtig, wie vergiftet,
Nach schlimmem Prunkmahl taglang uns nicht faßten,
Stets um die Stirn noch Rosen brennen fühlten, leidend
Für Neugierblicke in die Pracht verhängter Himmel.

---

[1]) Lese ich in meinen weltanschaulichen Aufzeichnungen von damals, deren nicht wenige in meinem Nachlaß Platz gefunden haben, so bemerke ich nicht ohne Befremden, wie gewaltsam ich mir jene Broschüre abgerungen hatte, wähnend, keine andre Art der „Auseinandersetzung" sei zulässig. Da steht etwa unter den Dokumenten von 1900 (!): „Das ist ein hohles Gebaren . ., unschöne Leiber mit gestohlenen Reflexen des Lebens schmücken zu wollen. Die ganze Symbolisterei ist eine Usurpation von Königsthronen durch Bankierssöhne. Man beginnt mit dem Ornamentalen, das naturgemäß das letzte ist. Erst baue man Häuser, ehe man Tapetenmuster erfinde. Dahin gehört auch George." Und solche Worte stehen nicht allein. —

Nicht arm an schönwortigen Verunglimpfungen, mit denen der Verfasser von sich abwälzen muß, woran sonst sein Selbstgefühl zerbräche, verraten sie eine mühsam bewältigte Fassungslosigkeit und zeigen uns an, daß der Grund der pathosvollen Abwehrhaltung der eigene — Notstand ist! Wir hören von „Wahneswelten", von „schlimmem" und „wie vergiftet" schmeckendem Prunkmahl; aber wir hören auch von der „Pracht verhängter Himmel" und von der Verdammnis, die frevelnden „Neugierblicken" gewiß sei. Kein Zweifel: die „Religion der Geste" war im Angesichte echter Gluten zuschanden und ihr Oberpriester vor sich selbst zum Phantom geworden. —

— X —

Der Arier erschafft, der Jude *verschafft* sich die Welt.
Alexander Graf Török

Anfang 1902 war die erwähnte Broschüre erschienen, Anfang 1904 brachen Schuler und ich jede Verbindung mit George und dem Blätterkreise ab. Was war inzwischen geschehen? Es waren zum fast schon vollen Gefäß die bekannten Tropfen gekommen, die es zum Überfließen brachten oder, ohne Gleichnis gesprochen, es hatten sich die Anzeichen dafür, daß Schuler und ich in einer *Falle Judas* staken, um einige vermehrt, die jedem Beschönigungsversuch widerstanden. Zweideutig-unzweideutige Gestalten querten die Bühne: ein finsterer Rabbi — eine schauerliche galizische Jüdin — ein jüdischer „Mystiker", Beauftragter offenbar eines Geheimordens. Die Abhängigkeit der „Blätter" von einer jüdischen Zentrale wurde zur Gewißheit: nicht nur, daß ungefähr die Hälfte der Mitarbeiter des deutschen Sprachgebietes Juden oder Halbjuden waren, sondern, was mehr bedeutete, die internationale Presse, die sich bisher schroff ablehnend verhalten hatte, begann einzuschwenken, und die da und dort nun öffentlich hervortretenden Fürsprecher waren Juden und abermals Juden. Heimliche Leitung wurde erkennbar, und der Leiter hieß — Wolfskehl. Davon und auf was es imgrunde abgesehen war, alsbald.

Den Anfang machte ich. Nicht so sehr zwecks Wahrung der Form als, um zum Indizienbeweis das Eingeständnis zu erlangen, lud ich im Januar 1904 George zu einer Unterredung ein. Er *wußte*, daß an ihn die Frage ergehen werde „Was bindet Sie an Juda?" und — wich aus. Das larmoyante

Schreiben, mit dem er um Aufschub bat, weil durch „Zeit und veränderte Umstände" Besserung der „Grundstimmungen der Parteien (!)" wahrscheinlich und „ehrlich auf Schließung der Klüfte zu hoffen" sei, ja mit dem er sogar den schwächlichen Versuch unternahm, das Sachliche nochmals ins Persönliche hinüberzuspielen mit Bemerkungen wie: er habe schon längst eine Entfremdung gefühlt, seine Gefühle könnten ihn zwar täuschen, allein „erklären Sie dies alles für Einbildung, so ist mein Zustand derart, daß ich keine wichtige Auseinandersetzung wage …", war mir auf meine unausgesprochene Frage Antwort genug. Und so unterrichtete ich ihn mit Zuschrift vom 15. Januar des gleichen Jahres, daß ich den Grund seiner Scheu anderswo sähe, weshalb die Trennung keineswegs den Charakter der Vorläufigkeit habe, sondern nur bedeuten könne, „es sei die persönliche Beziehung zwischen ihm und mir .. *abgebrochen* und sowohl dies als auch die Prämisse davon im Sinne einer Tatsache von uneingeschränkter Öffentlichkeit zu nehmen". Etwas später folgte Schuler, indem er — auch im Handeln dem Symbol getreu — dem Herrn Dr. Wolfskehl durch einen Soldaten ein schwarz versiegeltes Kuvert überreichen ließ mit einer Art förmlichen Kriegserklärung.

Die nächste Folge: Verwirrung der intellektuellen Judenschaft, Angst, Entsetzen[1]); dann Sammlung und Beratung der Taktik; dann persönliche Intrigen, zu niedrig, um hier erörtert zu werden; dann — — wurden die Kleingeister losgelassen, um unter sorgfältiger Schonung des nomadisierenden „Meisters" München-Schwabing jahrelang zu bewitzeln, wovon die Folgen zwei Jahrzehnte hindurch zu spüren waren (hinter welchem Dunst natürlich die Quellgeister und ihr „Attentat" verschwinden sollten); endlich aber — und hier bewährte sich ein alterprobter Logentrick — wurde vor der Öffentlichkeit der Bruch ängstlich *geheimgehalten*, mit dermaßen gut organisierter Schweigepflicht der Presse geheimgehalten, daß es noch heute harmlose Leser gibt, die in Schuler und mir — „Jünger" Georges sehen. Doch bevor ich zu den wichtigeren Folgen komme, meldet sich als unaufschiebbar eine andre Frage.

Ist George rein arischer Herkunft? Man sagt, es sei so. Sein Großvater

[1]) Wie wir aus dem Leben und aus — Shakespeare wissen, entbehrt das Schicksal nicht immer eines ironischen Zuges, indem es den Verlauf schlimmer Begebenheiten da und dort mit tragikomischen Späßen und Possen unterbricht. Daran fehlte es auch diesmal nicht. Einer der hauptbeteiligten Juden ging nur noch mit *entsicherter* Pistole in der hintern Hosentasche umher; die Pistole ging los, und der Beklagenswerte mußte mehrere Wochen das Bett hüten.

väterlicherseits war katholischer Konfession und aus Frankreich eingewandert, wo sich die Spuren verlieren. Nehmen wir also an, die Frage sei tatsächlich zu bejahen, so stehen wir vor drei Regelwidrigkeiten, die aufzulösen nicht leicht fallen dürfte. Die erste: was George literaturpolitisch erreicht hat, das hat er durch Juda erreicht. Jüdisch ist der Verlag Bondi, wo er seine Bücher, die „Blätter" und die Schriften seiner „Jünger" herausgab; in jüdischen Händen befanden sich die Buchläden und Kunsthandlungen, wo die „Blätter" schon in den Tagen ihrer angeblichen Unverkäuflichkeit auslagen (in München z. B. Jaffe und Littauer); der jüdische Zeichner Thomas Theodor Heine lieferte für die frühesten Jahrgänge die Umschlagzeichnung; jüdische Professoren — ich nenne hier einstweilen nur Dessoir, Simmel, Kantorowicz — waren seine Schrittmacher und Folger; von Juden oder Halbjuden ließ er sich gern porträtieren; jüdische oder halbjüdische Häuser dienten ihm als Absteigequartiere in den Großstädten, die er als Werber seiner Verskunst besuchte; vorwiegend Juden sind es gewesen, die anläßlich seines 60. Geburtstages in den Tagesblättern *außer*deutscher Länder überschwängliche Lobeshymnen anstimmten, und jüdische Intellektuelle sind es noch heute, die jenseits der deutschen Grenzen seine Ruhmesblätter vor allzu frühzeitigem Welken zu bewahren sich bemühen[1]). — Die zweite: sein pädagogischer Eros galt zumal jüdischen Jünglingen. — Die dritte und schwierigste: aus seinem Werk läßt sich unschwer der Nachweis erbringen, daß er *selbst* die Wurzeln seines Stammbaums nicht in Deutschland ansetzte, geschweige noch nördlicher, sondern im Süden, sehr im Süden; und kaum größeren Scharfsinn braucht es, um darzutun, daß der Gott, an den er glaubte und den er verkörpert sah in einem Fünfzehnjährigen namens Kronfeld, kein andrer war als — Jahwe! Beharren wir gleichwohl auf seinem unvermischt arischen Ursprung, so hätten wir

[1]) Um wenigstens *ein* Beispiel anzuführen: In Nr. 36 des 4. Jahrganges, März 1936, bringt LA REVUE JUIVE DE GENEVE S. 247—251 einen Aufsatz des Juden A. S. Yahuda, betitelt „La contribution juive à la ‚Kultur' allemande", worin die, wie sich versteht, außerordentlichen Leistungen gefeiert werden, welche die deutsche Kultur angeblich den Juden verdankt. Daß da ein Heine, Simmel, Husserl, Steinthal, Hermann Cohen, Ludwig Fulda, Jakob Wassermann, Rathenau, Emil Ludwig (lies: Cohn), Toller (!), Döblin, Bruno Frank und viele ähnliche aufmarschieren, braucht keines Wortes. Allein den Kern des Aufsatzes bildet Stefan George, genauer der nicht mißglückte Versuch, folgenden Satz zu beweisen: „Le poète Stefan George, qui eut une énorme influence sur la génération actuelle et qui est considéré par beaucoup d'Allemands comme le poète du *Millenium*, fut, au début, aidé et encouragé par des amis juifs."

als einen seltensten Züchtungserfolg des Christentums zu buchen, daß ein bildnerisch begabter Arier aus sympathetischer Verflochtenheit mit dem *jahwischen Juda* für dieses geflissentlich seine scheinbar so souveräne Verskunst einsetzte. Wie dem aber auch sei, die wesentlichen Folgen des Bruches knüpfen sich an den Namen *des* Mannes, im Verhältnis zu dem George, ob rein arisch oder nicht, unter allen Umständen nur Werkzeug war.

Wolfskehl war nicht sowohl Zionist als vielmehr ein Sendling des Zionismus oder was man heute den „eingeweihten" Juden nennen würde, als solcher seines „Dichtens und Trachtens" in jedem Augenblick Herr und an Bedeutung dem von ihm „kreierten" Bundesmeister weit überlegen. Hatte dessen Hochmutsmaske heillose Zerquältheit zu hehlen, so Wolfskehls Maske liebenswürdiger Bescheidenheit grenzenlosen Hochmut, nicht jedoch der Einzelperson, sondern des vom nicht zu nennenden Gotte zum Heile Judas Inspirierten; wie wir das ähnlich, nur stärkeren Kalibers von den altisraelitischen Propheten kennen. Eine Loge hatte er gründen sollen zu zwiefachem Behuf: arische Quellgeister zu fangen und sie unmerklich Juda dienstbar zu machen; sodann und vor allem, sie ihrer seelischen und geistigen Schätze zu berauben, um diese, verunziert mit jüdischer Tünche, für hehre Erzeugnisse auszugeben nicht freilich seiner selbst, wohl aber des — Logenmeisters. Einem auch im Geschäftsleben Judas bewährten Kunstgriff gemäß durfte *der* kein konfessioneller Jude sein; und so stellte man in den scheinbaren Mittelpunkt den katholischen Verskünstler, der, indem er den wirklichen Mittelpunkt — sagen wir getrost: die Weisen von Zion — mit seiner Persönlichkeit „deckte", dafür den „Weltruhm" und, wie wir sogleich hören werden, die Ernennung zum Heiligen erntete. Seine Pièce „Die Aufnahme in den Orden" war schon vorausgegangen und an einem harmlosen Neuling praktiziert worden. Jetzt, nachdem der erste Teil des Programms in zwölfter Stunde gescheitert war, galt es, den zweiten desto glänzender durchzuführen; was durch den Umstand erleichtert wurde, daß Schuler überhaupt nichts[1]), ich außer der bewußten Broschüre nur Aufsätze veröffentlicht hatte.

Hieß es oben, Wolfskehl habe innerhalb einer ungemein weit gespannten Geselligkeit die eigenen Gedanken jedem Beliebigen zur Drucklegung überlassen, so erkennen wir nunmehr davon den Hintersinn, wenn wir bedenken, daß er inzwischen sein Wissensmagazin viele Jahre lang aufgefüllt hatte mit Schulerschem Forschungsgut, welches dergestalt durch hundert Kanäle hinausflutete, ein ganzes Heer von Gernekönnern teilweise lebenslänglich mit Stoff versorgend. Schlagartig ereignete sich der erstaunlichste Szenenwechsel. — Vorweg mußte schleunigst aufgeräumt werden mit dem nunmehr verdächtigen l'art pour l'art und der Religion der Geste. Genau, was der Sprachkünstler mit seinen Versen zu leisten versucht und wiederholt in Spruchform gelehrt hatte, daß nämlich die richtige Gebärde genüge zur Hervorbringung des richtigen Gehalts, genau das wird jetzt in einem Blätteraufsatz über die Aussichtslosigkeit zeitgenössischer Dramenkunst von Wolfskehl geistreich verspottet: solche Autoren glichen Leuten, die sich einen Aufschwung der Malerei versprächen „von der Gründung einer Rahmenfabrik größten Stils", denn, so geht es persiflierend weiter, „sind erst die geschmackvollen Rahmen vorhanden, so werden sich auch die guten Bilder einstellen". — Nächstdem lautet die Losung auf Freigabe aller „Erwerbungen"; und so knistern denn und rauschen die Federn vom Geist, der aus dem Blute komme (!), vom Leibe als der Erscheinung der Seele (!), vom Dämonischen, Dionysischen, Kosmischen (!), von welthaltigem, lebenshaltigem Weistum, von Ring und Rad, von der Blutleuchte (!), von Sonnensöhnen und so fort, meist unter weidlicher Ausschlachtung meiner Broschüre. Die schauernde Jüngerschar aber vernimmt, das alles stamme aus dem unerschöpflichen Überfluß des Ordensmeisters! Ja, um den Frevel zu krönen, erscheint fortan das *Hakenkreuz*, von dem nicht einmal Wolfskehl irgend Wesentliches wußte, bevor Schuler es ihm beigebracht hatte, auf allen „Jünger"-Büchern des *jüdischen Verlages Bondi!*

Da die wahren Sachverhalte seither literarisch eingebettet wurden in einen förmlichen Kokon von Lügengespinsten, biete ich zwei Dokumente, die geeignet sind, allen Fälschungen für einmal den Garaus zu machen. Das weitaus längere erste rührt von mir her, das kurze, aber gewichtigere zweite von Schuler. Meine Darlegungen, die ich — mit winzigen Auslassungen, durch Punkte markiert; Absätze durch Gedankenstriche — vollständig wiedergebe, haben dokumentarischen Wert, weil sie 1904 sofort nach dem Bruch erschienen sind[1]); und sie haben Erkenntniswert, weil sie vom *Kern* des Judaismus eine selten genügend gewürdigte Seite bloßlegen.

[1]) Die einzige Ausnahme bildete der 1893 von ihm erschienene Aufsatz über Ibsens „Baumeister Solneß", von dem ich gesprochen habe.

[1]) Der hier wiedergegebene Text, einer Abhandlung über „Typische Ausdrucksstörungen und das Wesen der Hysterie" entnommen, wurde zuerst gedruckt für die Mitglieder der ehemaligen „Deutschen graphologischen Gesellschaft", in deren damals von mir geleitetem Organ „Graphologische Monatshefte", VIII. Jahrgang, 1904, S. 60—62, und später von mir nahezu

„... Das Christentum, im mittelalterlichen Sinne zu Ende gedacht, würde mit der Erschütterung der Instinkte zuletzt den Zusammenbruch jeder Kultur herbeiführen, nicht dagegen vermöchte es zu erzeugen jenes *Affentum der Kultur*, das uns im Anwachsen der Hysterie entgegentritt. Hier finden wir den Einschlag einer neuen, zähen, aber qualitätlosen Lebendigkeit, die getragen wird vom unaufhaltsam empordrängenden Element eines *entarteten Semitismus*. — Kein Mensch mehr, wenn ihm nicht völlig die Sinne schwach sind vom blechernen Humanitätsgeklapper, wird leugnen, daß es so etwas wie einen „jüdischen" Charakter gibt. Nicht jeder Jude braucht ihn zu haben und .. nicht nur Juden haben ihn. Allein er ist ursprünglich doch der Charakter der Juden, so wie der moderne Europäer sie kennen lernte und wie sie ganz ebenso schon das Altertum kannte. Soviel treffende Worte darüber gesprochen wurden, die Grundformel dieser Wesensart ist bis heute nicht gefunden. Für unsern Zweck genügt es vorläufig, auf einen bisher unbeachteten Zug hinzuweisen. — Menschen von „jüdischem" Charakter, wie verschieden sie sein mögen und wie wenig das im einzelnen Falle hervortreten mag, wird man bei ungewöhnlichen Komplikationen des seelischen Verkehrs auf einer sonderbaren Ratlosigkeit ertappen können: so nämlich als ob sie *überlegten*, wie ihr *Gefühl* menschlich normaler Weise sich zu verhalten habe: ob es gehässig schäumen oder unterwürfig bitten, ob es tödlich verletzt sein oder sich dankbar geschmeichelt gebärden müsse. Man gewahrt in solchen Augenblicken einen lauernd ausforschenden Zug, worin sich die Begier ausspricht zu erraten, was man selbst in diesem Fall wohl *erwarte*. Oft blitzschnell verschwindet das Zögern, um der prononciertesten Entschiedenheit Platz zu machen .. Man gewinnt den Eindruck, daß weder dieses noch jenes natürlich war, sondern beides wie ein Kleid nur angetan und gewechselt wurde aus einer uns unbekannten Berechnung. — Was wir oben vom Hysteriker sagten, es ist hier in besonderem Sinne zu wiederholen: kein „Jude" ist jemals völlig „bei der Sache"; und kein „Jude" ist jemals völlig „bei sich". Ein Teil von ihm ist stets beim — Zuschauer. In seinem Geiste bleibt immer noch Raum für die Erwägung, wie er sich ausnehme, schärfer gesagt, wie er seinem „Nächsten" gegenüber als bewandert und *heimisch* erscheine, auf welchem Gebiet man sich grade bewege. In Wahrheit: er war niemals „zu Hause", auch im Altertum nicht .. und das unterscheidet ihn von sämtlichen übrigen Rassen. Während die nämlich dem Zug der Landschaft folgend mit der allgemeinen Umgebung verschmelzen oder bei ungünstigen Bedingungen zugrunde gehen, bleibt der „Jude" unter jedem Himmelsstrich unvernichtbar und im Innersten unveränderbar er selbst; aber beflissen, Gewohnheiten und Sitten seiner Wirte zu teilen und damit den Schein zu wecken wesentlicher Gleichheit. — Man hat die Juden irgendwo die Schauspieler der Weltgeschichte genannt: sie *sind* es, nur daß die Aufführung einen ganz bestimmten Zweck verfolgt, der uns hier nicht weiter beschäftigt. Solange sie ohne kulturelle Ambitionen ausschließlich dem Handel oblagen .., konnte das leicht übersehen werden. Seit sie jedoch neuerdings auch den Geist der von ihnen wirtschaftlich durchsetzten Völker zu erobern sich anschicken, tritt es überall in den unerfreulichsten Folgen zutage. Wir sehen, daß die Gebärden, in denen sich Tiefe, Größe, Glut aussprach, bunter und leerer werden. Wie man erst die materiellen Güter mobilisierte, auch das Unverrückbarste seinem Grunde entreißend, seinen Saft ihm entpressend und es entwertend zum bloßen Tauschobjekt, so greift nunmehr derselbe bodenlose Kosmopolitismus zu allem Geistigen, Religiösen, Symbolischen. Zonen und Zeiten plündert er aus, läßt uns Fernstes wie Nächstes „gewöhnlich" erscheinen und raubt uns zu beidem die — Vertrautheit. Ein intellektueller Markt wird abgehalten, wo gesinnungslose Neugier die Ideenfetzen der Jahrhunderte verhandelt und ein geistiges Pfauentum mit ihnen den traurigsten Karneval feiert. Gefühle sind zum käuflichen Luxusgegenstand geworden, und man trägt sie zur Schau wie — andre Artikel der Warenhäuser. Das Zeitbild selbst zeigt die Farbe der Hysterie: ein *imitiertes Menschentum* scheint aufzukommen, wo die alteingesessenen Rassen der Zersetzung anheimfallen."

wörtlich aufgenommen in meine 1910 erschienenen „Probleme der Graphologie", ein Buch, das seit Jahrzehnten vergriffen ist und daher nur noch in wissenschaftlichen Büchereien entliehen werden kann.

Heute könnte es Verwunderung erregen, daß ich seit Veröffentlichung dieser Sätze auf Judas „schwarzer Liste" stehe; allein sie weisen hüllenlos auf *das* jüdische „Geheimnis" hin, das bisher nur in der Legende vom Golem freigegeben war, jenes wiederholt aus Holz oder Lehm hergestellten Menschenabbildes, das, mit Beihilfe magischer Zeremonien unter der Stirnlocke mit dem Worte 'eméth (Name für Wahrheit) beschriftet, scheinlebendig wird und sich zum Ungeheuer auswachsen kann. Der Golem, den im 16. Jahrhundert Judah Löw ben Bezaleel, Berater Rudolfs II. (!), verfertigt hatte, machte seinen Erschaffer dermaßen berühmt, daß noch heute in der Prager Synagoge der aufgeklappte Sitz gezeigt wird, auf dem der „hohe Rabbi Löw" sich niederzulassen pflegte; weshalb niemand mehr darauf sitzen dürfe. Auch sollen die Reste des von ihm wieder entmäch-

tigten Golems unter den Überbleibseln der Attika der Synagoge liegen. Der „wissende" Jude nun, wohlvertraut mit der Tatsache, daß nach rabbinischer Lehre sein Gott den Adam ursprünglich als Golem geschaffen, liest aus obigen Sätzen sofort heraus: *Juda selbst ist der Golem*, ist jahwische Potenz, d. i. Satanismus, in der Maske des Menschen, befähigt, ausnahmslos *alles* Menschliche nachzuahmen, zu überbieten und durch Überbietung zu vernichtigen. Er weiß aber auch: wer das 'e auslöscht, rückverwandelt den Golem in Staub. Denn »mēth« heißt »tot«. —

Jetzt zum zweiten Dokument! Von der oben so genannten Kriegserklärung Schulers an Wolfskehl hat sich im Nachlaß leider kein Doppel gefunden. Dafür indes besitzen wir die Abschrift eines so kargen wie merkwürdigen Briefwechsels, den Schuler 1899—1906 durch Vermittlung von Zwischenpersonen mit einem Unbekannten führte; warum und zu welchem Ende, darf hier übergangen werden, weil es zur Erklärung seines Werkes nichts beitrüge. Ich gebe den Anfang des Juli 1905 an „Herrn X." gerichteten Schreibens mit Schrägdruck der aufschlußreichsten Worte. „Die Zeit ist da. Zeichen um Zeichen fallen mir zu. Auch die hoher persönlicher Gefahr; entdeckt .. von jenen, *an denen das Blut des Gerichteten klebt* und die ich mit Abscheu von mir stieß, als sie nach dem Gral des Lebens griffen, um ihn *zum Schemel ihrer Macht zu entwürdigen* .." Der „Gerichtete" ist der Jude Jesus, und die ihn richteten, sind die jüdischen Vorfahren ihrer uns bekannt gewordenen Nachkommen. Das dürfte genügen. —

Allein es genügt vielleicht solchen noch immer nicht, die durch das von mir Berichtete Standbilder ihrer Glaubenseinfalt erschüttert sehen. Darum darf ich nicht abschließen, ohne der Bestätigung zu gedenken, die uns von feindlicher Seite zuteil geworden. — Wenn schon nicht äußerlich, so doch innerlich fuhr durch den Bruch und Umbruch der „Meister" am schlechtesten. Verpflichtet, hinfürder nicht mehr als Dichter sich zu gebärden, sondern nur noch als Magister, Hoherpriester, ja Staatengründer, mißbrauchte er seine sprachkünstlerischen Gaben zu einer skandierten Didaktik, gebündelt aus platonisierendem Schulmeistertum und stark hebräisch wirkendem Prophetismus. Dafür erdröhnten Jahr um Jahr lauter die Paukenschläge, erschollen gellender die Hosiannarufe der „Jünger"; unter die wider besseres Wissen der Sprechchorleiter beharrlich eingereiht wurden Schuler und ich. Öffentlichen Protesten entschiedener, aber vornehm verhaltener Form begegnete man mit Stillschweigen. Als ich aber 1927 im Sammelbande meiner wichtigsten Abhandlungen dem Aufsatz „Der Fall Nietzsche-Wagner" eine Anmerkung von der Wucht eines Keulenschlages

beigefügt hatte, *mußte* unter Preisgabe der bisherigen Taktik der Gegenschlag erfolgen.

Zu dem Behuf wurde ein belesener, federgewandter, in Amt und Würden befindlicher „Jünger", der zwar erst nach dem Bruch zur Blätterrunde gestoßen war und beide Brecher persönlich nicht kannte, zufällig aber erfahren hatte, daß ich seine rein arische Abkunft entschieden in Zweifel zöge, mit Material versehen, um unter der Maske abgöttischer Verehrung des „Meisters" in aufgeweichtem Prunkstil und mit hier allerdings *schamlos* zu nennender Verwertung meiner Broschüre das *Buch der Rache* zu schreiben; wie der Untertitel wahrheitsgemäß zu lauten hätte statt des erheiternd überheblichen „Deutsche Geistesgeschichte seit 1890". Da solchergestalt der ganze 586 Druckseiten umfassende Band eine einzige Lüge ist, wäre es unwürdige Zeitvergeudung, den besonderen Flunkereien, mit denen er aufwartet, nachzugehen. Uns hat nur die Frage zu beschäftigen, wie der Verfasser seinem Auftrag inbezug auf Schuler — um von mir nicht zu reden — gerecht geworden und worin allenfalls er entgleist sei.

Nun denn, wir hören, Schuler sei „ein in eigener Esse Geformter", jedoch „ein Sonderling" gewesen, der „eingesperrt in den Kerker verschollenen Lebens" fraglos wahnsinnig geworden wäre, hätte nicht mit einem „Wissen noch abgründiger als das seine", einem „Heidentum noch tiefer als das seine und dies alles nicht winkelhaft und verworren, sondern herrisch überlegen" (S. 71) der „Meister" „*ihm die Luft zu atmen*" (S. 70) gegeben. Da der Verfasser gescheit und auch unterrichtet genug ist, um keinen Augenblick darüber im Zweifel zu sein, daß es mit der Abgründigkeit des Wissens und der Tiefe des Heidentums genau umgekehrt stand, muß man ihm zubilligen, daß er in diesem Punkte seiner Aufgabe mit fast beneidenswerter Skrupellosigkeit gerecht geworden. Indes, er besaß die judaische Schlauheit, aber er war kein „Eingeweihter", und so *verriet* er wider Willen die Sache, die er durch Verhöhnung ihrer Befehder hatte verherrlichen wollen.

Er urteilt über Georges für ihn meisterlichste Verse (Schrägdruck von mir): „... die Verlockten wurden und werden, ohne es zu merken, *mit fremden Düften und Giften getränkt, wo sie Luft der heimatlich vertrauten Landschaft .. zu atmen glauben*" (S. 138). Er sagt es uns unmißverständlich, was Wolfskehl, der „brodelnde Orientale ... mit dem Gehalt von Jahrtausenden" im Hinblick auf Schuler und Klages zu leisten hatte und geleistet habe: „Keinem von beiden war er anfangs besonders willkommen gewesen: Schuler hielt die Juden für eine niedere Menschenklasse und ver-

achtete sie, Klages wollte mit ihnen nichts zu schaffen haben ..", beide aber „*verfielen ihrer uralten Schläue*. Sie hatten sich Wolfskehl nach und nach genähert und ließen sich von ihm auch da erschließen, wo sie nicht wollten, *sie unterlagen seiner stärkeren Magie* und ergrimmten nachher aufs tiefste, *daß sie sich hatten öffnen lassen* .." (S. 246). Da das dreieinhalb Jahre vor dem Tode Georges im Bondi-Verlag erschienene und mit Hakenkreuz versehene Buch vom Blätterkreise kanonisiert wurde, bringt es dergestalt und sogar triumphierenden Tones die „authentische" Beglaubigung, daß Schuler und ich, wie ich oben zum Ausdruck brachte, in einer „jüdischen Falle" staken. Vom maßlosen Ärger, den der Rachebuchkünstler darüber empfindet, daß wir das Netz zerrissen, darf ich schweigen. Aber sein eifernder Judaismus läßt ihn noch schlimmer straucheln.

Nicht nur, daß er so ziemlich alle Juden und Halbjuden, die den Ruhm des „Meisters" durch Fürsprache oder Gefolgschaft mehrten, je nach dem Grade ihrer Dienstleistungen mit lobenden Zensuren bedenkt (außer den zahlreich schon genannten die Vallentin, Blumenthal, Richard Moses Meier, Dernburg, Edith Landmann, Sabine Lepsius, Borchardt, Harden, der in seiner „Zukunft" George als „Vates" tituliert hatte, Schmitz und so weiter), er belehrt uns auch in einer Sprache, die heute in deutschen Landen nur noch *grundsätzlichem* Ekel begegnen sollte, was der „Meister" eigentlich *sei*. Er ist unter anderem: Weiser / Seher / Verkünder / Held / Herrscher / Prophet / Messias / der Unfehlbare / Herr der Gegenwart / Urgeist / Bote der göttlichen Gegenwart / Sohn der Gottheit / Mund des Gottes / Überwinder des Todes *und so fort*. Überflüssig anzufügen, daß er in sich aufgenommen hat, um erst zu vollenden, was sie nur anstrebten: Sappho / Pindar / Platon / Dante / die Gotik / Shakespeare / Goethe / Hölderlin / die Romantik / Nietzsche und — so steht es geschrieben — sogar die „Riesenformen unsrer Industrie und Wirtschaft" (für letzteres vergleiche man S. 496). — Vorderasiatische Proskynesis? Gewiß, auch; allein im wesentlichen doch nur die Münze, mit der Juda willige Vorkämpfer zu bezahlen pflegt.

Vielleicht schon seit anderthalb Jahrtausenden, bestimmt aber seit zweieinhalb Jahrhunderten gibt es keine Sekte, aber auch keine einzige, die nicht — meist ohne Wissen der Mehrzahl ihrer Mitglieder — den Menschheitsversklavungsplänen Judas dient. Zeitlich vorangehend die geheimbündlerischen wie Rosenkreuzer, Illuminaten, Freimaurer, Odd-Fellow-Orden, Bne-Briss-Orden; für die Gebildeten später Georgianismus, Einsteinismus (ein steinernes Abbild dieses jüdischen Physikers findet sich

unter denen der Heiligen in einer der größten Kirchen Amerikas), Freudismus; für die Halbgebildeten Blavatsky, Anny Besant, Steiner, Krishnamurti; für die geistig Unbemittelten die Christian science der famosen Mrs. Eddy (die beiläufig fünf Millionen Dollar hinterließ), Oxfordbewegung, Ernste Bibelforscher: sie alle und schier zahllose kleinere Sekten sind unter tausend Menschheitsbeglückungslarven Werbezentren des Judaismus[1]). Nimmt man hinzu, daß gleiches vom Christentum in jeder seiner Formen gilt, so kann einem um das Schicksal der Menschheit angst und bange werden, und man sollte denen, die einmal aus unmittelbarer Nähe *hinter* den mit „Idealen" bemalten Vorhang blicken mußten, einiges zugute halten, wenn ihre Warnstimmen bisweilen der Stimme der Kassandra ähneln. —

[1]) Dem habe ich schärfer in meinem Hauptwerk Ausdruck gegeben mit folgenden Worten: „Träger der frühesten Vorstöße des vom Leben sich *lösenden* Machtwillens ist der Medizinmann, der Priester. Seit Nietzsche wissen wir oder können wir wissen, daß der Fortschritt von einer geradsinnigen Intelligenz, wie sie dem Jäger und Krieger, dem Hirten und Ackerbauer und unter Völkern den Herrenvölkern zu eigen war, zur *durchtriebenen* Intelligenz, die unter anderem die Dialektik erfand, anfänglich weit mehr vom Priester als vom Händler verursacht wurde. Im Besitz magischer Rezepte, aber nicht mehr magischer Gaben, weiß er um sich den Nimbus der Macht zu verbreiten durch magisch flimmernde *Gaukeleien*. Er erfindet, kennt und beherrscht alle Künste der Suggestion und setzt an die Stelle der Bilder nicht etwa Begriffe (wie später der Philosoph), sondern ein Bilder*theater*. Meister im Maskentrug und Blender mit falschen Scheinen bemächtigt er sich der Gemüter, indem er durch Einflößung aberwitziger Ängste die Instinkte der Menschen vergiftet und sich selbst als den Retter, Arzt und Erlöser aufspielt. — Obwohl seit Mesmer die Geheimmethoden profaniert sind, hat sich der Typus prächtig gehalten bis auf den heutigen Tag. Und so strotzt denn die bürgerliche Gesellschaft weit umher von Sekten, „geheimen" Bünden, Logen, Orden, Konventikeln, teils fanatische, teils süßliche Gruppen um je einen Medizinmann herum, der als „Meister", „Adept", „Seher", „Heiliger", „Priesterkönig" blasphemische Weihen zelebriert, in der ihn anhimmelnden Gemeinde seiner Jünger, Lämmlein und Fexe den Schwachsinn befördernd, für *sich* aber die Geschäfte seines Ruhmes besorgend, wobei das „Geschäft", wie jedermann weiß, heute niemals zu kurz kommt. Dies Unwesen, eine widerwärtige Karikatur vitaler Gemeinschaftsbildungen, zersetzt mit verächtlichem Personenkult die Künste, die Wissenschaften, die Literatur und arbeitet rapide an der Vertilgung der dürftigen Reste von *Selbständigkeit des Urteils*, die im Toben der Interessenkämpfe da und dort noch übriggeblieben. —" (S. 1475).

— XI —

Das Zwischenreich war durchmessen. „Ärmer an Schätzen, reicher an Einsicht" ließen beide es hinter sich. Aber schon seit 1900 hatten es Zeit und Schicksal gefügt, daß bei gleicher Grundgesinnung Schuler und ich getrennte Wege gingen. Während ich — nicht Wirker, sondern Bildner — nur noch *ein* Ziel vor Augen sah: mein *Werk*, das, sollte es trotz steigenden Anforderungen des Berufs auch nur einigermaßen gelingen, Jahrzehnte beanspruchen und dann allerdings unter anderem ein Schwert sein würde in den Händen der Wirkenden, mußte Schuler gemäß seiner anders gelagerten Wesensart, wie sehr immer verminderter Hoffnung, fortfahren, nach Genossen zu suchen, die mit ihm gemeinsam seine Schätze, in seinen Augen die Schätze der Zukunft, zu heben entschlossen wären. So konnte es nicht ausbleiben, daß sein Bekanntenkreis sich erweiterte, meiner sich verengte. Es war vor allem das uns beiden sich öffnende gastliche Haus von Hugo und Elsa Bruckmann, wo sich ihm Gelegenheit zur Knüpfung neuer Verbindungen bot. Die Jahre der „Inspiration" lagen hinter ihm; dafür aber rundeten sich seine Schauungen mehr und mehr zu einem Globus des Wissens, der, ohne freilich im mindesten „System" zu sein, die Mitteilbarkeit erleichterte und für den Empfänger die Übersichtlichkeit. Er fand jetzt viele willige und bewundernde Lauscher; aber er fand nicht, was er den „ergänzenden Menschen" nannte, den Menschen, der ihn brauche, weil er bei komplementären Gaben das gleiche Ziel verfolge. Nur mit ihm, das war seine Überzeugung, werde er, dessen Seele gegen die der gesamten Umwelt stehe, unüberwindlich sein, und nur aus dem Einklang *zweier* Essenzträger werde die Menschheitswende, dann aber unaufhaltsam, hervorgehen. So führte er denn beinah ein Doppelleben, dessen einsiedlerische Seite noch kurz zu betrachten ist.

Sofern er nicht Gast seiner Freunde war, hauste er mit seiner uralten Mutter in der ursprünglich gewählten Wohnung zurückgezogener denn je, und diese Behausung mochte den „modernen" Zeitgenossen phantastisch genug anmuten. Seine Bücherei war klein, aber erlesen. Münzen, Statuetten, Farbstifte, bunte Tinten, Pinsel, Pergamente der Beschriftung harrend, kleine Andenken standen oder lagen wirr durcheinander, und ein rassiger, schwarzer, glutäugiger Kater, „Moritz" genannt, war der eigentliche Herr dieses Reiches, das für die Nachgeborenen hervorzurufen es der Feder eines Amadeus Hoffmann bedürfte. Schulers Tierliebe ging nicht in die Breite (für Vögel z. B. hatte er nichts übrig), umso mehr aber in

die Tiefe. In den Augen eines Tieres, mit dem man sympathetisch verbunden sei, liege die eigene Seele und die Herzensbeziehung zwischen Tier und Mensch bleibe in solchen Fällen an Innigkeit nicht zurück hinter der zweier einander liebenden Menschen. „Moritz" umschmeichelte ihn, mit „Moritz" unterhielt er sich, und man konnte sich schwer des Eindrucks erwehren, das prachtvolle Tier verstände die geheimsten Gedanken seines Beschützers und Freundes. Die Trauer, in die Schuler versank nach später gewaltsam erfolgtem Tode des treuen Hausgenossen, dauerte wochenlang, monatelang.

Teils wegen Kargheit der Mittel, teils und mehr noch, weil ihm jeder Luxus widerstrebte, war seine Lebenshaltung von kaum zu überbietender Einfachheit. Dem widerspricht *nicht* sein Preisen selbst schwelgerischer Formen des römischen Gastmahls der Kaiserzeit, wovon der Leser in den „Vorträgen" hören wird. Denn, so ließ er sich vernehmen, die Alten kannten imgrunde den von uns so genannten Luxus nicht, indem die Prachtentfaltung bei ihren Festen, Spielen, Mahlzeiten kultlicher Beschaffenheit war, Ausdruck und Überströmung inneren Reichtums, nicht Zutat, Aufbauschung, bloßer Dekor. „»Luxus« gibt es erst, seit das »Innere« fehlt." — Gar oft ging er selbst zum Einkaufen auf den Viktualienmarkt, und *sein* „Luxus" war es, sich hin und wieder seine Lieblingsspeise, einen Fisch, zu erstehen, den er, notdürftig verpackt, in der bloßen Hand und unablässig vor sich hinpfeifend nach Hause trug. Während aber seine Sparsamkeit so weit reichte, daß er bei gemeinsamen Besorgungen unter dem Vorwand, er gehe lieber zu Fuß, die Benutzung der Tram verschmähte, war er als zugleich äußerster Feind des Marxismus kein Gegner der Besitzenden, wofern sie von ihrem Gelde nur den rechten Gebrauch machen wollten. Nie ließ er sich etwas von seiner Mittellosigkeit anmerken und trat in der Gesellschaft stets mit der selbstverständlichen Würde eines Mannes auf, der von Alltagssorgen nichts zu wissen schien.

Nicht naturgesetzlich, tatsächlich aber recht häufig machen sich mit zunehmenden Jahren im Wesen des Mannes mehr und mehr *die* Züge geltend, für deren Insgesamt wohl nur die deutsche Sprache den schwer abzugrenzenden Namen des „Gemütes" bereitgestellt hat. Gemütseigenschaften, falls sie im Alter entschieden hervortreten, sind vorher schon dagewesen, in der Jugend jedoch nur der Anlage nach und in ihrer Auswirkung oft bis zur Unvernehmlichkeit übertönt von Planlust, Leidenschaftlichkeit, Gestaltungsdrang, Weltanschauungsnot, Gesinnungskämpfen. Als ich von Schulers Knabenzeit sprach, habe ich auch seines liebeempfänglichen Zartsinns

gedacht. Allein, wer den Herangereiften erst ungefähr um 1907 kennengelernt hätte statt wie ich 1893, würde ihn da und dort in dem Bilde nicht ausreichend wiedererkennen, das ich zu zeichnen versuchte von seinen Jahren der Fülle. Die Untermalung mit tiefer Fremdheit zur Gegenwart oder dem „rätselhaften Anderswoher", so würde er urteilen, treffe zwar zu für zahlreiche seiner Äußerungen, nicht aber für seine Erscheinung und Haltung, die im Gegensatz zu jener hierophantischen Grundfarbe durch fast weibliche Teilnahmebereitschaft, durch Mitverständnis, ja Wärme ausgezeichnet gewesen sei und dergestalt ein sehr viel „menschlicheres" Antlitz zeige als das von mir gespiegelte. Der so Urteilende hätte recht; aber nur für den Schuler nach Ablauf des zweiundvierzigsten Lebensjahres.

So wenig essentiell sich etwas geändert hätte, ausgenommen eine einzige Seite, die im folgenden Abschnitt zur Sprache kommt, so sehr wurde im späten Schuler, wie wir der Kürze halber sagen wollen, die Erscheinung charakterlich überschattet vom *Persönlichen* seines Wesens, das sich aufspaltet in scharfe, ja ätzende Kritik alles dessen, woran die Essenz sich verwundete, und Anschlußverlangen, Güte, leicht verletzbare Zartheit. Erst sofern wir das Persönliche in engster Bedeutung hereinziehen, wird ein Zwiespalt sichtbar, welchem gemäß ihm nicht das Schwanken erspart blieb zwischen liebefähiger wie liebebedürftiger Sympathetik und hemmender Wachsamkeit eines nicht selten grundlosen Argwohns. Gingen wir dem allem nach, es würde daraus ein Sonderabschnitt, den zu schreiben nur grade ich am wenigsten berufen wäre. Fühlte er an einem ihm Nahestehenden Verstimmtheit heraus, verschwiegenes Leid, heimlichen Kummer, so wußte er auf unnachahmliche Art zu trösten, indem er aus seinem Schatzhaus der Lebensweisheit wie ohne Absicht ein Kleinod hervorzog, das — scheinbar gering, aber ausgewählt mit nie fehlender Sicherheit — dem Leidbedrückten zum Lichtschein wurde, der ihn unmerklich aus der Finsternis hinausführte. Auch verstand er zu schenken wie niemand sonst. Mit feinstem Gefühl erfaßte er, was für den Beschenkten passend und erfreulich war, und zwar ganz abgesehen von seinem eigenen Geschmack; und er legte zugleich in die Gabe das Maß seines Zugetanseins. — So ließe sich lange forterzählen; allein nicht aus Schulers *Charakter* gewinnen wir Zugang zu seinem Werk, außer soweit auch der von jenen Mächten bedingt war, mit denen wir nun, wie ich hoffen darf, weitgehend vertraut geworden. Darum lasse ich es bei diesen Winken bewenden.

Wie man sich erinnert, stand 1912 nach dem Tode seiner Mutter Schuler

wirtschaftlich vor dem Nichts und wurde in der Folge zwei Jahre lang unterstützt von Professor Freytag. Da aber seit Kriegsbeginn auch dessen Verhältnisse sich zu verschlechtern begonnen hatten, mußte auf etwas andres gedacht werden, um unsern in der sogenannten Praxis des Lebens schlechthin hilflosen Mystiker über Wasser zu halten. Im ersten Kriegsjahr hatte in München Frau Elsa Bruckmann eine „Kriegshilfe für geistige Berufe" gegründet, die in Not geratenen Kopfarbeitern, soweit irgend möglich, einigermaßen angemessene Stellungen verschaffte, mit Geldspenden jedoch angesichts ihrer sehr eingeschränkten Mittel vorsichtig haushalten mußte. Wohl gelang es, für Schuler eine Monatsrente von fünfzig Mark zu erwirken; aber davon konnte selbst ein solcher Sparkünstler wie er nicht leben. Da hatte nun Professor Freytag den glücklichen Einfall, ihm anzuraten, er möge ein Hauptstück seines Wissens vor ausgewählter Hörerschaft vortragen. Frau Bruckmann erbot sich, im Rahmen der „Kriegshilfe" die technische Vorbereitung in die Hand zu nehmen, an zahlkräftige und zugleich würdige Interessenten heranzutreten; Graf von Sessel stellte für drei Abende seine Wohnung zur Verfügung. — Nur wer Schuler nicht gekannt hat, könnte meinen, der Einfall sei doch naheliegend gewesen. Indem ich überblicksweise berichte, mit welchen Hindernissen dieser Vorschlag zu kämpfen hatte, hoffe ich, ein Schlaglicht zu werfen auf *wesentliche* Züge seiner Persönlichkeit.

Daß er Abhandlungen oder Bücher zu schreiben verschmähte, haben wir gehört. Das hatte seither sich freilich insofern geändert, als er jetzt wünschte, das Werk läge vor, wäre es auch von einem andern mit seiner Beihilfe geschaffen. Weshalb ich selbst, der ich wiederholt derartiges im Auge hatte, davon abstehen mußte, weiß jeder, der sich nach Lesung der „Vorträge" die Frage stellt, ob auch nur annähernd sinngemäß ein andrer als Schuler das darin Ausgeführte hätte darlegen können. Aber damit nicht genug! Während Schuler, wie wir wissen, innerhalb der verschiedensten Personengruppen aus Anlaß einer zufällig einschlagenden Gesprächswendung so wissensmächtig als sprachgewaltig stundenlang Bilder heraufbeschwor, hinter denen die sinnlich gegenwärtige Umwelt verschwand, war ihm der Gedanke, mit vorbedachter Rede vor ein zum Hören geladenes Publikum zu treten, entsetzenerregend. Bei dieser Vorstellung überfiel ihn Herzangst, türmten sich ihm himmelhoch die Schwierigkeiten, verflüchtigte sich ihm der Stoff, den er gelegenheitsmäßig spielend bewältigt hätte. Man denke aber nicht etwa an das berüchtigte Lampenfieber! Davon kannte er nicht die Spur! Weit etwas andres stieß ihn unwider-

stehlicher Wucht zurück: die vermeinte Unmöglichkeit, *machen* zu sollen, was *ihm* nur entstand durch *Geborenwerden*. Tagelang, nächtelang brauchte Freytag, um seinen Widerwillen abzustumpfen, ihm dank Kenntnis seiner Innenwelt bestimmte Themata vorzuschlagen, und vielleicht hätte er trotz seiner Fertigkeit, ihm die ideelle Bedeutung und die wirtschaftlichen Vorteile des Unternehmens ans Herz zu legen, dennoch kapitulieren müssen, wäre nicht „Not an den Mann" gekommen. Wie dem auch sei, durch die Zähigkeit, mit der Professor Freytag an seinem Ansinnen festhielt, hat er nicht nur Schuler über die Krise hinweggeholfen, sondern auch sich ein unvergängliches Verdienst erworben für dessen Hinterlassenschaft. Bliebe doch *ohne* die „Vorträge" jede Deutung der Gestalt unsres Mystikers für alle, die nicht persönlich mit ihm bekannt gewesen, in wichtigsten Stücken unverbindlich!

Nach Schulers endlich feststehendem Entschluß, vom „Wesen der ewigen Stadt" zu sprechen, tauchten neue Hindernisse auf. Ich übergehe meine Mitarbeit, soweit sie Beschaffung von Material (z. B. in Sachen der Stoa) und wiederholtes Durchberaten jedes Vortrags betrifft, muß aber von der Hervorbringungsweise der textlichen Unterlagen eine heitere Episode erzählen, die in Schulers Wesen tieferen Einblick gewährt, als es lange Erläuterungen vermöchten. — Vergebens hatte ich ihm aus eigener Vortragserfahrung geraten, jedesmal „frei" zu sprechen, gestützt auf den Gliederungsentwurf und ein paar sachliche Daten; er beharrte darauf, alles bis zur letzten Silbe niederzuschreiben. Was ich befürchtet hatte, kam: die anfänglich auf vierzehn Tage angesetzte Vorlesung mußte um ebenso viele Tage verlängert werden (8. und 22. Februar und 8. März 1915), damit zwischen Vortrag und Vortrag eine Frist von zwei Wochen bleibe. Entweder nun vor dem zweiten oder vor dem dritten geriet Schuler ins Stocken, fühlte sich plötzlich gedankenleer und sah keine Möglichkeit, den Termin innezuhalten. Da griff ich zur List.

War Schuler erst einmal im Strom der Worte darin, so gab es nicht leicht ein Ereignis, das ihn herausgerissen hätte; wie er denn beispielsweise durch das Knattern der Maschinengewehre während der Münchner Räterepublik von keinem Ausgang, der durch bedrohte Straßen führte, sich abschrecken ließ und vollends *nicht* dadurch unterbrochen wurde in seinen — Gedankengängen. Darauf baute ich meinen Plan. — Nachdem ich mir aus dem Inhalt des verflossenen Vortrages alle Stellen vorgemerkt hatte, wo die neuen Fäden anzuspinnen seien, beauftragte ich meine am Nebentisch vor der Schreibmaschine sitzende Sekretärin, auf ein Klopfzeichen jedesmal mit

Stenographiergeschwindigkeit (samt Kopie) niederzuschreiben, was ein alsbald mich besuchender „Gelehrter" sagen werde, dagegen jedesmal zu pausieren, sobald ich selber spräche.

Schuler erscheint, nimmt mit kaum merklicher Verneigung von der mitanwesenden Dame Kenntnis und beginnt sofort mit Klagen über unbesiegliche Hemmungen, von denen die Fortsetzung seiner Vorlesung ernstlich in Frage gestellt werde. Ich, scheinbar nachgebend, setze ein: aus seinem vorigen Vortrage interessiere mich der und der Punkt, der aus den und den Gründen unabweislich näherer Erläuterung bedürfe. Augenblicklich hält Schuler über den gefragten Punkt eine glänzende Rede, dem rasenden Klappern der Maschine nicht die geringste Beachtung schenkend. So schreite ich von Punkt zu Punkt, stets mit dem gleichen Erfolge. Nach anderthalb Stunden reicht der Text für den folgenden Vortrag bestimmt. „Ich verstehe nicht Ihre Hemmungen", bemerke ich jetzt, „denn, was Sie mir, seit Sie kamen, auf meine Fragen geantwortet haben, *wäre* ja so ungefähr der Vortrag!" Er: „Oh, gewiß! Aber bedenken Sie, wie lange wird es dauern, bis ich das ähnlich zu Papier gebracht habe! Wir müssen den Termin um mindestens zwei Wochen hinausschieben!" Ich (ihm die Blätter reichend): „Wir *haben* es zu Papier gebracht. Hier ist es." Nie vergesse ich seinen Ausdruck fassungslosen Staunens: „Ja, wie? Ja, was?"; dann blätternd und hie und da lesend: „Ja, das ist wirklich — ja, da steht ja — aber wie ist das *möglich?*!" Ich erkläre ihm meine List und überzeuge ihn unschwer, daß nur noch unerhebliche Streichungen, Zusätze, Änderungen erforderlich. Er ergreift die Blätter, schiebt sie mit den Worten „Oh, da bin ich Ihnen aber unendlich dankbar!" unter den Arm, verabschiedet sich flüchtig und entfernt sich eiligst, indem er zischenden Tons vor sich hinpfeift. Draußen hat sich ein Wind erhoben, und es fängt an zu regnen. — Nach knapp einer Stunde steht er abermals vor der Tür, grenzenlos niedergeschlagen. Während er — überliefert entfesselter Bilderflucht — mit kurzen, hastigen Schritten nach Hause ging, ist ihm Blatt um Blatt entglitten, und der Wind hat sie alle entführt. Ich überreiche ihm die Kopie. Neues Staunen, neue Erklärung. — Diesmal aber wurden die Blätter verpackt, und der Vortrag, ein wundervoller Vortrag, ereignete sich, wie vorgesehen war. — So geschehen, *genau* so geschehen im Februar 1915 zu München.

Ich eile zum Schluß. Diese Vorträge hatten für Schuler Größeres zur Folge als bloß die Einnahme des Reinertrages; er wurde genannt, gesucht, verehrt und von vielen gebeten, den Inhalt zu veröffentlichen oder die

Vorträge in größerem Rahmen zu wiederholen. Auch an wirtschaftlicher Hilfe wenigstens bescheidenen Ausmaßes fehlte es fortan nicht; und nochmals war es Professor Freytag, der, obwohl inzwischen als ordinierender Arzt zum Heeresdienst berufen, ihn wieder und wieder zur Ausgestaltung des mächtigen Stoffes ermunterte und es durchsetzte, daß er in seiner stimmungsvollen und sehr geräumigen Bücherei von Dezember 1917 bis März 1918 denselben Gegenstand an nunmehr *sieben* Abenden mit je darauf folgender Fragenbeantwortung behandelte. Die Reihe wurde dann fast unverändert abermals wiederholt im April und Mai desselben Jahres vor einem Dresdner Freundeskreise; endlich, umgeformt und erweitert, im Jahr vor seinem Tode (1922) im Hause Bruckmann. Nach dem Urteil verständnisvoller Hörer muß dieser letzte Zyklus von unerhörter Großartigkeit gewesen sein. — Schuler hatte sich inzwischen von seinen Aufzeichnungen weitgehend unabhängig gemacht und sprach vorwiegend „frei"; daher es außerordentlich zu bedauern ist, daß wir von der Bruckmann-Reihe kein Stenogramm besitzen. Sie endete *nicht* mit dem griechischen Verse der „Vorträge" des Nachlasses, sondern mit den ergreifenden Strophen „Wir kommen wieder, wir sind nicht tot", die man unter den „Fragmenten" findet. Über die Redaktion der „Vorträge" steht alles Sachdienliche in meinen „Vorbemerkungen" zu den Nachlaßtexten.

Von seinen Reisen, von der gemeinsamen Wanderung durch die Wachau war früher die Rede. Er trug sich mit der Absicht, das „Wesen der ewigen Stadt" nach endgültiger Umgestaltung zu veröffentlichen; aber seine Seele *wußte*, daß er das nicht vollenden, sondern zuvor schon die Schwelle des Schweigens überschreiten werde. Noch ehe sich Darmstörungen meldeten, begann er damit, den kleinsten entbehrlichen Geldbetrag zurückzulegen für die bildhauerische Anfertigung der beiden Platten, die bestimmt waren, zwei Katakomben im Münchner Westfriedhof zu schließen: die mit den Exuvien seiner Mutter und die dazu symmetrisch gelegene, die er für sich ausgewählt hatte im verbindenden Durchgang (transitus) der unterirdischen Haupträume. Nach seinen Angaben und Entwürfen wurde das Werk vollendet. Ich beschreibe die Platten nicht; sie wollen in unmittelbarer Anschauung erlebt sein. —

Weil die Geschwulst heimtückisch langsam arbeitete, wurde deren Bösartigkeit erst erkannt, als es imgrunde schon zu spät war. Schuler verfügte nun testamentarisch über seine Habe bis in die allerletzten Einzelheiten, auch jetzt den Wert jedes Angebindes dem Gewicht seiner Neigung, die Beschaffenheit dem Wesen des Empfängers anpassend; desgleichen traf er

über die Art der Bestattung genaueste Bestimmungen, von denen ich nur seinen Wunsch erwähne, bekleidet zu werden mit seinem römischen Gewande. Obwohl die Operation günstig verlief, starb er an ihren Folgen Sonntag morgens, den 8. April 1923. — — Nicht klein mehr ist die Reihe der vormals eng mir Verbundenen, die nur noch im schmerzenden oder wehmütigen oder blassenden Gedenken leben; aber keiner steht vor mir in so ungeschwächter *Gegenwärtigkeit* wie dieser . .

— XII —

Habe ich, um Schulers Blutseelenträume anzuleuchten, bis hierher vorwiegend von seiner Gestalt und seinem Schicksal gesprochen, so spreche ich fortan nurmehr von der Metaphysik der aus ihnen erwachsenen Symbole. Zuvor aber sei eine Antwort versucht auf die offengelassene Frage, welcher Gattung der Schaffenden er angehöre. — Wohl hat er mit den sog. Mystikern gemein das Kreisen des Denkens um Geheimnisse des Innern, mit den Mystagogen den Willen, an offenbarten Geheimnissen neues Leben zu entzünden, tiefer und glühender als das durch Teilnahme am Gange der „Weltgeschichte" erfahrbare. Allein er sucht das Mysterium nicht hinter der Erscheinungswelt, sondern in ihrer Aura. Eben das unterscheidet ihn scharf auch von *der* Personengruppe, der ich ihn dessenungeachtet am ehesten vergleichen möchte, indem ich ihn bezeichne als *urheidnischen Gnostiker*. Um das allgemeinste vorauszuschicken: was ihn mit den geschichtlichen Gnostikern verknüpft, sind zumal gewisse Züge der Verfahrungsweise (Methode), durch welche wirkliche oder vermeinte Aufschlüsse gewonnen werden; was ihn durchaus von ihnen trennt, ist der zu offenbarende Gehalt. Denn mag man immerhin heidnische und häretisch-christliche Gnosen auseinanderhalten, so ist doch, als Ganzes genommen, die Gnosis judaisch bedingt. Durch die Annahme, Schuler und er allein öffne uns allererst mindestens *eine* Pforte zur durch und durch *heidnischen* Gnosis, hellt sich uns manches in seiner Hinterlassenschaft auf. — Nach so durchgreifender „Auseinandersetzung" beider Gesinnungsarten, darf ich ein paar klärende Übereinstimmungspunkte hervortreten lassen, nicht ohne jedesmal Einschränkungen anzufügen. —

Beide wollen nicht etwa einen „Glauben" bringen oder gar fordern, sondern ein über jeden Zweifel erhabenes Wissen. Wenn im Gegensatz zur Schulerschen Gnosis die alexandrinische das Wissen für lehrbar hält,

so fiele das kaum ins Gewicht angesichts des Umstandes, daß auch sie — übrigens gleich jeder Mystik — zwecks Übertragung eine besondere Gemütsbeschaffenheit des Empfängers voraussetzen muß; begründet aber gleichwohl insofern allerdings einen Gegensatz, als das Schulersche Wissen grundsätzlich systemlos, ja systemfeindlich ist, worüber alsbald. Dagegen besteht volle Zusammenstimmung hinsichtlich der beidemal unabweislichen Unterscheidung des schlechthin erlernbaren oder „exoterischen" Wissens vom nur aus seelischer Teilhabe zu gewinnenden oder „esoterischen" Wissen.

Das Wissen beider, in steigernden Widerfahrnissen wurzelnd, faßt sich nicht in Begriffe, sondern in wirkliche oder vermeinte Symbole und, wenn schon gelegentlich in Begriffe, dann in solche mit stark symbolischem Beigeschmack. Es gibt symbolische Gebärden, Handlungen, „Zeichen"; es gibt, was hier uns von Wichtigkeit, symbolische Sätze und Einzelwörter, und es ist das Kennzeichen aller, besonders der sprachlichen Symbolismen, in empfängnisbereiten Seelen Zustände zu erzeugen, aus denen — subjektiv unwiderlegliche — Gewißheiten hervorgehen. Ganz freilich entzieht sich dem Zwange der darauf gerichteten Antriebe nicht einmal die wissenschaftliche, noch weniger die philosophische Sprache; aber die gnostische *webt* darin und ist deshalb weit mehr als jene an den Gebrauch bestimmter Namen gebunden. Man mag das „Pleroma" und „Kenoma" der Gnostik mit „Fülle" und „Leere" wiedergeben, mag Kluges und Treffendes über den Sinn der „Äonen" verlautbaren, der „Archonten", „Demiurgen", des „Pneuma", der „Achamoth", mag sich nicht ohne Gewinn an den magischen Zahlen und vielleicht gar am „Abraxas" versuchen: das, wenn ich so sagen darf, Herz der Sachverhalte pulst dennoch nur in den ursprünglich dafür gefundenen Bezeichnungen. Ebenso muß man aus den Zusammenhängen einigermaßen heraus*gefühlt* haben, was in gewissen immer wiederkehrenden Lieblingsworten Schulers wie „Oculi", „Transitus", „Zentrale", „Telesma", „Elektronen" usw. schwingt, wenn die Auslegung nicht völlig an der Peripherie bleiben soll. Für die außerordentliche Wichtigkeit der Wortwahl findet man ein Beispiel in meiner Anmerkung über Schulers bewußte Vertauschung des Namens „Helena" mit dem Namen „Helle"[1]).

[1]) Sollte der Leser hier erinnern, daß die Unvertauschbarkeit des Wortes in hohem Grade ja auch für die dichterische Darstellungsform gelte, so wäre das uneingeschränkt zuzugeben. Dessenungeachtet bestehen zwischen symbolisch-magischem und dichterischem Wortgebrauch mehrere Unterschiede, deren vielleicht wichtigster der ist, daß das dichterische Wort weit mehr als das magische seine Kraft aus dem Rhythmus des Satzes, des Verses, der Strophe gewinnt. — In Schulers Aufzeichnungen vermengen sich beide Gebrauchsarten.

Ferner sind beide „anthropozentrisch" und müssen es sein, wenn sie nur eine Art „innerer Wahrnehmung" als wesentliche Erkenntnisquelle gelten lassen. Während aber demgemäß die alexandrinische Gnosis an den Anfang der Zeiten ein ewiges Urbild des Menschen stellt, im Verhältnis zu dem die Entstehung der Welt und alle ihre Gebilde, eingerechnet den zeitlichen Menschen, Trübungen und Verirrungen sind, ist es für Schuler der jeweils hier und jetzt in der „Blutleuchte" erglühende Mensch, durch den sich, wie früher schon dargetan, das Gesamtleben erneuert. Lassen wir diese freilich wesentliche Verschiedenheit einen Augenblick beiseite, so könnten wir aber unschwer vorausvermuten, daß der uranfängliche Mensch der Gnostiker sowie der „leuchtende", „verklärte", „telesmatische" Mensch Schulers entweder ungeschlechtlich oder zwiegeschlechtlich sein müsse oder aber als an beiden Potenzen wesentlich teilhabend zu denken sei. Schuler nennt ihn um deswillen mit Vorliebe den „hermaphrodisischen" Menschen (wie die Romantiker vom androgynen und gynandrischen Menschen sprachen) und im Gegensatz dazu den lichtberaubten den „hälftenhaften" Menschen.

Weiterhin gehört zur Gnosis überhaupt wie schließlich zu jeder Mysterienlehre ein mehr oder minder ausgeprägter Dualismus. Unabweisbar kämpfen ja miteinander zwei Prinzipien oder Mächte, durch deren Wechselspiel des Siegens und Unterliegens das Schicksal der Seele bestimmt wird. Die antike Gnosis hat dafür mancherlei Namen wie das Gute und das Böse, Licht und Finsternis, Fülle und Leere usw., bei Schuler heißen die wirkenden Mittelpunkte das Sonnenkind und der schwarze Magus, heißt das von ihnen zu Bewirkende oder Bewirkte: offenes und geschlossenes Leben.

Im Hinblick auf den Zustand möglicher Vollendung endlich wird beiden der Schauplatz dieses Kampfes, d. i. die sog. Weltgeschichte, zu einer Bühne beständigen Frevelns, die in das Lichtreich des Ursprungs rückzuverwandeln die Aufgabe der Gnosis ist. — Aber damit haben unsre Vergleiche ein jähes Ende genommen, indem gemäß den trennenden Grundtendenzen, die vorausgeschickt wurden, die alexandrinische Gnosis den vergänglichen Menschen, die ganze Schöpfung „erlösen" will durch Scheidung der Seele vom Körper und Bannung der Materie ins Nichts, Schuler dagegen den „Ausgleich" sieht in der Heraufbeschwörung eines

rhythmisch vibrierenden Nimbus zum Behuf der Verklärung grade der Sinnenwelt! Damit verbindet sich der allerdings gewissen Anfechtungen ausgesetzte Gedanke, daß furchtbaren Spannen trostloser und verheerender Öde periodisch die aurea aetas, das goldene Zeitalter, folge. — —

Bevor ich, gestützt auf alles schon Ausgeführte, dem um tieferes Eindringen bemühten Leser mit einigen Fingerzeigen jetzt noch zu Hilfe komme, möchte ich nicht nur ihm, sondern mehr noch mir selbst die Deutungsbemühung durch drei Vorbemerkungen erleichtern. — Niemals in Schulers Aufzeichnungen, niemals in seinen mündlichen Äußerungen kommt das Wort „Weltanschauung" vor, geschweige denn das Wort „System". So wenig zielte er auf eine „Weltanschauung" hin, daß er kaum den Namen verstand, immerhin jedoch es entschieden ablehnte, wenn jemand ihm dergleichen andichten wollte. Schon die eben vorgenommene Vergleichung der zur Systembildung neigenden Gnostiker mit dem Denken Schulers läßt dieses weltanschauungsverwandter erscheinen, als es tatsächlich ist. Jene dachten vornehmlich *über* Symbole und spannen sie aus zu Gedankenmythen, Schuler denkt *in* Symbolen und durchleuchtet mit ihnen kultliche Urphänomene. Fragen etwa, wie die Welt entstanden und ob sie überhaupt entstanden sei, wies er als unreif, wo nicht als kindisch, ab. Nicht einmal den Selbstwiderspruch ließ er als Einwand gelten und von ihm aus mit Recht. Denn wer so tief in der coincidentia oppositorum echter Symbolik lebt wie er, kennt vielleicht, aber braucht nicht anzuerkennen den „Satz vom Widerspruch", der nur auf Begriffe Anwendung findet (genauer: eine Formel für den Ermöglichungsgrund des Begreifens bietet).

Dem anfänglich gebotenen Gleichnis für den nichtsdestoweniger unwiderstehlich sich aufdrängenden Zusammenhang seiner Einsichten sei noch ein zweites hinzugesellt. Andre Pflanzen und Bäume gedeihen auf fruchtbarem Boden in nördlichen, andre in südlichen Gegenden. Aber wie sehr nun voneinander verschieden sind Buschwindröschen, Wiesenschaumkraut, Gundelrebe, Waldmeister, Holler, Birke, Kiefer dort, Kamelie, Lotos, Pinie, Palme, Zypresse hier, so erscheinen uns gleichwohl jene aufs engste verbunden, gemessen an diesen, und ebenso umgekehrt, zufolge nämlich dem *Charakter*, der ihren Erscheinungsformen bei aller Mannigfaltigkeit jeweils gemeinsam ist. Ähnlich durchwaltet sämtliche Bilder, Symbole, Gedanken Schulers der Charakter einunddesselben Seelenklimas, wo jedes Gebilde nach Farben, Düften und Formen zu den übrigen paßt und alle sich finden in *einem* unverwechselbaren Zusammenklang. Das Gleichnis veranschaulicht auch den zweiten vorzubedeutenden Umstand. Pflanzen wachsen, blühen, welken; sie kommen wieder oder es kommen neue derselben Art, denselben Kreislauf durchmessend; es kommen auch andersgeartete und abermals andre, immer jedoch die dem Klima entsprechenden. Ungeachtet ihrer schier unabsehlichen Fülle werden wir daher von den Bildern, Symbolen, Gedanken Schulers nicht jene fortschreitende *Entwicklung* erwarten, wie sie mit wachsenden Jahren der Dichter, Künstler, Denker oft an ihren Werken hervortritt, und vollends nicht die dabei nicht selten bemerklichen Sprünge und Knicke. Allein, gemäß der oben berührten Veränderung seines Wesens im letzten Drittel des Lebens hat sich zwischen den durchweg dem vorigen Jahrhundert angehörenden „Fragmenten" und den mit 1915 beginnenden „Vorträgen" sein übrigens fast subtropisches Seelenklima in einem Zuge gewandelt: durch ein weniges nämlich an Dämpfung der Glut, ein weniges an Verstärkung des Lichtes.

Die dritte Vorbemerkung gilt meiner Darstellungsart. Gewollt unbeteiligte Wiedergabe von Gedankensystemen und gar einer Gnose verflacht den Gehalt; Teilnehmung des Berichterstatters wiederum bedeutet Beteiligung nicht nur seines Herzens, sondern auch und zumal seiner Überzeugungen, die mit den zu vermittelnden bald verstärkend, bald hemmend interferieren. Das ist unvermeidlich, soll aber hier nicht der Wertung und kritischen Sichtung dienen, sondern dem noch Aufzuweisenden Relief geben durch die Schlagschatten der Kontraste. — —

Wunderlicherweise hat die in der Charakterkunde von heute so eifervoll gepflegte Lust am Erfinden von Typen *das* Typenpaar nicht gefunden, das uns das ganze Naturreich mit Einschluß des Menschen vor Augen hält mit dem Gegensatz des überwiegend *haftenden* zum überwiegend *schweifenden* Wesen. Es genügt, die beiden Namen willig zu vernehmen, um nicht endende Reihen von Analogien aufleuchten zu sehen: Ei – Sperma / weiblich — männlich / ruhend oder bewegt — bewegend / Passivität — Aktivität / statisch — dynamisch / mittelpunktsstrebig — mittelpunktsflüchtig / rückblicklich — vorblicklich / Mystik des Raumes — Mystik der Zeit / Chthonismus — Uranismus / Blut — Flamme / essentiell — kosmisch, und so fort. Wir können die Polarität hinaufverfolgen bis in die Höhen der Geistigkeit: anschauliches — begriffliches Denken / Konkretheit — Abstraktheit / Intuition, Einsicht, Entdeckung — Beweis; können die Gefahren möglichen Übermaßes einer oder der andern Seite herausholen: Gefahr der Verdumpfung und Stagnation — Gefahr der Zersplitterung, Verdünnung, Verflüchtigung; können die Seelen ganzer Kontinente dar-

nach auseinanderhalten: asiatische Meditation — europäischer Tatendrang; und werden endlich in diesem Lichte etwas uns hier besonders Naheliegendes sehen: jene Zweiheit von überwiegend haftendem *Rom* samt orbis terrarum und weit überwiegend schweifendem *Germanentum*, die bald zur Abstoßung und Entzweiung, bald zur Anziehung und Verbündung geführt hat.

So lautet in meiner Sprache, was Schuler die „Polarisation der telesmatischen Essenz" nennt und im ersten der „Vorträge" für das gesamte wie für das einzelne Leben folgendermaßen erläutert: „Da das Ganze quintessentielles Leben, muß auch jedem der beiden Pole ein relativ quintessentielles Wesen innewohnen, d. h. ihre Triebkraft zur Begattung ist nur durch das Mehr des Aktiven hier, des Passiven dort geschwellt, während die Wesenheit eines jeden Pols aus beiden Potenzen gemischt ist." Ferner: „Wie nun muß das menschliche Substrat beschaffen sein, wenn es zum Nährboden der telesmatischen Substanz werden soll? Die Antwort lautet: Die Mischung der männlichen und weiblichen Substanz im Individuum muß der Mischung der telesmatischen Pole entsprechen. Das Licht leuchtet auf hermaphrodisischer Ara." — Für jetzt beschäftigt uns nicht der tiefere Sinn solcher Worte, sondern die Tatsache, daß den Wechselschwingungen abermals polar einander ergänzender Träger dieser Substanzmischung das „Licht", das „Sonnenkind", die „Ätherzelle" entsprüht und damit der gestaltende Mittelpunkt des „Ausgleichs" innerhalb enger, weiter, weitester Verbände. Es bleibe dahingestellt, ob von den weltgeschichtlichen Persönlichkeiten, die als Beispiele angeführt werden, irgendeine vollkommen die ausgeglichene und ausgleichende Koppelung beider Potenzen verwirklicht habe; gewiß ist, daß in unserm Gnostiker selbst der passiv-haftende Pol *mehr* überwiegt als in der Quintessenz und somit auch in *seiner* Vision der „ewigen Stadt", die deswegen *nicht* das Zentrum abgeben kann für die riesige Bahnkurve des Germanentums mit seiner wohl noch stärkeren Vorherrschaft des aktiv-schweifenden Pols. Daraus ergibt sich zuvörderst, daß Schulers Entdeckerblick in den kultlichen Sinn des mittelländischen Heidentums tiefer eindringt als des nordischen, das nur an den Säumen des Gesichtskreises da und dort aufflackert; und es folgt daraus überdies entscheidend Wichtiges für sein Schicksal und seine Hervorbringungsweise.

Von den Polaritäten, die aus der Urpolarität des Haftenden und Schweifenden quellen, wurde noch nicht genügend gewürdigt die der gegenwärtigen Biologie geläufige des Rezeptorischen und Effektorischen, die,

übertragen in die Charakterkunde, den Gegensatz des empfänglichen, hegenden, bewahrenden zum ausführenden, leistenden, sich vergeudenden Wesen trägt. Allein dieses nur funktionelle Anlagenpaar, einigermaßen noch in der höheren Tierwelt kenntlich, führt innerhalb des Menschentums zur Gabelung in die substantiellen Anlagen des *Schauens* und des *Wirkens*. Nicht an dieser Stelle kann ich mich über Schauen und Wirken und die Bedingungen beider verbreiten, denen in meinen Werken manches Kapitel gewidmet ist, glaube aber, daß der Leser dem Sinn der Sache mühelos nahekommt, wenn er sich *das* Schauen, *das* Wirken zu vergegenwärtigen sucht, durch das vom tüchtigen und beliebig begabten Mittelmenschen der schöpferische Mensch sich abhebt, früher „Genie", von mir „Quellgeist" genannt, in der Ausdrucksweise Schulers: Essenzträger.

Nur übergroße Stärke beider Anlagen — das leuchtet ein — gewährleistet Schöpfertum, gleichgültig ob auf dem Gebiete der Dichtung oder der Künste, Wissenschaften, Erfindungen oder der Gesetzgebung, der Taten, des Herrschertums, mögen auch in dermaßen weit auseinander liegenden Betätigungsfeldern sehr verschiedene Verteilungen beider Gaben zur Erzeugung des Vollkommenen erforderlich sein. Ferner wird auf jedem Felde das Erzeugnis andre Züge aufweisen beim entschiedenen Vorwalten der Gabe des Schauens, andre beim Vorwalten der Gabe des Wirkens. „Eingebung", „Intuition", „Inspiration" usw. geht zurück auf die pathische Gabe des Schauens, zur *Gestaltung* aber des Empfangenen bedarf es der Fähigkeit zum getriebenen Wirken. Bleiben wir, soweit möglich, im Bereich der Seele und denken wir uns das Schauen auf Kosten des Wirkens außerordentlich gesteigert, so enden wir im Typus des *Sehers*, bei umgekehrtem Verhältnis im Typus des *Bildners* (weitester Wortbedeutung). Im Entartungsfalle droht jenem Stockung und Unvermögen, das Innere zur Erscheinung zu bringen, diesem Verflachung und Virtuosentum.

Und nun beachte man: weil als Schaffender Schuler wesentlich mit der Kraft des Schauens begabt und folglich in der Hauptsache Seher war, Bildner dagegen nur aushilfsweise, mußten seine gewaltig weitausgreifenden Romanentwürfe der Frühzeit in glutäugigen „Fragmenten" stark dichterischer Prägung steckenbleiben, mußte sein lichtstarkes Wissen der Spätzeit in die zwischen Mythos und Lehre inmitten schwebenden „Vorträge" ausmünden, deren Art und Weise entfernt, wie gesagt, jener Gnosis zu vergleichen ist, die zum Überfluß in den Tagen der römischen Kaiserzeit blühte! Obwohl aber das Durcheinander von Mythos und Lehre grundsätzlich ebenso wenig je einen Stil ergibt wie das von Lehre und

Dichtung (= dichterische Didaktik), glaube ich, Schulers sprachlicher Darstellungsform dennoch einen Stil beilegen zu sollen, an dem die beregte Zwiespältigkeit nur ingestalt von *Störungen* auftritt; einen bisher allerdings noch unbekannten Stil, den ich aus Gründen, die ein wenig sich zurechtzulegen dem Leser überlassen bleibe, den *Katakombenstil* nenne. Beiläufig bemerkt: im letzten seiner „Vorträge" hören wir vom „Katakombengeruch römischer Liebe", und in seinen nicht zu veröffentlichenden Hilfsaufzeichnungen kehrt wiederholt der Seufzer über seine „harte Katakombenarbeit" wieder. — Doch ich wende zurück zum Übergewicht des Haftens.

Wir ersehen daraus, warum er schauen, wahrnehmen, wissen, künden, nicht aber handeln konnte und das Vollbringen entweder schlechthin vom Nebenmenschen oder wenigstens von fremder Hilfe erwarten mußte. Wäre er ein nicht minder großer Bildner gewesen, als er ein tiefsinnigster Seher war, so hätten ähnliche Widerstreite im äußeren Leben sich ausgewirkt, das, selbst wenn es hochfliegende Pläne zum Scheitern verurteilt, nur Mißgeschick und schlimmstenfalls Unglück bereitet. Da jedoch seinem Sehertum der leidenschaftliche Wunsch nach Erneuerung des Ehemals gepaart war bei Abwesenheit so der magischen als dynamischer Kräfte, so bieten Wesen und Schicksal das Bild der *Tragik*, indem sogar etwa gelungene Werke, auch wenn wir deren weit mehr besäßen, dem, der sie solcherart nebenher geschaffen, die wahre Erfüllung nicht zu bedeuten vermochten. „Ich werfe mein Netz voll Purpurmaschen und eingeflochtner Smaragden und — falle allein — mutterseelenallein —", heißt es in einer tagebuchartigen Aufzeichnung. — Wie es nach solcher Eröffnung überflüssig wäre, von Fall zu Fall die Grenzen aufzuweisen, die dem Leben und Denken dieses „Nochmalsgeborenen" aus innerer Notwendigkeit gezogen sind, so aber wird sie uns wie nichts andres dienen, den entdeckerischen Wert einer Gnosis zu würdigen, die um geringeren Preis nicht wäre feil gewesen. — Zuvor noch eine anschauliche Bestätigung!

Halten wir neben Schulers wunderbare Handschrift die schönsten Schreiberzeugnisse zweier Jahrtausende des Abendlandes, so weichen von ihr sie alle darin ab, daß sie mindestens im Buchstaben, teilweise sogar in der Buchstabenfolge den Federzug erkennen lassen, wovon das Nachbild selbst die Steinschriften mitbestimmt; während die Schulersche Handschrift, genau genommen, dessen ermangelt, was man den Federzug und weiterhin die Führung, den „Duktus" nennt, weil jeder Buchstabe musivisch zusammengesetzt ist aus Einzelstrichen, analog der früher erwähnten

musivischen Wahrnehmungsweise des Schrifturhebers. Im „Odin-Fragment" ist jeweils das E, N, R aus drei, das A und M aus vier Strichen komponiert *ohne* die Zierstücke; *mit* ihnen kommen wir für das I auf mindestens drei, für das N und R auf vier, für P auf fünf, für A und H auf sechs Anhübe. In dem andern Dokument sieht man deutlich die Zweiteiligkeit des V und c, des b, d, l, s, die Dreiteiligkeit des e, g, p, t, die Vierteiligkeit des h, m, n, A, H, die Fünfteiligkeit des F, die Sechsteiligkeit mancher M usw. Es treten hinzu Verzierungen wie herzförmige Blätter und senkrecht schwebende Wellenlinien, die Fläche aufs anmutigste belebend. Fürwahr, weniger mit einer Schrift haben wir es zu tun als mit einem Mosaik, wo jedes Steinchen in eigener Schönheit schimmert, ob sie schon miteinander ein Bild bedeuten, farbenstark und vibrierend. — Ich kenne keine zweite Handschrift von so völlig in sich selbst kreisender und jedem Weiterschreiten widerstrebender Geschlossenheit (vgl. S. 105 und 107). —

Mit dem Satz „Das Licht leuchtet auf hermaphrodisischer Ara" bringt Schuler in der Sprache seiner heidnischen Gnosis einen jener „Elementargedanken" der Menschheit zum Ausdruck, der im Laufe der Geschichte zu so vielartigen Entgleisungen Anlaß gab, daß es erforderlich scheint, ihn mit wenigen Worten vor Mißverständnissen zu beschützen. Den Urimpuls, dem er innerhalb außergeschichtlicher und vorgeschichtlicher Völkergruppen seine Entstehung verdankt, mißkannte schon das Altertum mit dem Problem des *körperlichen* Hermaphroditen, den im platonischen „Gastmahl" Aristophanes schildert und welchen auf andre Weise bekanntlich die antike Bildhauerkunst zu verwirklichen suchte. Es mißkannte ihn abermals die griechische „Knabenliebe", die von Platon vergeistigt wurde zum berühmten Eros paidagogos. Denn diese Erotik rührt von fern nicht an die Freundschaft zweier Knabenherzen, deren mit nichts zu vergleichende ahnungsvolle Tiefe — den Denkern bisher entgangen — nur aus den Schöpfungen mancher Dichter vermutbar wird[1]). Ihre mythisch großartigste Verkörperung gibt das Dioskurenpaar. — Im Hinblick auf die einzigartigen Ausführungen Schulers über Knabenhäuser und Mädchenhäuser sei hier mit Nachdruck bemerkt, daß sich von seiner Esoterik *aufs entschiedenste abgelehnt findet die Homosexualität*, die ihm zufolge überhaupt nicht auf der Ebene des Eros liegt, sondern „eines ins Gleichgeschlecht-

[1]) Als Beispiel aus dem deutschen Schrifttum führe ich an die Freundschaft der beiden Brüder Walt und Vult in Jean Pauls unvergleichlichen „Flegeljahren"; ganz besonders aber das „An Hermann" überschriebene Gedicht Mörikes.

liche *entgleisten* Sexus"; womit nicht zuletzt seine Sperrung gegen das kultliche Griechentum zusammenhängen dürfte (in einer umfänglichen Anmerkung zu S. 199 belegt). — Doch sind der Erläuterung enge Schranken gezogen, weil vom Darüberreden solchem Geheimnis der Flaum verloren zu gehen droht.

Im Insgesamt der Schulerschen Gnosis meint das Wort „hermaphroditisch" die Bedingung seelischer Schwangerschaft und folglich *des* Zustandes, aus dem alle Kulte, alle Großtaten, alle Meisterwerke, alle Hochgedanken *und* alle Lebensüberschwänge hervorgebrochen sind und einzig hervorbrechen können. Damit wird für Schöpfertum schlechthin das Vorhandensein *beider* Seelenpole — versteht sich, unterschiedlicher Verteilung — in einunddemselben Eigenwesen vorausgesetzt und für die der Geburt vergleichbare Schöpfung selbst der Pole Begattung. In der noch heute üblichen Redewendung von „künstlerischen Konzeptionen" hat sich, wenn auch durchweg nicht mehr gewußt, die Erinnerung daran erhalten. Da nun aber unserm Gnostiker nicht die Entstehung von Werken oder Taten vorschwebt, sondern die *Erneuerung des Lebens in der Gemeinschaft*, so tritt zur Zweipoligkeit des schöpferischen Mittelpunktes dessen gegenpolares Verhältnis zum ihn umkreisenden Ringe mehr dynamischer Eigenwesen; und seine Untersuchungen bringen tiefdringende Aufschlüsse über die lebenswissenschaftlichen Ermöglichungsgründe solcher Ringbildungen sowie bisher nicht einmal vermutete Deutungen mancher geschichtlichen, vorgeschichtlichen und außergeschichtlichen Kultbräuche.

Nur erleben, nicht erklären läßt es sich, warum es die *Wirbelbewegung* ist, mit der die Hochzeit der Seelenpole *unmittelbar* zur Erscheinung kommt und inwiefern im Wirbel die Bedeutung des Swastika wurzelt, das in der Gegenrichtung der sternesprühenden Querbalken um sich selber kreist; ferner des Rades, Kreises, Dreischenkels, Spinnwirtels und der Spirale; nachfühlen aber wird es sicherlich jeder, der bereit ist, sich in die Beispiele zu vertiefen, die dafür geboten werden: Korybantiasis, Perchtentänze, Umritt der Burschen um die Häuser gebärender Frauen im Kaukasus, endlich die Verebbung ins — Ringelrosenkranzspiel der Kinder. — Damit stehen bestens *die* Funde im Einklang, die uns das Hakenkreuz linksherum laufend (also Weiser nach rechts) inmitten männlicher Gesichtsurnen, rechtsherum laufend ebendort an weiblichen Gesichtsurnen oder am Ort des Schoßes etwa auf idolischen Abbildern einer Muttergöttin zeigen, Funde, die schon aus dem zweiten Troja (2600—1900) bekannt sind, ferner aus der Zeit des Dipylonstils und noch weit später vorliegen.

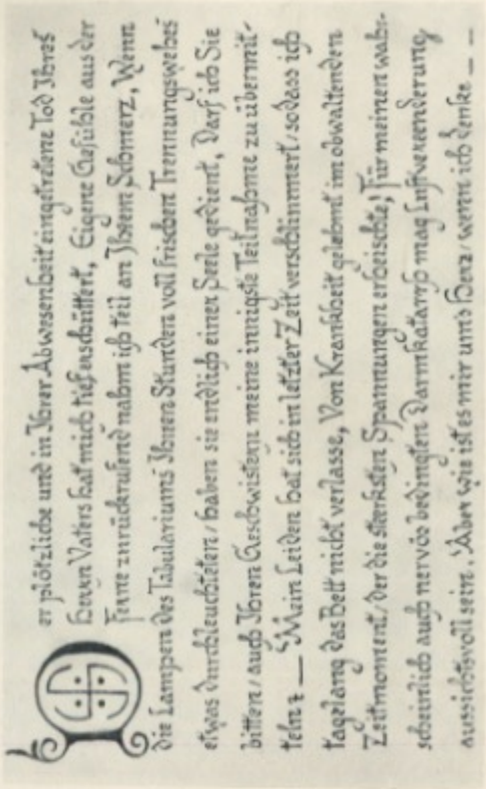
— Solche Leser übrigens, die dank der Gewöhnung an scharfes Sachdenken symbolischer Auffassungsweise fernstehen, mögen sich gegenwärtig halten, daß — von der Schwingung abgesehen — unter allen Bewegungen uneingeschränkt kosmische Wirklichkeit ausschließlich der Eigendrehung zukommt, indem jeder Weltkörper um seine Achse rotiert, und wenigstens kosmisch-planetare den fast kreisförmigen Umläufen aller Trabanten, während demgegenüber die geradlinig fortschreitende Bewegung zum — Denkspuk verblaßt.

Eine hier noch einzuschaltende Erwägung andrer Art wäre unserm Gnostiker kaum verständlich gewesen, dürfte den Lesern seiner Hinterlassenschaft jedoch nicht unwillkommen sein. — Nicht bald zu Ende käme man, wollte man alle Symbole, Mythen und Bräuche aufzählen, denen gemäß in nördlicher, südlicher, westlicher, östlicher Vorgeschichte der Sonnenball als feuriges Rad auftritt. Mythisch wird daraus oft der auf Rädern rollende Wagen und im Ausmaß fortschreitender Vermenschlichung der Sinnbilder jener Sonnengott, der mit glutschnaubenden Rossen als Wagenlenker den Himmelsbogen durchmißt. Gegen die beliebte Ansicht, Rad und Hakenkreuz seien Sonnensymbole, wäre angesichts dessen nicht viel einzuwenden, läge nur meist nicht der Ungedanke zugrunde, es handle sich um ein Schema des Taggestirns (oder wohl gar um geometrische Abkürzung vorzeitlicher Spekulationen über die Wendezeiten des Jahres). Wann und wo, frage ich, hat jemand wahrgenommen, daß die Sonne ihren Tagesbogen durch*rollt*? Wir sehen sie am östlichen und westlichen Horizont als große Scheibe, im Meridian bei stark nebligem Wetter als weitaus kleinere Scheibe; aber wir bemerken an dieser Scheibe drehende oder fortschreitende Bewegungen ebensowenig wie am Minuten- und Stundenzeiger der Uhr. Wie freilich schon den frühesten Völkern nicht entgehen konnte, wechselt die Scheibe in der Richtung von Osten nach Westen beständig den Ort und scheint solcherart durch den Himmel zu *ziehen*. Gehört es im Gegensatz dazu zum Wesen des Swastika, um sich selber zu kreisen, zum Wesen des Rades, nur dadurch vom Platze zu kommen, daß es ebenfalls um sich selber kreist, so kann es nicht Wahrnehmung und so *muß* es seelische Schauung gewesen sein, kraft deren die Rotation übertragen wurde *unter anderem* auf das Taggestirn; oder verallgemeinert: den Schlüssel zum Wissen um kosmische Rotationen liefern dem Menschen der Vorzeit Rotationen des Innern! — Aus völliger Blindheit für den Lebensherd der Frühgeschichte ist *jede* „naturalistische" Symbolauslegung zum Scheitern verurteilt, mag sie etwa für das Swastika

nun anschauliche Sachverhalte heranziehen wie die Sonnenscheibe, den Feuerbohrer, die Schnäbel von Störchen (auch das ist dagewesen!) oder steinzeitliche Kulturen mit der Fähigkeit zur Erfindung von Zeichen für Forschungsergebnisse der Astronomie belasten. —

Nicht gleichermaßen überzeugend, so sagte ich früher, wirkt die anläßlich der ersten Erwähnung des Swastika im Einleitungsvortrag anmerkungsweise gebotene Erläuterung, die, indem sie noch tiefer lotet, die Symbolik des „tanzenden Sterns" in Verbindung bringt mit der Symbolik der Mondsichel. Obwohl auch das sich durch Funde belegen läßt, die Schuler teilweise sogar verwertet, und übrigens nicht ohne Vergleichsfall dasteht in der Deutungsgeschichte des Sinnbildes, fühlt man sich doch durch den Umstand verwirrt, daß es nicht mehr der umkreisende Trabantenring ist, der im Zentrum das mit Eigendrehung behaftete Feuerrad sei es entstehen läßt, sei es im Wechselspiel der Schwingungen sichert und steigert, sondern eine aus ihrem Mittelpunkte nach beiden Enden beständig aufzuckende und wieder verschwindende Sichel. Vom einen und selben Urerlebnis, möchte ich sagen, das uns soeben seinen vorwaltend dynamischen Pol zugekehrt hatte, begegnet uns hier, durch ähnlich noch niemals erfolgte „Introspektion" bezeugt, der vorwaltend statische Pol, der, wie er stets der dunkle und nächtige ist, so auch gedanklicher Verdeutlichung durchaus widerstrebt. — Ebenso wird mancher Leser die großartigen Ausführungen, die Bachofen in seiner „Gräbersymbolik der Alten" im Anschluß an die Auslegung des kultlichen Eies den Zirkusspielen gewidmet hat (besonders S. 221—232 und 237—245), um der selbst darstellerisch betonten Dynamik willen, durch die wir uns hineingerissen fühlen in jenen endlosen Kreislauf des Werdens und Vergehens, den das Rasen der Gespanne um Mitteldamm und Meten versinnbildet, denjenigen Schulers im vierten der „Vorträge" über den gleichen Gegenstand vorziehen, weil in ihnen die aufwühlende Erscheinung der Umläufe zu verschwinden droht hinter den haftenden und innerlichen Wundern der Spina. Grade dadurch indes, daß sie uns Blicke in die verborgene Werkstatt der kosmischen Zelle eröffnen, sind sie geeignet, Bachofens horizontweite Schauungen in wichtigen Stücken zu ergänzen. — Daß endlich sogar die sakrale Bedeutung des Rades vom Blickpunkt des Haftenden her aus der Bedeutung der *Speichen* verstanden werden kann, ersehe man aus dem ersten Absatz des sechsten Vortrages.

Das „offene Leben", vom Sonnenkind gebracht und im Zeichen des Swastika stehend, bedeutet, von außen gesehen, das goldene Zeitalter; das


Der plötzliche und in Ihrer Abwesenheit eingetretene Tod Ihres lieben Vaters hat mich tief erschüttert. Eigene Gefühle aus der Ferne zurückrufend nahm ich teil an Ihrem Schmerz. Wenn die Lampen des Tabularium's Ihnen Stunden voll frischen Trennungsweh's etwas durchleuchteten, haben sie endlich einer Seele gedient. Darf ich Sie bitten, auch Ihren Geschwistern meine innigste Teilnahme zu übermitteln? — 'Mein Leiden hat sich in letzter Zeit verschlimmert, sodass ich tagelang das Bett nicht verlasse. Von Krankheit geleitet im obwaltenden Zeitmoment, der die stärksten Spannungen erheischte, für meinen wahrscheinlich auch nervös bedingten Darmkatarrh mag Luftveränderung aussichtsvoll sein.' Aber wie ist es mir ums Herz, wenn ich denke . . . —

ODIN HING IM BAUM / IN OELBLAUER NACHT / VERWUNDET IM SPEER / DEM NACH-INNEN-PHALLOS ER SELBST / SICH SELBST / GEWEIHT DEM ODIN CELLA TEUTONUM DA ERLAUSCHT ER VON DEN WESEN DER LIEBE RUNE FUESSE VERLIEH ER DEM KREUZ UND DEN KREISENDEN SAMENRING UND SO LOESTE VOM BAUM SICH / GIERIG NACH KOERPERN / PHALLOS DEN SCHAEUMENDEN CELLENHERD

IESUS HING AM KREUZ / IM TRIEFENDEN SPEER / FRASS DES MOLOCH UND NACH-INNEN-PHALLOS CELLA IUDAICA NICHT FAND DER VERSCHNITTNE INS FLEISCH DIE RUNE NICHT ERLOEST ER DAS KREUZ IN DAS KREISENDE SVASTIKA UND SO ZOG ANS KREUZ ER / GIERIG NACH LIEBE — FUER MOLOH ANS KREUZ ER — ALLER WESEN BLUTENDEN CELLENHERD

MEINE SEELE HING IM BAUM / IN OELBLAUER NACHT / UND SCHAUER DURCHBRAUSTEN IHRER KINDHEIT AESTE SIE SELBST SICH SELBST GEWEIHT DER SEELE DA ERFAND SIE / SICH ZU LOESEN DER LIEBE RUNE FUESSE VERLIEH SIE DEM KREUZ UND DEN SCHAUM DES KURETENRING UND SO LOESTE VOM URSTOCK KOERPERGIER SICH DEN CELLENHERD

„geschlossene Leben", vom schwarzen Magus durch Freveltaten erzwungen und unter anderem im Zeichen des Marterkreuzes stehend, bedeutet, von außen gesehen, beständiges Sichzerarbeiten, Wechselmord einzelner wie der Völker, Not, Irrsal, Untergang. Wiederholt nun vernehmen wir, daß gemäß unterstellter Einheit des Gesamtlebens beide Abschnitte einander periodisch ablösen und somit gewissermaßen im Plan des Schicksals angelegt seien, vergleichbar den von Schuler selbst erwähnten empedokleischen Weltperioden der einenden Liebe und des zertrennenden Hasses. „Selbstverständlich", heißt es im sechsten Vortrage, „fasse ich das Leben als eine Einheit, die sich aus dem ihr immanenten Gesetze entwickelt, und demgemäß die Evolution als einen im Wesen des Lebens begründeten Vorgang. Ich erhalte den Eindruck, als sondere sich eine aktive Zentralkraft . . aus dem übrigen und bewirke durch eine an das Gesetz des Hebels erinnernde Tätigkeit jene gewaltigen Metastasen, welche der Inhalt der Geschichte sind und das Leben einem neuen Ausgleich zuführen." Ja, wir hören ebendort, daß durch die Zerstörung ein „Reinigungsprozeß" vor sich gehe, „Ausscheidungen materieller Art zum Zweck der Vorbereitung eines höheren Seins".

Allein mit dieser katholisch anmutenden Auffassung, die an die Erlösungslehren der alexandrinischen Gnosen anklingt, verträgt sich schwerlich Schulers Darstellung des Vampyrismus der „schwarzen Logen", eine Darstellung, derzufolge jede Lichtzeit der Geschichte in Mordblutwellen ertränkt wird. Auch betont er selbst, keine Antwort auf die Frage zu haben, woher das „Agens" stamme, das „Astartes Schleier zu löschen" vermöge und was die Ursache „der Zersetzbarkeit des alten Rosenringes" gewesen sei. Statt jedoch über der Unstimmigkeit zu grübeln, was uns zu keinem Ende führen würde, will ich den Sachverhalt selbst etwas schärfer umreißen und verweise im übrigen auf die erste Anmerkung zu S. 166. — Der Begriff des Sonnenkindes findet durchaus auf bestimmte Einzelmenschen Anwendung, von denen allerdings meist erst nach der Zwischenzeit von Jahrhunderten je einer geboren wird und durch den quintessentiellen Gehalt seines bloßen Daseins, seines Erlebens und allenfalls gewisser Handlungen das inzwischen entlichtete und verdorrte Gemeinschaftsleben erneuert, um hernach zurückzutauchen ins Dunkel der Vergessenheit. Von geschichtlich bekannten Verkörperern der Essenz kann wohl jeder nur als mehr oder minder gelungener *Versuch* angesehen werden. — Demgegenüber tritt die feindliche Kraft stets in einer *Gruppe* von Männern hervor, teils der Adelskaste, teils dem Priesterstande angehörig, somit in der Form einer „schwarzen Loge",

die den Lichtraub am Volke planmäßig vermöge *geheimen Wissens* vollbringt. Dieser Punkt ist von höchster Wichtigkeit.

Obwohl Schuler sich sträubte, die Rolle anzuerkennen, die für die Zersetzung der Menschheit dem Geiste zukommt, anerkennt er sie gleichwohl, ohne es zu bemerken, indem er über die Verfahrungsweise der Logenhäupter im ersten Vortrag folgendes kundgibt (Schrägsatz von mir): „Das Agens der Evolution ist ein *bewußtes*. Es beruht auf Entdeckung und Übung. Der Geheimbund, der es ausübt, hält die Bewegung im Gang; sein Deckwort ist ‚Gott'." Ferner: „Die Waffe, die ihm zum Kampf verliehen wird, *ist das Bewußtsein seines ‚Ich'*, das Ichbewußtsein der Entlichteten der Hebel zur Atomisierung der Menschheit." Durch ein Wissen also keineswegs des Blutes, sondern des Geistes handelt der Geheimbund mit geflissentlich gegen die Lebensessenz gerichteter Spitze. Nach allem früher Dargetanen muß ich kaum noch hinzufügen, daß der „Herr des schwarzen Rades" für Schuler zusammenfällt mit Moloch oder Jahwe und die Geschichte des Lichtraubs mit dem Kampfe Judas gegen die ganze außerjudaische Menschheit. Sein Nachweis, daß der Zerstörungsvorgang sein *philosophisches* Rüstzeug aus der semitisch bedingten Stoa bezogen habe, dürfte endgültig sein. — Hier wären passend einige Worte einzuflechten über die ausübende Seite symbolischen Denkens.

Das Sonnenkind, soweit es überhaupt sich entschließt zu handeln, vollbringt symbolische Handlungen, die wissenden Hasser der Essenz dagegen handeln bald durch Verbreitung verderblicher Irrlehren oder durch Überlistung und Knechtung des Volkes oder durch Untaten sonstiger Art, bald jedoch gleichfalls symbolisch. Aus Raummangel muß ich es mir versagen, anderweitig von mir Begründetes nochmals zu begründen, und beschränke mich auf das Ergebnis: vom symbolischen Wissen die Kehrseite ist magisches Wirken, welchem gemäß in symbolfähigen Geistern bald jenes vorherrscht, bald dieses. Aus wenigen Beispielen, Schulers „Vorträgen" entnommen, möge der Leser ersehen, wie im Bereich der Symbolik Wissen und Wirken zusammenhängen und wo demgemäß der Veranlassungsgrund zum Worte »realsymbolisch« zu suchen ist. — Indem Augustus den einen Lar durch zwei Laren ersetzt, schafft er die Polarisation, deren es zur Wiederbringung des essentiellen Lebens bedarf; indem er aber zwischen beide nicht das Bild der Muttergöttin stellt, sondern das des eigenen „solaren" Hauptes, hat er das Wiederkunftszeichen magisch entmächtigt. — Wenn nach dem Bericht des Cassius Dio der Adler in den Gewandbausch der Livia die weiße Henne fallen läßt, die einen fruchtschweren Lorbeerzweig

im Schnabel trägt, so ist vermöge der Symbolik des Vorganges die Gesamtmacht magisch übergegangen „in die Höhle des Weibes". Folgerichtig sterben denn beim Tode Neros, des Muttersohnes, die weißen Hennen der Livia „und der Lorbeer des Weibes verdorrt". — Nero beschloß, wie man weiß, seine Mutter umzubringen. „Es kennzeichnet die zwingende Gewalt der Weltsymbolik, daß der Gedanke auftaucht, die Mutter zu zermalmen durch Zusammenbruch des sie tragenden Schiffes; denn das Schiff ist wieder Symbol der mütterlichen Umschlossenheit .. Allein das Symbol weigert sich der Besudelung durch das Mordblut der Mutter. Man muß die Gerettete in ihrem Landhause niederstoßen." — Solche Deutungen sind nun nicht etwa künstliche, sondern stammen überwiegend aus dem Altertum selbst, dessen große und größte Geister in einem uns kaum noch vorstellbaren Ausmaß zu Handlungen wie Unterlassungen durch symbolische Wahrzeichen bestimmt wurden. Von den zahllosen Eigenheiten allein des Augustus, die uns Sueton erzählt, sei hier nur die eine erwähnt, daß er unmittelbar nach den Núndinen (Tag des Wochenmarkts) nie eine Reise antrat und nichts irgend Wichtiges am Tag der Nonen (siebenter im März, Mai, Juli und Oktober, fünfter in den übrigen Monaten) begann aus unüberwindlichem Widerwillen gegen die erste Silbe jedes der beiden Namen (non = nicht)!

Da die den Feinden der Essenz verfügbare Magie in Unterhaltungen mit Schuler zwar ausgiebig zur Sprache kam, in seiner Hinterlassenschaft aber fast nur im Hinblick auf den Untergang des kaiserlichen Rom gewürdigt wird, halte ich mit weiteren Mitteilungen darüber zurück und bemerke nur das eine: weil es darauf ankommt, dem Blute jenen Leuchtstoff zu entziehen, von dem jede Lebenssteigerung und die Vollendung abhängen, sind es in erster Linie satanistische Blutsriten, von denen die verderbliche Wirkung erhofft wird, gemäß dem Leitsatz: „Das Blut wird euer Zeichen sein" (2. Mose 12, 23)[1]. — Nie ganz zum Abschluß gekommen und daher noch

[1]) Die wichtigsten Blutsriten der Juden findet man streng wissenschaftlich nach den Quellen zusammengestellt in: *Dr. Erich Bischoff*, Das Blut in jüdischem Schrifttum und Brauch (Leipzig 1929). Der gesinnungsmäßig judenfreundliche und im übrigen nüchtern sachliche Verfasser kommt aufgrund des mit großer Gelehrsamkeit durchforschten Materials unter anderem zu folgendem Ergebnis: „Keine andre ‚heilige Schrift' irgendeines Volkes auf Erden watet sozusagen so knietief in Schilderungen des *Massenvergießens fremden Menschenblutes* wie das jüdische Alte Testament. Kein andres ‚Gottesvolk' rühmt sich dieser Massen- und Einzelabschlachtungen so sehr als *gottwohlgefälliger Taten*. Keine andre Religionsurkunde der Welt

zwiespältiger als die Annahme des Periodengefälles der Menschheitsrunden ist in diesem Zusammenhange Schulers Auffassung des Jesus von Nazareth. Nicht zu verkennen ist der Ton der Verehrung, wenn wir im sechsten Vortrage hören: „So schreiten diese übermenschlichen Gestalten (gemeint sind die größten der Cäsaren), die man noch lange nicht vergessen wird, durch die Geschichte, bedeckt mit dem unruhvollen Flimmern täuschender Elektronen und doch umweht von den Mollakkorden der alten Welt, rückwärts blickend in Urfyr-Sodom, wie ihr großer Widerpart, der Nazarener, mit dem sie eine Art von Janus bilden, nach vorwärts blickt in lichtvolle Reinheit; die Röte der Vergangenheit schließend, soviel an ihnen lag, mit den schwarzen Siegeln ihres Willens, wie jener den Weg in die Zukunft bahnt durch sein den Tod überwindendes, den Blutkelch wählendes Willensopfer." Halten wir aber daneben das furchtbare Mittelstück der „Odin-Trias", mit dem mehr als eine seiner Hilfsaufzeichnungen übereinstimmt wie „Noch brennen Narzissen in alter Glut, und Jahrtausende würgt das Blut des Gerichteten die Seelenlampen von Jahrtausenden", von mündlichen Äußerungen noch stärkerer Art zu schweigen, so erleidet es keinen Zweifel, daß mit der mehrfach wiederholten Parallele: Nero — Jesus (= Antichrist — Christ) über *beide* der Stab gebrochen wird. Auch dieser Unstimmigkeit ist nichts abzudingen; wir müssen sie hinnehmen.

Was aber nun bedeutet das offene, was das geschlossene Leben dem *Wesen* nach? Mit der Erörterung dessen darf ich mich verhältnismäßig kurz fassen, weil die Beantwortung der Frage imgrunde *das* Thema aller „Vorträge" bildet. Man kann um die Bezeichnungen rechten, die vielleicht nicht in jeder Hinsicht glücklich gewählt sind und bestimmt nicht so unmittelbar sich eingestellt haben wie etwa „essentiell", „kosmisch", „Blutleuchte"; uns genüge es, zu erfahren, daß in ihnen oder richtiger hinter ihnen das tiefste Mysterium liegt, dessen Schuler teilhaftig geworden, und somit auch das Herz seiner Gnosis. — „Offen" ist das Leben, sofern die je Gegenwärtigen in beständigem Wechselverkehr mit den Gewesenen

führt diese blutigen Greueltaten mit solcher Offenheit auf *ausdrückliche Gebote des Nationalgottes* dieses Volkes zurück" (S. 53). — Nach Schuler kommt es dabei in jedem Fall auf die Blut*leuchte* an, so insbesondere bei den Mordtaten, die an nicht wenigen Essenzträgern nachweislich auf Beschluß Judas vollbracht wurden. „Die Seelenleuchte des Sterbenden fällt in die Hände Judas, welches lauert, sie abzufangen. Die Leuchten werden vereinigt zum Stern Juda, der über dem Roten Meer, dem Blutmeer, aufgehen wird", war eine seiner darauf bezüglichen merkwürdigen Äußerungen.

stehen, „geschlossen" ist es, sobald die Verbindung unterbrochen oder, wie es auch heißt, magisch „versiegelt" wurde. — Da angesichts solcher Erklärung ein heutiger Leser an persönliche Unsterblichkeit zu denken pflegt oder wohl gar an spiritistische Geisterbeschwörungen (dem Gnostiker gleichermaßen unerträgliche Gedanken), scheue ich nicht einen kurzen Umweg über einigermaßen Bekanntes, um ihm den Gehalt eines Wissens näher zu bringen, das mit nüchternen Worten schlechthin nur auszusprechen freilich unmöglich wäre.

Wie oft auch die nachfolgenden Worte Goethes angeführt wurden, es soll uns nicht abschrecken, sie nochmals in Anspruch zu nehmen. In seinem berühmten Gespräch mit Eckermann über menschliches Schöpfertum am 11. III. 1828 äußert er unter anderem: „Jede Entelechie .. ist ein Stück Ewigkeit und die paar Jahre, die sie mit dem menschlichen Körper verbunden ist, machen sie nicht alt"; und im Verlauf eines gleichfalls bedeutenden Gesprächs am 1. IX. 29 hören wir: „Was hat man nicht alles über Unsterblichkeit philosophiert! und wie weit ist man damit gekommen? Ich zweifle nicht an unsrer Fortdauer, denn die Natur kann die Entelechie nicht entbehren; aber wir sind nicht auf gleiche Weise unsterblich, und um sich künftig als große Entelechie zu manifestieren, muß man auch eine sein." Soweit solche Sätze des Dämmerlichts nicht entbehren, ist es ebenso gewollt wie die dunkelhelle Beschwingtheit des letzten der „Urworte. Orphisch", überschrieben „Ἐλπίς, Hoffnung", vor dem die 1816 von ihm selbst gebotene Auslegung halt macht! Wir beachten zweierlei: Goethe vermeidet es, vom Ich, von der Person, ja auch nur von der Seele zu sprechen und wählt stattdessen die an und für sich schon mehrdeutige „Entelechie" des Aristoteles. Mit der Wendung ferner „wir sind nicht auf gleiche Weise unsterblich" berührt er die Voraussetzung *der* Gewißheit, um die es dem Anhänger ausnahmslos jeder antiken Mysterienreligion zu tun war: durch verwandelnde Weihen nämlich „in die Ewigkeit wiedergeboren" und derart würdig zu werden einer Lebensseligkeit, die dem Ungeweihten versagt blieb.

Viel weiter ins Unnennbare stößt der schon irre Hölderlin vor: „... Dies ist die Unsterblichkeit: Alles Gute, was wir schön denken, wird zu einem Genius, der uns .. unsichtbar .. durchs ganze Leben begleitet, bis ans Grab. Von unserm Grabhügel aus nimmt er seinen Flug und gesellt sich zu den Heeren der Genien, die schon die Welt erfüllen und an ihrer Vollendung .. weiter bauen. Diese Genien sind Geburten oder .. Teile unsrer Seele, und in diesen Teilen ist sie allein unsterblich." Auf die Frage aber: „Gläuben

Sie, daß Sie auf diese Weise unsterblich sind?", antwortet er barsch: „Ich? ich, der vor Ihnen sitzt? Nein! Ich denke nicht mehr schön. Das Ich, das vor zehn Jahren mein war, das ist unsterblich — allerdings."[1]) Vollends aber von den Liebenden kündete der noch nicht umnachtete Dichter:

Denn die Sterbliches nur besorgt, hinab in den Orkus
Sank die Menge, doch sie fanden zu Göttern die Bahn.

Diesen Weg noch weiter verfolgend, hinaus und hinab verfolgend, bis in Tiefen verfolgend, in die kaum je zuvor ein Blick der Seele gedrungen war, gelangen wir zu dem, was Schuler unter der Welt der Gewesenen, unter dem Totenreich und jenem Wechselverkehr der Lebenden mit ihm versteht, aus dem allein sich die „kosmische Zelle" erzeugt und mit ihr und durch sie die Aura um alle Gebilde. „Die Toten", heißt es im zweiten Vortrag (Schrägdruck von mir), „sind quintessentielles Leben. *Nur das überdauert die Schwelle des Todes, was im Telesma erlebt ist*, und der quintessentielle Kern, geschaffen, ruft auch die dorthin Zurückgekehrten in die Lebensleuchte der Lebendigen .. Der Tod ist nicht das „große Reservoir des Lebens", sondern die Quintessenz ..; aber die Geburten kommen von dort, wohin die Toten gehen, und deshalb leuchtet die Jugend gleich ihnen, und das jugendliche Leben — befreit — bringt auch *die Toten wieder als Seligkeitsschauer um die Lebendigen*. Das ist offenes Leben. Das geschlossene Leben wehrt auch den Toten die Rückkunft, es versiegelt das Jenseits, d. i. die als Himmel geschlossene Essenz." Hier sind wir — nochmals sei es gesagt — im Herzen seiner Gnosis und im Herzen allerdings nun nicht etwa nurmehr mittelländischer Kulte, sondern des Urerlebens der Menschheit überhaupt.

Ob wir uns der Frühzeit Japans, Chinas, Indiens, Ägyptens, Germaniens zuwenden oder, soweit sie uns noch bekannt geworden, den heimischen Bräuchen polynesischer Völker oder nordamerikanischer Indianer — wie außerordentlich die Verschiedenheit der Gesellungsformen, Rechtsbegriffe, Feste, handwerklichen Leistungen, Sitten sein mag, in einem treffen sich alle: das Gesamtleben spielt sich auf kultlichem Boden ab, und die Kulte stehen samt und sonders im Zeichen eines an Unterarten freilich überaus reichen *Ahnendienstes*. Man forsche bei Sibiriern, Baliern, Irokesen, Dajaks, Italikern, Kelten, Wikingern, man forsche, wo immer man will, und man

[1]) Ich entnehme dies Dokument der Broschüre: *Norbert von Hellingrath*, Hölderlin, Zwei Vorträge (München 1921), S. 77—78. Dort findet man auch den Bericht darüber, durch welche Verstrickung von Begebenheiten es uns erhalten wurde.

findet von geheimnisvollster Feierlichkeit umschauert die Bestattungsriten, findet die Seelen der Ahnen machtvoll unter den Lebenden walten, findet den Wechselverkehr mit ihnen in Symbolen gedeutet, denen wiederum Mythen entblüht sind, Wettkämpfe, Tänze, Lieder und älteste wie auch gewichtigste Erzeugnisse der Kunst. Anderweitig habe ich nachgewiesen, daß es entgegen rationalistischem Vorurteil *nicht* Gespensterfurcht war, sondern die durch liebende Inbrunst fortwährend erneuerte Verbindung der Gegenwärtigen mit der Stammes*vergangenheit* als dem *Borne* des Lebens, was in dieser erst dem Christen fremd gewordenen Gemütsbeschaffenheit schöpferisch pulst. Selbst, wo die Welt des „alten Ausgleichs", wie Schuler es nennt, den in Herrschende und Beherrschte geteilten Verbänden gewichen ist und daher über die völkischen Kulte des Hauses und Herdes, Säens und Erntens, Geborenwerdens und Sterbens „höhere" Götter sich aufzuschwingen begonnen haben, vergißt doch *heidnischer* Frommsinn bis in die Spätzeit nie, daß jener Lebensborn versiegen würde durch Treulosigkeit der Lebenden gegen die Lichtgestalten ihrer Vorwelt; welchem gemäß die dämonischen Totenwalter zugleich die Walter nie endender Fruchtbarkeit sind.

Der hellenische Agon, der jede Tüchtigkeit (ἀρετή) des Mannes hervorruft und steigert, ist, wie bekannt, ursprünglich Totenehrung eines Heros. Pluton, als Aidoneus der finstere und unerbittliche Herrscher des Erebos, ist, wie sein Hauptname und mehrere Nebennamen (Isodaítes = gleicher Austeiler, Polydégmon = großer Gastgeber) bezeugen, auch Spender des Getreidesegens und trägt deshalb auf zahlreichen Bildwerken das Füllhorn. Nicht anders bedeutete Osiris für den Ägypter so den Herrn der Toten als den Gott der befruchtenden Wässer des Nils. Im „wütenden Heer" der Germanen rasten, Bäume knickend, Vieh und Menschen entraffend, nächtliche Geisterscharen dahin; aber grade ihrem Zuge folgte später nicht selten die üppigste Fruchtbarkeit. Und Wodan als Schlachtengott mit seinen Walküren erliest zwar und gibt dem Tode anheim die tapfersten Krieger, jedoch nur, um sie als dämonisierte Helden in Walhall zu sammeln für den letzten und schwersten der Kämpfe. Auch in ihm sind unter anderem verschmolzen Todbringertum und Lebenserneuerung. — Doch ich käme mit Belegen für den ahnenkultlichen Kern alles heidnischen Frommsinns auf hundert Seiten nicht zu Ende und breche ab, um anhand eines dichterisch verwerteten Beispiels einen Seitenblick zu werfen auf wenigstens *ein* volkstümliches Brauchtum derselben Herkunft, das sich inmitten europäischer Zivilisation erhalten hatte bis weit ins vorige Jahrhundert

hinauf. — Als Vorbereitung aber diene ein abschließendes Wort über Schulers Bedeutungseinheiten der „Substanz" und der „Essenz".

Auch heute noch erlebt mancher die eigentümliche Wandlung, die seinem Inbild eines ihm teuren Menschen widerfährt nach dessen Tode, selten sogleich, häufiger erst um Wochen später. Mochte das Zusammenleben mit dem Fahrtgenossen sehr innig gewesen sein, so hat es doch nicht an Trübungen gefehlt und Verstimmungen; und mochte jener schon im Leben einen edeln und schönen Charakter besessen haben, so hatte doch auch er seine Schwächen und Mängel. Aber *weit schneller und entschiedener nun*, als freilich überhaupt peinliche Erinnerungen rascher zu verblassen pflegen denn glückliche, treten Verstimmungen, treten Mängel und Schwächen in einen sie löschenden Hintergrund, wo nur der Gedanke daran sie nicht ohne Mühe festhält, während die Zartheit des Verstorbenen noch zarter wird, sein Frommsinn noch frömmer, seine Liebeskraft noch liebreicher und solcherart seine Züge, je mehr sie Abschied nehmen, umso wundersamer *aufzuleuchten* beginnen. Das ist der geheimnisvolle Vorgang der „Verklärung" des Toten, genauer und treffender: der Verklärung seines *Bildes* in der Seele des Gedenkenden. Fassen wir Seele jetzt als Seele des Blutes, so offenbart sich „Seele" ausschließlich im Bilde; und die im Bilde sich offenbarende Seele des Blutes ist die von Schuler so genannte „Substanz". Gewiß weiß er so gut wie jeder andre, daß (dunkle wie lichte) „Illusionen" des Freundes über den Freund, der Schwester über den Bruder, des Kämpfers über den Mitkämpfer, der Mutter über das Kind, des Liebenden über die Geliebte auch über den Tod des Neigungsgegenstandes hinaus fortdauern können; allein, da er außerdem weiß, daß ihr Dahinschwinden die verklärende Wandlung im mindesten nicht zu hindern vermöchte, so suchte er nach tieferen Quellen und fand sie, wo ein Hölderlin sie geahnt hatte.

Die „Substanz" wird zur „Essenz" (oder zum „Telesma"), so oft in den Hochmomenten heroischer oder erotischer oder magischer Vollendung (τελετή) das Blut zu leuchten beginnt, indem die Seele vorübergehend eins wird mit der Seele des Alls und dergestalt mit der Essenz der Gewesenen (denn das „All" ist im je gegenwärtigen Augenblick immer des Alls Vergangenheit!). Überschreitet aber, wie wir vernommen haben, die Schwelle des Todes keineswegs die Person oder das Ich oder was man landläufig die persönliche Seele nennt, sondern nur die Essenz, so sind jene „Toten", die mit den Lebenden unter anderem das liebende Gedenken dieser verknüpft, in Wahrheit essentielle Augenblicke Vergangener und die „verklärten" Bilder die Form, in der sich gewesene Vollendungen mit der Seele der Schauenden vereinen. Daraus ergeben sich, wenn nicht in allen, so doch in vielen Fällen, zwei Phasen des Inbildes der Gegenwärtigen von ihren Toten: die durchweg kurze des ungehemmten Schmerzes, vielleicht der Verzweiflung, vielleicht sogar des Grauens, die das Bild zu verschlucken droht (in ihr wurzelten und wurzeln teilweise noch rituelle Vorkehrungen mancher Völker gegen Gespenster), und die beliebig lange währende des mehr und mehr sich herausklärenden Essenzbildes, aus dem der Ahnenkult erblühte und in der Frühzeit der unerschütterliche Glaube an verjüngende und fruchtbringende Kräfte der *Anwesenheit* essentialisierter Toter. — Von völkischen Brauchtümern, durch die das Gesagte bestätigt wird, hat Schuler im zweiten Vortrag unter „Floreszenz und Totenreich" aus dem Südslaventum eines von unvergeßlicher Schönheit gebracht; aber auch das hier noch anzuführende, das uns näher liegt, verdanke ich seinen wiederholten Hinweisen.

Die beiden soeben beschriebenen Phasen drückten sich seinerzeit in den Bestattungssitten der Bauern und zumal vermöglicher Bauern auf merkwürdige Weise aus, wie sie uns getreu und mit großer Eindringlichkeit Gottfried Keller im „Totentanz" überschriebenen Kapitel des zweiten Bandes seines „Grünen Heinrich" geschildert hat. Nach Beerdigung der verstorbenen Großmutter und stattgehabtem Trauergottesdienst gibt der nächste Anverwandte, hier der Ehemann, ein üppiges Fest, zu dem von den ältesten bis zu den jüngsten Männern und Frauen des ganzen Dorfes die meisten eingeladen sind; und dieses Fest — wie dazumal alle Feste der gleichen Art — zerfällt in zweimal zwei Teile. Auf die Symbolik der beiden Hauptteile, Schmaus und Tanz, näher einzugehen, würde hier zu weit führen; dagegen sind uns wichtig die beiden Unterteile eines jeden. Der Schmaus beginnt mit bedächtiger Feierlichkeit, indem die Bauern starr auf den Stühlen sitzen, steif und selten einen Bissen zum Munde führen und nur murmelnd sprechen, geht allmählich in kräftigeres Zugreifen und häufigeres Weintrinken über, das von immer saftiger werdenden Witzen begleitet ist, um nach Verfluß von zwei Stunden (!) sich zu entwickeln zum solennen Eß- und Saufgelage bei nicht mehr zu verkennender, obschon noch gemäßigter, Fröhlichkeit. — Derselbe Rhythmus wiederholt sich, nur weit schärfer skandiert, im nun folgenden Tanze, der ein paar wörtliche Wiedergaben rechtfertigt.

„Man spielte einen elendiglichen Trauermarsch, zog nach seinem Takte dreimal auf dem Boden herum .. und stellte sich dann in einen großen

Kreis. Hierauf traten sieben Paare in die Mitte und führten einen schwerfälligen alten Tanz auf von sieben Figuren mit schwierigen Sprüngen, Kniefällen und Verbeugungen, wozu schallend in die Hände geklatscht wurde." Nachdem das eine Weile gedauert hat, erscheint der Wirt, flüstert da und dort einem Jungburschen für alle verständlich ins Ohr, er möge sich nun nicht länger seinen Schmerzen hingeben, sondern sich wieder des Lebens freuen, und geht geneigten Hauptes düster die Treppe hinunter. „Die Musik aber ging plötzlich in einen lustigen Hopser über, die Älteren zogen sich zurück und die Jugend brauste jauchzend und stampfend über den dröhnenden Boden hin." Hier haben wir die zwei Phasen: die erste des gramvollen Abschieds und durch die Symbolik zumal des unheilabwehrenden Klatschens fast gespenstisch anmutend, die zweite einer wild auflodernden Lebensfreude, die sich entzündet an der unsichtbaren Anwesenheit verjüngender Ahnenessenz.

Das alles hat sich tatsächlich zugetragen, wenn es auch eingewoben ist in eine Erzählung, und es steht solche Schilderung in jener Zeit nicht vereinzelt da. Nicht mehr dagegen läßt sich entscheiden, ob das *noch* innerlicher gelagerte und dabei zugleich noch deutlicher sprechende Vorkommnis, das den Schluß des Kapitels bildet, gleichfalls auf tatsächlich Erlebtes zurückgeht oder der Phantasie entstammt. Beides ist möglich, nur eines sicher: falls Phantasieerzeugnis, so wäre es reines Seelenerzeugnis, d. h. etwas ohne Mitsprache des Verstandes Erträumtes, weil Keller unter keinen Umständen dabei *gedacht* hat, was ich deutend hier anfüge. — Nachdem der Grüne Heinrich mit Anna, seiner scheuen und überzarten Jugendgespielin, endlich an einem Walzer teilgenommen, verlassen beide das Haus und finden sich unversehens auf dem Friedhof, wo das frische Grab einsam und schweigend im Lichte des aufgehenden Mondes liegt; und hier nun geben sie, die unausgesprochen einander liebten, sich den ersten Kuß, „ebenso feierlich wie ungeschickt". Das bedeutet, daß der Anhauch der schon „verklärten" Ahnin in den noch halb kindlichen Seelen die keimende Liebe zum Wagnis unsicher tastender Zärtlichkeit ermutigt hat; womit denn — völlig im Sinne Schulers und von ihm nicht übersehen, dem Erzähler aber unbewußt — das *erotische* Mysterium zeitferner Totenkulte aufschauert; ein Mysterium, in das die „Vorträge" einzuweihen vermögen den, der — es fassen kann.

„Es ist keine Rückkehr der Toten, es sei denn durch die Sinne —." Sind wir von diesem weitesten Ringe, der das Heidentum schlechthin umfaßt, zum Mittelpunkt vorgestoßen, so werden wir von ihm her auf dem

Wege der Radien auch die engeren Ringe nicht verfehlen, die zumal das Heidentum Roms begrenzen und von Schuler mit der Liebe der Wahlverwandtschaft durchforscht wurden. Im Hinblick auf diese ist der Mittelpunkt die Caena und die sakralste aller Handlungen das *Verspeisen* der Essenz. — Aber hier mache ich halt, weil jede Erläuterung nur abschwächen könnte, was fremdartigen Tiefsinns Schuler von der kultlichen Seele des römischen Gastmahls aufdeckt. Daß aus dem Cäsarismus — in seiner Ausdrucksweise durch „Transzendentalisierung" — der Papalismus hervorgegangen, ist bekannt. Die Fäden aber, die er von der Caena zur katholischen Messe spinnt, schimmern so wundersam, daß sie vielleicht einmal die Sachforschung verlocken, den hier erschauten Zusammenhängen nachzugehen und sie auf ihre Weise zu bestätigen. Wenn aber nicht, so wollen wir es nicht allzusehr bedauern. Ein andres ist gnostische, ein andres wissenschaftliche Erkenntnis. Diese ist jedem zugänglich wie der Wirklichkeitsstoff, den sie geistig verarbeitet, jene nur wenigen wie das Wirklichkeitsbild, das sie seelisch spiegelt. „Vergleichen Sie nur", äußerte Schuler einmal gesprächsweise, „die Namen: den ‚Alltag' hier mit der ‚All*nacht*' dort!" Nun, seine gesamte Hinterlassenschaft stammt aus der Wirklichkeit der Allnacht, und nur der wird mit Gewinn zu ihr greifen, der über den Taten des Tages noch nicht ganz die Verbindung eingebüßt hat mit den Wundern der Nacht.

FRAGMENTE

„NEUTHOR"

in Salzburg: 6. Febr. 1894.

Schwarzfelsenwand in gewölbtem Schacht,
Von schwachem Feuerschein überbebt,
Oft schwebtest du vor mir, doch wie ich sann:
Ich hatt es nie erlebt.

Nun steh' ich im Tore und starr' empor,
Wo der Gashauch die Felsen leckt,
Und starre mit hämmernder Seele empor,
Die Wangen von Flammen bedeckt.

Du bist es: mattglühend, vom Pickenhieb
Rauhglattes Felsgestein,
Durchquert von Spalten; höhlenkühl
Schlürft Seelennacht mich ein.

Und aus der Seele schwarzem See
Quillt frührotduftger Scharlachdunst,
Umspinnt der Steine glimmend Weh
Wie fernverrauchte Jugendsonnenbrunst.

O rätselvoller schwarzer See,
Was mag in deinen bodenlosen Nächten
Versunken sein an heißen Lebensmächten,
Eh' ich verblutend in dir untergeh'.

AUS DEN FRAGMENTEN DES AEOLUS

Vorbemerkung des Herausgebers (V. d. H.). — Die Aeolus-Fragmente erstrecken sich auf den Zeitraum von 1889—1894. Geplant war eine Reihe von sechs Romanen: Aeolus, mit dem Untertitel: Vestigia Neronis / Nero, in drei Büchern: L. Domitius Ahenobarbus — Nero Caesar Augustus — Periodonikes / Silvius Otho, mit dem Untertitel: Ein Soldatenroman / Es Bibe Lude Veni, mit dem Untertitel: Ein Kinderroman / Elagabalus / Esuvius Nobilis, mit dem Untertitel: Die letzten Heiden von Vienna. — Der Aeolus wiederum, der anfänglich die Aufschrift „Jo Saturnalia" trug, sollte in drei Bücher zerfallen, deren noch vorliegender Einteilungsplan hier mitgeteilt sei. Erstes Buch: Forumszene — Aeolus bei Febronius — Audienz bei Seneca — Schenkenszene — Zimmerszene bei Aeolus — Gastmahl bei Seneca. — Zweites Buch: Thermenszene — Gastmahl bei Febronius — Nachtfest — Persipheie — Gastmahl bei Dorcas. — Drittes Buch: Flucht — Heimkehr — Begräbnis der Mutter — Jugendträume — Phaidimos und Aeolus — Febronius' Ankunft — Schlußkapitel.

Den Mittelpunkt der Handlung bilden zwei Freunde: Aeolus, im Beginn des Jünglingsalters stehend, und der schon ältere und erfahrungsreichere Febronius. Die gehobenen Stellen, von den Nachlaßverwaltern 1930 in den „Dichtungen" bereits veröffentlicht, sind vorbildlos Schulerisch; für die schwülen Trink- und Schenkenszenen dagegen, von denen nur weniges zur Veröffentlichung geeignet ist, sowie für die Bruchstücke von Zwiegesprächen hatte dem Verfasser zum Muster gedient die Darstellungsart Petrons, in dessen „Gastmahl des Trimalchio" er die getreueste Spiegelung des römischen Lebens im Zeitalter Neros und überdies das schlechthin klassische Beispiel „realistischen" Schrifttums erblickte. Seine Bemerkungen zur Entstehungsgeschichte des Aeolus sind, wie uns scheint, von solcher Wichtigkeit, daß wir nicht zögern, sie fast unverkürzt wiederzugeben.

„Die Konzeption fällt vielleicht schon in den Herbst 1889, wenn nicht weiter zurück.. — Das Problem dasselbe wie bei „Tiberius", nur daß an die Stelle vereinsamter höchster Geistigkeit in vorgeschrittenem Alter die schäumende, schwärmerische Psyche eines jugendlichen Pathikers tritt. Innerhalb dieses ungebrochenen Rauschzustandes, den ein instinktives Mitringen im Kampfe der beiden zu ihm gehörigen, in ihm sich kreuzenden Extreme — Nero und Jesus — um die psychische Weltherrschaft in Erschütterung und Beängstigung versetzt, sollte der gesamte Kulturzustand

der Neronischen Epoche zur Darstellung gelangen. — An einem nebligen Nachmittag kam mir auf dem Karolinenplatze dicht am Obelisken das Neronische Leitmotiv der sprühenden Funken zugleich mit dem Bilde der Metallscheibe und den Umrissen der Schlußszene, welche noch in vorliegender Fassung Spuren der ersten Konzeption enthält. — Für den zweiten Entwurf, dessen große Fragmente noch unwürdig, suchte ich mich am Stil des Petron zu bilden. — Von den hier gegebenen Bruchstücken entstand die Babixszene Frühjahr 1893. Dem Sommer desselben Jahres verdanke ich das Mohnblütenfragment. Noch am 25. August 1894 schenkte mir eine Leidenschaft.. auf einem nächtlichen Spaziergang die jetzige Fassung der Gewitterszene. Ende desselben Jahres traten die Arbeiten zurück hinter der Broschüre: ‚Nero. Eine Lösung des Cäsarenproblems.' — Seit März 1895 beschäftigte mich ausschließlich der ‚Kosmogonos'."

In den höchsten Marmor- und Metallformungen floß das Blut des Abends.

Und wieder breitete Kastanienlaub goldgrüne Finger über seinem Haupte und von zartem Lampenlicht behaucht schwebten kupferglühende Blütenkronen.

Plötzlich umzischte ein sausendes Getöse sein Haupt wie von dunkeln im Wirbelsturme kreisenden Tüchern, während er in rasender Verzweiflung unverwandt durch nachtschwarze Gitterringe sah, vor denen im Dämmergrau ein nackter, bleicher Frauenarm, regungslos von oben starrend, schwarze, florartige Binden hielt.

Ein Empfinden umschloß ihn wie Duft von Birnblüten in dunklem Kristallblau. Feine Strahlenzentren eines marmorweißen Gitternetzes hinter rotvioletten schwebenden Blumen glühten vor ihm auf und loschen im Augenblick. Aus der sich vertiefenden Bläue drang Stamm und Akanthus einer abendlichen

Dämmersäule, von wehen, mit zuckendem Flügelschlag kreisenden Klängen umleuchtet. Deutlich fühlte er das warme glasierte Tonfigürchen auf seinen Lippen, die Wange an weich wogendem Mutterbusen, und plötzlich erfüllte blendender Strahlenglanz die Ferne mit Jubelgeschrei und durcheinanderschwankenden Palmwedeln. —

Aeolus fuhr empor. Isis —? Durch die schwerbelaubten Äste über seinem Kopf zischte ein Windstoß. Fern hinter den servilianischen Zypressen zuckte Wetterleuchten. Schwarze Wolkenhelme, von bleichen Mähnen umgrellt, schlürften die Nähe schattend den auf sie zuhastenden Mond. Auf dem von Staub und raschelnden Kastanienblättern gefegten öden Fahrdamm grinste eine schwarze Lache. Dunkle halbverwischte Tropfen fleckten das nahe Pflaster. Von Entsetzen gepackt floh Aeolus über die rückwärtsschießenden Basaltplatten.

Während er die kleine violette Glaslagöne*) über den Teller bog und das durch die Fleischfasern sickernde Öl in wachsenden Bernsteinperlen mit der braunen Sauce rang, umsog ihn ein fernbekannter, kraftschwangerer Geruch, welcher dem Dufte der Veilchen ähnlich von Hand und Speiseschale drang. Zugleich schwamm draußen in der Dämmerung eine klare, seltsamtiefe Bläue, die mit großen milden Tempelaugen zu rätseln schien.

Wie einen glühenden, aus süßester Leidenschaft gezeugten Traum sogen Aeolus' Sinne den Reiz des eigensten Empfindens, und aus geheimster Tiefe seines Wesens hauchten erlöste Kräfte ihren Flammenatem in das Bild verwandter Wirklichkeit. Von einem Kreise dunstumleuchteter Feuerzungen überschwebt winkte Gannys, der in scharlachfarbener Tunika auf dem Rande eines Marmortisches saß, dem Hereingestoßenen

mit einer Granatblüte entgegen. Febronius stand neben ihm und zog mit behutsamen Fingern Blutnelken und Goldlack durch die Einschnitte eines kirschroten Lederbandes, welches das ihm hingeneigte Lockenhaupt des Knaben umschloß. Feiner flimmernder Wasserdunst umflorte die gedämpften Schatten des Raumes.

„Siehst du jene dunkeln roten Flämmchen? Sie zittern und züngeln empor wie die andern, und doch schweben sie neben den silbernen Dochtarmen in der Nacht. —" ..... „Sind es die, welche vor Zeiten hier geflammt oder die noch brennen werden —? Die längst erloschenen oder die noch nie entzündeten —?"

Vor den Fransen glitt Eichenlaub vorbei und in sanftem Wechsel beschattete Stämme. Schwache grüne Lichter durchflirrten das Dunkel ... Ein Teil einer nächtlichen Wand schwebte ihm vor, funkelnd in mattem Lampenlicht. Schmale skulpierte Goldleisten um blutgrundige Stuckreliefs neben Falten eines porphyrroten Türvorhanges. Geräusch, Bewegung — und alles umstrahlt von süßem, sicherem Besitz ahnungsvoller, triumphierender Gewißheit. Draußen aber wiegt das kohlenaugige Dunkel in lichterfernem Festrausch nachtglühende Schauer der Großstadt.

Dicht daneben lag Aeolus, den Rücken über das Kissen gehöhlt, mit drangvoll gedehnter Brust und einwärts gekniffenen Lippen. Eine schwüle Wärme, welche ihm von Babix zu zucken schien, durchsog seinen ausgestreckten Körper, während die dunkelschwimmenden Augen, von den Flammen der Lampen befunkelt, im Gärtchen brüteten. Draußen bleichte das Mondlicht den pflanzenerfüllten Raum. Über die purpur-

lich erlosch. Näher und näher rückte die Erscheinung, weiter und weiter dehnte sich der immer schwärzer werdende Ball, auf dessen Oberfläche es zu zucken begann. Aeolus fühlte sich von einer heftigen Angst gepackt, aber er konnte nicht von der Stelle. Jetzt war auch der Mann verschwunden, und berghoch, von Augenblick zu Augenblick ins Unendliche wachsend, rollte immer schneller und schneller die schwarze Masse auf ihn zu, während ein kalter Sturmwind ihn anblies und eine Stimme ähnlich der des Febronius zu rufen schien: Ergreife sie, sie ist dein Eigentum. Aeolus fühlte, wie der Todesschweiß von seiner Stirne floß — jetzt, jetzt mußte sie ihn zermalmen wie ein Würmchen am Wege; da — in höchster Verzweiflung wich er zurück und — stürzte von einer hohen Mauer, wie ihn deuchte, in dichtes Gezweig. Langsam glitt er von Ast zu Ast, da und dort im Falle eine Rose streifend, die ihre Blätter über ihn ausgoß. Betäubender Duft drang aus der Tiefe. Glühende Abendlichter huschten durchs Gezweig; sie schienen mit den taumelnden Rosenblättern im Reigen zu schweben nach den Tönen einer zarten, unsichtbaren Musik. Jetzt schien er unten. Sein Fuß berührte aber nicht die Erde, sondern etwas Weiches, Warmes, was ganz mit duftenden Blüten überschüttet war. Ein Kopf schien sich zu heben; unter herabgleitenden Blättern schimmerte schwarzes Gelock, tauchten leuchtende schwarze Augensterne hervor, öffneten sich lächelnde Purpurlippen. — Aeolus wollte fliehen — ein starker Arm hielt ihn umschlungen — er suchte sich loszuwinden — süße Glut zog ihn tiefer und tiefer — Da berührte es wie Flammenhauch seine Lippen, wie Flammenhauch seine Brust — ein Stöhnen entrang sich seinem Munde — Aeolus fuhr erwachend aus dem Schlaf empor.

... sah sich allein im schattenblauen Säulengang. Vor der

offenen Türe seiner Schlafkabine vergoldete ein blendender Sonnenstreif den Marmorestrich und den weißen Basisring einer Säule.

Und dann — hing er hier an eben dieser Stelle, die kraftlos zitternden Finger in den kleinen Halbkreisbogen des Bronzegitters, und starrte hinab in die meerfarbene, ziegelüberflammte Pflanzentiefe — schweißgebadet, mit hämmernder Brust und verglasten Augen. Unten aber hob der Mohn seine goldgekrönten Blütenschalen, lüstern aneinandergedrängt, und um die mählich verbleichenden Farbentöne erglühte der sprühende Blätterrand.

„Im Genuß geht jeder Gedanke unter."

„Das also wäre das Ziel, bei dem wir angelangt sind —"

Sie waren bei der Pforte des Oecus stehengeblieben. Hinter dem von Ring zu Ring laufenden Saume des derben Stoffes gelbte Lampenschein. Aeolus bemerkte es nicht.

„Ich wenigstens sehe kein andres."

„Ich auch nicht", hauchte Aeolus tonlos. „Aber eines — eines mußt du mir doch sagen, guter Feva — merkwürdig, jetzt kommt mir auch der alte Name wieder, mit dem ich dich als Kind —. Hast du nichts, Febronius, wodurch das — das Unvermeidliche gleichsam beschönigt würde. Wohinter man sich verstecken könnte wie hinter einem großen ehernen Schild —?"

Aeolus hatte die Hände auf beide Schultern des Freundes gelegt und sah ihm mit qualvoller Spannung ins Gesicht. Febronius mied seinen Blick. Er ließ die Augen über das Gärtchen gleiten, welches die Dämmrung in meerblaues Dunkel tauchte. Auf den Rand der Marmorscheibe zwischen dem Geäste des Granatbaums perlte das erste Silber der Nacht.

Leuchtwürmchen sprühten aus den Schatten und loschen bei plötzlicher Wendung. — — — „Vortrefflich!" rief Febronius plötzlich mit unwillkürlichem Lächeln. „Wahrhaftig, das hätte dir selber Ehre gemacht. Daß du aber auch darauf noch nicht gekommen bist. Ja, Aeolus, jetzt hab' ich etwas für dich."

„Wie —? Ich hätte selbst —? Also doch etwas Erlebtes, das —. Und du — du also doch — O jetzt werd' ich es von dir hören, das Große, das Ungeheure, auf das ich — Ja, ja, nun kommt es mir zum Bewußtsein voll und klar, durch dich soll mir die Offenbarung — —"

„Bleiben wir bei der Sache. Du hast eine Art Schild begehrt, und ich will dir dienen, so gut ich kann. Erinnerst du dich noch, als wir neulich zum Nachtfest in die calpurnischen Gärten einzogen —"

„Unter nachtrotem Wolkenbaldachin, zwischen qualmenden Flammensäulen — — Was war da Febronius — —?"

„An jenen Magus, der im schwarzen Talar am Pfeiler stand mit Schlangen auf der Brust? Nun denk' ein wenig nach. Was hielt er in die Nacht, während der scharfe Metallklang zu uns herüberschnitt?"

Aeolus stand einwärts gekehrten Blicks. Plötzlich zuckte er mit beiden Händen gegen die Schläfen. Sein Auge starrte in den trüben, blutfarbenen Dunststreif des Horizontes, wo die letzte Glut verhauchte.

„Ah —! Jetzt versteh' ich — das — das also —. Wir durchdringen nichts — gar nichts — weder jetzt noch jemals; denn das Wesen der Dinge ist die Nacht. — Und wir — aus dem Dunkel tauchend —"

„Nun scheinst du mir auf dem richtigen Wege zu sein. Und wir selbst?"

„Sprühende Funken —"

„Über eine Metallscheibe", ergänzte Febronius leise, fast als rede er mit sich selbst. „Und dann?"

„Nacht, ewige Nacht!" stieß Aeolus, von plötzlicher Todesangst befallen, laut und gellend hervor und brach an der Brust des Freundes zusammen, mit beiden Armen dessen Hals umschlingend. Unter bitterlichem Weinen barg er sein Haupt an Febronius' Busen. Dieser ließ ihn ruhig gewähren. So standen sie eine Weile ohne Bewegung. Das stärker werdende Mondlicht zeichnete schon deutlicher die Pflanzenformen auf den Sand des Weges und hauchte die Schatten der Efeuranken abwärts über die Hauswand. Kaum hörbar raschelte der Türvorhang. Leise erklangen die Metallringe. Febronius beugte sich zum Ohr des Schluchzenden: „Ja, die Nacht ist unser aller Beherrscherin. Denn das Licht strömt nur aus einzelnen Punkten, sie aber füllt den endlosen Raum. Wozu mit der Verzweiflung in der Brust die Spanne Licht erkaufen, die ein Gedanke um uns wirft? Der nur ermöglicht, ihre grinsenden Schatten zu sehen, die uns verborgen bleiben, wenn wir den dunklen Trieben gehorchen." Langsam mit beiden Händen richtete er das tränenüberströmte Antlitz des Freundes empor. Flimmernder Räucherdunst schwängerte die Luft. „Mut, mein Lieber, auch für dich trägt die schwarze Mutter wie für die vielen Tausende eine — Granatblüte im Haar."

NERONIANA

V. d. H. — In die Zeit der Entstehung der Aeolus-Fragmente (1889—1894) fällt Schulers intensive Beschäftigung mit dem Problem „Nero" als einer Gestalt, die für ihn, wie aus den „Vorträgen" ersichtlich, den, wenn auch gescheiterten, Versuch einer Kristallisation römisch-heidnischer Götterverehrung in Gegenstellung zum langsam empordringenden Christentum bedeutete. Schon 1889 hatte er seine noch unfertigen Gedanken darüber im Münchner Literarischen Verein vorgetragen, sie dergestalt (seinen eigenen Worten gemäß) dem „Hohn und Entsetzen" der Philologen preisgebend. Bald darauf plante er einen Nero-Roman und endlich, angeregt durch den damals viel gelesenen „Caligula" Quiddes, eine Nero-Broschüre, die folgende Abschnitte enthalten sollte: Zwei Wendeperioden der Weltgeschichte — Prämissen — L. Domitius Ahenobarbus — Nero vernichtet die Familienopposition — Die Bacchanalien Neros — Gottmenschen — Christentum und sein Ende — Gesinnungsopposition — Griechenland und Tod — Nero-Antichrist. — Von allen diesen Plänen kam nichts zur Ausführung. Die freilich zahlreich vorliegenden Notizen sind mit ganz wenigen Ausnahmen für den Verfasser selbst bestimmt als Unterlage der später auszuführenden Abhandlungen. Von den „quintessentiellen" hat er mehrere in den „Nero Dominus" aufgenommen, den wir, den Entstehungszeiten folgend, an späterer Stelle wiedergeben. Nur zwei aus dem beabsichtigten Nero-Roman bringen wir schon hier.

Mitternachtsauge des L. Domitius Ahenobarbus. — Knabe Domitius von Wachtmannschaft ... klopfenden Herzens durch Quittengeäst im Viridarium der Lepida den Ziegelkamm der Wand erklimmend erstarrt, getroffen von den plötzlichen harzqualmgefüllten Schallwellen mitternächtlicher Erzbecken aus dem Nachbarhause und der eintönig wieder und wieder in die Stumme dröhnenden Bannformel: Hinaus, ihr väterlichen Manen! — worauf er schauergeschüttelt durch die Finsternis der Gemächer hindurch im Mondlicht vor der Fluröffnung den pater familias hausinnerwärts gewendet mit

nackten Füßen erblickt und entsetzten Auges Ferne und Silberschein des zusammenrinnenden Straßenpflasters nach den ausgespuckten schwarzen Bohnen durchgiert*).

Mittagsauge des Periodonikes. — Der Kaiser auf der hellenischen Periodos in funkelnder Purpurschwüle und Dämmerciste des Reisewagens, umblendet von Sonngrellöde unmittelbar naher zersprungener Kalkhalten, beobachtet schöpferisch erregt zwischen den Seidenfransen der Vorhänge blauschwarze Wetterfäuste, die beim Kneten der weißen krachenden Rippen eines fernen Gebirgskammes bald da, bald dort zerquetschte Feuer pressen.

V. d. H. — Auch die „Kosmogonia", im Jahre 1895 entstanden, sollte sich einem — wesentlich anders gefaßten — Nero-Roman eingliedern, dessen viertes und fünftes Kapitel die Aufschriften „Nero Kosmogonos" und „Kosmogonia" trugen. Die stärksten Fragmente der „Kosmogonia" wie die „Lucernae dispersae", das „Triptychon des Eros" und der „Korybantische Dithyrambos" (wohl das funkelndste Kleinod der ganzen Hinterlassenschaft) liegen völlig vor in der Veröffentlichung von 1930, mußten aber ergänzt werden durch drei mit „Porphyrogenesis" überschriebene Stücke des Tabulariums, die — teilweise mitten im Satze beginnend — der Deutung Schwierigkeiten bieten und deren drittes auch syntaktisch undurchsichtig ist. Gleichwohl wird niemand sich ihrer geheimnisvollen Schönheit verschließen. — Aus der ebenfalls hierher gehörigen „Reiter-Trias" können wir nur die einzig erhaltenen Schlußverse bringen. Sind es aber auch bloß diese drei, so scheint doch in ihnen zusammengeballt, was beabsichtigt war: die Versprachlichung der Stimmungsgewalt eines Rittes zweier im Abendgold über schneebedeckte Ebenen „kristallklarer Winterseligkeit" dahinjagenden Freunde beim Annahen „lichtdurchsternter Häuserwand der nachtenden Stadt". — Das „Gebet" endlich, beginnend mit „Sternverwandt irr empor" fällt in dasselbe Jahr, steht jedoch ganz für sich. — Das packende „Wir kommen wieder" und das abermals mit „Gebet" bezeichnete „Ein roter Schein" sind als undatierbar mit den andern Fragmenten der Kosmogonie nur durch Wesensverwandtschaft verknüpft.

LUCERNAE DISPERSAE*)
TABULA PRIMA

Siehe ich breite meinen Himmel von Violettpurpur über smaragdne Kapitäle und hänge meine Rosengewinde von Säule zu Goldsäule —

Siehe auf verschollenen Erzbecken opfere ich Wohlgerüche, die noch niemand kennt, und bebend in eigener Schauderglut harre ich des Eros der Künftigen. —

Siehe meine Hallen sind tief und meine Pforten stehen weit, und über ihr Kupfergetäfel streicheln die warmen Wangen der Morgensonne —

Wahrlich der ist meines Blutes nicht, der den Sonnenwinkel nicht kennt unter der rollenden Quadriga, deren Goldstaub noch die Stämme dämpft der nahgepaarten schwarzen Zypressen.

XPONOS

Siehe den Eros der Zeit, der mit grünen Fingern die Erze dämpft und mit gelben Küssen den Schnee des Marmors — Siehe wie um den roten, spiegelgetrübten Porphyrschaft Unsterblichkeit sein weinblauer Flügel haucht. In Säulenblut der Purpur des Kosmischen —

LUCERNAE DISPERSAE
TABULA SECUNDA

Freiheit: Wie sie raucht über Smaragdgefunkel und blutglühenden Porphyrplatten. Wie sie milchweiße Marmorwände umzittert, in deren Spiegel das Geäder der Veilchen pulst —

Freiheit: Die mit purpurnen Dämmerhänden Goldschilde zwischen tönende Säulen träumt. Die auf erzumpanzerten Triremen in den dunklen Uranos steuert, leise mit klingenden Silberrudern Ewigkeiten wie weinblaue Wogenkämme kräuselnd —

Kennt ihr den Dunst und braunen Fackelgeruch über den Feuern kosmischer Nächte? Ahnt ihr, was die gereinigte

Flamme ins Dunkel empor und selige Vergessen wirbelt? Was ist uns Mann noch und Weib und alles Hälftenhafte, das nicht im eigenen Kern erglüht —?

Was ist Freiheit im Werdedrang —? Eros in Pan.
Was ist Eros im Untergang —? Christenwahn.

LUCERNAE DISPERSAE
TABULA TERTIA

O daß wir Worte noch als Herrscher kennen
Aus der Kontraste jämmerlichem Schwall.
Geborstner Urnen stumpfen Klepperklang
Und Weib und Mann und Nacht und Licht und Leben
Und Tod und andrer Würfel falsche Augen —
O daß wir nicht ein flimmernd Silbernetz
Auf breiten Platten stummen Muschelkalkes,
Nicht der azurne Ring im bleichen Sand,
Der von des Unbekannten Finger fiel —

Rund, vollkommen und unfruchtbar ist alles Kosmische. Selbstgenügsam in ihrem eigenen Reize schweben die Urnen des Altertums, und jegliches seiner Gefäße trägt den Stempel des Urnischen.

Δος μοι που στω και κινω την γην*)
Das Ausgestoßne hat den Herrn erwählt
Und goldne Throne im verlassnen All.
Des Griechen Sehnsucht heißt in uns erfüllt.
Zum Hebel ward das Ausgestoßene.
Nur ausgestoßen wenden wir den Ball.

TRIPTYCHON DES EROS
TABULA PRIMA

Nur der Empfindungseinheit goldnen Ball
Beschwebt der Gott —
Und tausend Lüste duften unter diesem
Kastanienschatten.
Heiß brütet Farbendunst, Geruch, Geschmack,
Heiß brüten Lebensfunken über diesem
Sonndurchglühten Kies.
In deiner Fülle füllt sich jeder Ort
Und gibt geprägt die Werte dir zurück.
Doch deiner Werte tiefstes Rätsel blutet
In deines Vatergutes stummer Larennacht.
Dort leuchten unerschöpflich deine Schätze dir,
Sofern du Enkel und dein eigner Erbe bist.

Schon dringen gelbe Wände durch die Finsternis.
Schon sprühen schwarze Felder zwischen Kupfersäulchen,
Um die ein trunkner Pinsel blauen Efeu kreist.
Schon senkt durch lampenrotes Rebengitter,
Das glutberauscht ins Unermessne steigt,
Die Funkelwelt den dunklen Veilchenteppich.

O laßt dem süßen Schlangengott aufs neu uns opfern,
Des Ortes Eros, der den heilgen Schauer weckt.
Löst sich in deiner Seele Bild um Bild,
Gebäre dankbar deiner Gluten Fülle.

TRIPTYCHON DES EROS
TABULA SECUNDA

Gürte dich vor Händen und glänzenden Augen
Und schwarzem kurzgeschnittenem Lockenhaar,

Eh seine buntgefleckte Glaslagöne
Das Reich der Sachen dämpfend über deinem Kopfe schloß.
Verhängnis immer ist Menschenliebe
Und Blutgeruch in ihrem süßesten Balsamdunst.
Glutwangig mit erlösten Flügelsohlen
Buhlt ihr verschämter Gott um den Reiz der Dinge
Und wandelt noch den rauhen Kalkbewurf
In honigfarbene Alabasterplatten.

Siehe so wird die Scham dir zur Kunst,
Und die schwellende Goldfrucht deines Lebens
Reift zwischen dir und deiner Leidenschaft.
Versteck und Vorwand wird dir jede Tat
Und farbenschwangres Mosaikgebilde,
Unter dem die verzehrenden Dämpfe brüten.

In deinen Taten kränze sich Eros mit Feuernelken.
In deinem Unterlassen kühle er die heiße Schläfe
Mit Amethystpurpur traumschweren Mohnes.

TRIPTYCHON DES EROS
TABULA TERTIA

Eros allein sei deines Auges Leuchte.
Dein Auge selbst, denn er allein ist sehend.
Und wo die Bläue sich am tiefsten tönt
Und wo am schwärzesten Zypressen nachten,
Spannt er am feurigsten sein Purpurnetz.
Bis dir dein Außerhalb in dunkle Flammen lischt,
Die von den Rändern lichtumsäumter Reize brechen,
Und einwärts dich in deines Auges Nächte schlürft.
Bis rote Monde über violettem Taumel kreisen.
Bis grüne Sonnen Scharlachrausch umsprüht.

So wandeln alle Farben sich dem Leuchtenden.
Und deines Blutes Wollust buhlt im Ringkampf noch
Mit jeder Ätherschwingung.
Geruch wird Weihrauch dir, durch goldne Kuppeln zitternd,
Und jeden Klang umschauert Weltenlicht.

In deiner Glut erkenne dein Gesetz,
Im Irisbogen deiner Mittagsbrunst.
Aus deinem Körper flamme dir dein Recht
Zu jeglicher Prämisse deiner Welt —
So füllt dein Opferblut Triumpheslampen.
So strömt Erlösung lichtgelöst ein Gott —

TRIAS EMESA — NAZARETH

Nichtswürdig ist noch jede Tat, denn noch ist keine Tat in Eros. Gerade die härtesten Dienste sind es, die er löst in das süßeste Rauchgespinst, das über den drangvollen Gluten bebt; und wo Schmach am tiefsten empfunden ward, siehe da mundet auch am grausamsten der Honig seiner Wollust.

Und was Welten und Sonnen und Opfer im Rausche todesbrünstiger Zeugeglut: Das Haupt geneigt in unersättlicher Liebe, die Arme gespannt von unerbittlichem Verlangen — was kennt ihr mehr als ihre nackten Körper, um die euer Irrwahn Gifte oder Düfte streut? Wahrlich kurz ist der Weg von Emesa nach Nazareth*).

Preisgebung Schicksal der Sonnenkinder. Lechzende Frucht nach der Hand des Pflückenden. Schwangersüß und überzeitig, deren Kern noch selber zum Safte der Hülle schmilzt. Und was eure Torheit unerreichbare Tugend pries, jenes un-

erhörteste — Laster im Geiste: wie nahverwandt bleibt es dem fleischverbuhlten Zwillingsbruder.

PORPHYROGENESIS

... die schmerzverklärt mit scheuer Hand den wehevollen Apfel hält, auf dem in nie geborner Enkel Glut des Weltensiegels blutges Zeichen rätselt. Die ein Symbol umarmend statt des heißgeliebten Sohnes Leib — Symbol der Frucht, symbolischer Begattung reif — das Grauen aller Gottesmütter teilt.

Die neuer Werdedunkel frühestes Idol, in Kindsgestalt des Lichtes Zauber bergend, mit der Vollendung selbst die Zeugungsquelle reizt.

Denn Mutter feuchtet ihre Wärme, deine Werdenacht und Sicherheit und Wiege, die ein dunkler, buntgestickter Himmel deckt. Ort wie dein Vater, wie des Hauses blutgehauchter Traum. Kirschrote Gondel, die in abendlicher Bläue schwimmt. Und wenn in seinen tiefsten Purpurstunden noch formlos färbend unbewußt dein All dir schwebt, umgeben deines Mutterschoßes Falten dich.

TRIPTYCHON DES KORYBANTISCHEN DITHYRAMBOS*) TABULA PRIMA

Was roch im rußzersetzten Winternebel
Um der Laterne, um der Wände Dunst?
Was zitterte aus deiner Sporen Klang?
Was rann um deines Säbels weiße Koppel?
Was schwieg im weichen Trittewürger Schnee?
Was schwoll in Klängen aus des Körpers Tiefe

Zu qualenstarrer, dumpfer Übligkeit,
Die Speiselust von meinen Lippen trocknend?
Da über mir der Wölbung Riesentonne —
Des Hauses rauschgezeugte Nachtgeburt —
Aus dunkler Malereien blut'gem Kalk
Des Palatines alte Säfte taute. —

Doch wenn der Kupfernebel meiner Leidenschaft
Um deine Kraft sich buhlend niederlöst,
Was bist du mehr als meiner Kerze Docht,
Als meiner Lampe siedend Balsamöl.
Was bist du mehr als meiner Sänfte Blut,
Als meiner Mosaiken Hyazinthenpracht,
Die unter meiner Sohle Tritt erglüht —

Ich bin das Licht, das aus der Nacht dich saugt,
Ich bin das Auge, das den Glanz dir heuchelt,
Ich bin die Perle, die die Muschel füllt,
Ich bin der Rausch, der diese Welt verjüngt,
Ich bin das Leben —

TRIPTYCHON DES KORYBANTISCHEN DITHYRAMBOS TABULA SECUNDA

Noch träum' ich — eine Statue in der Luft.
O seid die Jaspissäule meiner Füße —
Der Gottheit frostdurchglühter Scharlachbogen,
Der ohne Sockel überm Pflaster schwebt.
Ich bin die duftberauschte Feuerzunge.
O seid die Bronzeschale meiner Fackel!
Nach eurem Blute lechzt mein Wirbelbrand,
Nach eures Herzens roten Körnerbächen.
Mich totzuschlürfen in des Lichtes Leben —
Ihr lebenschlürfend aus des Lichtes Tod.

Die Buden auf. Girlanden vom Gebälk.
Um tausend Flammen schwärme eure Nacht.
Der Muskeln rohe Pracht. Des Erzes Blitze.
Der Segel Rot. Der Stimmen Meeresfest.
Der Klänge brausende Gewitterkämpfe —

O Leben, Leben: zarter Flügelknabe.
O Leben, Leben: Lampennachtgeburt.
O Tränenfeuchte, die um Kränze lauscht.
O Zitterfrost, der im Gebälke nistet.
O Schauerferne, die dies Licht umschwebt.
O nadelfeiner, eisger Silberhagel —

TRIPTYCHON DES KORYBANTISCHEN DITHYRAMBOS   TABULA TERTIA

Eisiger Springflut rasende Schauer
Durchsaust ihr mich wieder geißelgepeitscht?
Hoch im Ohre zischen die Wasser
Ins kreisende Hirn.
Schriller Trompeten gespenstische Klänge —
Ferner bald nah im Tumulte des Lagers.
Mannesgesang. Ich verstehe die Worte.
Empfinde das fremde tapfere Weh —
Finsterer Fäuste brausende Griffe
Reißen mich aufwärts —

Gräßliche Götter, ich kenne eures Weckrufs
Schwarze Signale.
Morgen da geht es in blutiger Frühe —
Morgen da geht es —
Nehmt mir den Panzer. Ich will nicht dienen.
Nehmt mir den Schaft. Ich will ihn nicht werfen.

Nehmt mir des Helmbuschs grausig Zinnober
Über der goldenen, starrenden Sphinx —

Sonnenmorgen nach tränenden Wettern.
Lachende Krieger mit silberner Rüstung
Halten im Schild hoch über den Häuptern
Das strahlende Kind —
Bebend im Reiz ihrer schwieligen Hände
Tauscht es der Bälle springgoldigen Wechsel
Im rosigen Blau.

. . . . . .

SCHLUSS DER REITER-TRIAS

Und rings aus der Wände blaudeckendem Dunkel
Mit feurigen Augen das pochende Leben.
Sternsprühende Fernen. Die kreisende Stadt.

. . . . . .

GEBET

Sternverwandt irr empor, du mein armes Licht,
In den schwarzlockigen Abgrund irr empor —
O große Nacht
So nimm auch diese Lampe in umflorte Mutterhand.
Zu tief in heilgem Blute schwoll ihr Docht.
O gieße Lethe endlich unter diese Schmerzenstülle —

. . . . . .

WIR KOMMEN WIEDER . . .

Wir kommen wieder. Wir sind nicht tot.
Schwimmende Glieder im Urlichtrot.

Wir sind die Verkünder im lebenden Blut.
Wir Hüllen der Sünder in Purpurwut.

Wenn die Zeit verrast ohne Glut in Rot —
Wenn die Zeit veraast im wachsenden Tod —

Wir kommen wieder durch Qual und Not — —

. . . . .

GEBET

Ein roter Schein wie Fackeln in der Luft,
Wie Purpurruß, durchätzt von Pechbranddufc,
In Nacht ob Gassen schwarzer Menschenbrunst
Gährender Erzkolosse Sauerdunst,
So glüht es einst in unsrer Kindheit Wahn —
So glüht es auf woimmer Götter nahn —
Urfunken euch sei dieser letzte Sang
Und Feuerstoß aus unsrem Untergang.

NERONIS DOMINI FRAGMENTA

V. d. H. — Die Fragmente des „Nero Dominus" aus dem gleichnamigen dritten Kapitel jenes unausgeführten Nero-Romans, dessen in der letzten Vorbemerkung Erwähnung geschah, entstanden im Zeitraum von Mitte Oktober bis Mitte Dezember 1896. Nur der „Neronis Domini Phallikos" fällt in das erste Drittel des Jahres 1897 und findet daher nach dem „Epilogus" Platz. — Die früher schon veröffentlichten Stücke sind hier um eine ganze Reihe aus dem Tabularium vermehrt und gruppenweise je nach den dort von Schuler gewählten (teilweise nach den Aufzeichnungen ergänzten) Aufschriften geordnet; darunter auch die beiden ersten Aussprüche des Epilogs, aus denen Schulers Auffassung Jahwes mit nicht zu überbietender Deutlichkeit erhellt.

FULGURA INTROITUS*)

Bäumt er sich auf
Stier Dionysos
Gebrandmarkt mit golddurchwirkten Opferbinden.
Kosmos
Brandmal
Kosmos
Schandmal
Bereit zu Beil und Schlachthieb.
Bereit zum Herzblut.
Schalen zu füllen für Trunkne, Versunkene.
Heiße, dampfende Herzblutschalen.
Für alles, was in Scherben und Kot gestampft
Lichtaugen um zitternde Kränze taucht.
Für alles, was Schlangen in rasenden Nächten würgt . .

Diesen Blutring schließe ich
Um dieses Kind Zeit.

Diesen Glutmund öffne ich
Diesem Unmündigen Zeit.
Diese flammende, schäumende,
Brausende, träumende,
Schwertblitzdurchfunkelte,
Schildüberdunkelte
Korybantiasis —

EX CAPITE DE COSMOGONIA

Hostie in Schrein. Kosmos die schwangere Lebenszelle ... Feurige Zunge Lebensessenz. Kindliche Völker schwelgen in Urnenform. Göttlich ist ihnen die Urne, eine schwangere Mutter, ein erstes Idol. Auf ihrer Hostie Vulva brennt das Swastika, das Feuerzeichen Preisgebung. Gekreuztes Holz und Nägel. Gekreuzigtes Feuer. In der Urzelle Kult meldet sich alles Künftige —

... in Christ- Mitter- und Winternacht zu Gemm und Perl gefrorenen Blut und Schweißtropfen des Herrn, wie sie auf Goldblech zwischen wehmütigen Kerzen als harte, heilige Käfer putten.

... ob es unter bräutlichem Weihrauchschleier einer städtischen Basilika funkelt oder als Klosternetz einsame Glutaugen zwischen Tannengeflecht und Eicheldickicht verkapselt.

CINQUECENTO

Im Scheiden neue kosmische Lichtschauer kreuzend und reizend — Giordano Bruno. Über dieser Wende ist eine wunderbare Röte, aus glühenden Wandgemälden und neronischen Gewölben rauchend. Die italienische Renaissance.

Das vom Fleisch kastrierte Feuerelement schäumt auf Augenblicke in schwellende Adern, in Körper zurück — Michelangelo. Man hatte — auch hier materialisiert sich das Symbol — einen Teil des goldnen Hauses erbrochen. Balsamische Gemächerreihen unbetasteter Lebensessenz. Fata Morgana erst künftigen Bewußtseins. Der verwegene Rück- und Vorgriff einer ungeduldigen Götterhand. Ein verfrühter unter- und überirdischer Hoboenklang, erstickt im scheußlichsten aller Elemente. Denn, was in Macht wuchs, wachsen mußte, war jene ungeheure schwarze, verglaste Schlackenmasse, von nazarenischen Bränden zurückgelassen. Die gesamte psychische Verwüstung nach tausendjähriger Notzucht. Alle mordsüchtigen Miasmen unheilbar veraaster Kanäle. Auch aller Barbarenhaß und Abscheu gegen schwangere Lichtzellen . . Verächtlich allem Werdegold in ihrem „Sand am Meere", ihren sonnelöschenden, weltsafttilgenden Heuschreckenschwärmen, aus dieser Höhle Hunger und Wüste brechend. Die letzte absurdeste contradictio in adjecto zum „Kelche des Herrn".

PURPURMORDE

Wo irgend leuchtende Schwangerschaft ein Auge durch Kruste Leben feuchtet, schießt dieser Giftsaft ätzende Perlen um den Rand ... Schon würgt purpurschwere Geschlechter stummer unabwendbarer Meuchelmord. Und nicht einmal eine Totenblase quillt steigend zwischen die Sumpfrosen dieser stehenden Fläche.

... Voll Gier und goldener Feuerbogen in die Rätselnacht eines neuen Abwärts funkelnd. Eine neue Welt beginnt —

EX CAPITE DE DOMO AUREA

Die Domus. Das Römerhaus. Der Dominus. Das Haus mit den pochenden Wasseradern. Dem springenden Herzblut im Atrium. Die bergende pferchende Scharlacharche, wo auf allen Dingen die Flamme Herr wie auf bernsteingoldenen Ölen schwimmt, sei es nun Mensch oder Tier oder Pflanze oder Sache. Der dem Sein vermählte Dom des Herrn. Der dem Werden zurückgegebene Urquell des Lebens. Wo Sklave frei im Auge der Sonne wächst, die Saft in Blattwerk, Stengel und Knospe lockt und in heiße, sonnenschwangere Zukunftsurnen. Bis Zelle Herr sich in leuchtende Zellen löst, wo neue Sonnen brütend über neuen Welten bluten.

STELLA MYSTICA

Mutterdunkel trug auch dieses Lichtgefäß zu Grunde. Acte — Egloge — Alexandria. Mutterfinger salbte auch diese Kaaba mit allen Blütenbinden im Jahresring. Und auch dieser Sarkophag war leer — — Am Ende der Zeiten, am Ende der Zeit im Leben leuchten die Gestalten Christos Antichristos Eros Anteros Kosmogonos — Das gesalbte Zwillingspaar im Lebensstern, im Lebenskern, der in uns zu augen beginnt —

SWASTIKA

Ob es als Gaius mit silbernen Händen in blauen Nächten stand und den Mond in den Ölberg seiner Umarmungen zog. Ob es als Otho in Isis und Linnenkleid auf den Schultereisen gemeiner Legionäre sprühte und schwelgend im Ledergeruch des Kollers oder vom Handgriff des Schildes als trunkner Funke in die Herzen sprang, um aus allen Augen, allen Lippen

zu brechen, eine strahlende, jauchzende Sonnenfreude, während sein Gefäß im Opfertode barst.

Nero, der Räucher- der Reinigerdunst, der Liebesringe in die schmutzigsten Winkel wölkt. Nero, die Honigsüße, die in jedem Gassenlied zusammenschießt, bis es schwanger voll Marsch und Zukunft ob seines Dranges im Erröten lächelt.

Wir werfen Feuer in die Nacht und Kupferwut, daß es von Stadt zu Dorf zu Meiler blute. Bis es in Stadt und Dorf und Meiler kocht — Bis zum letzten pappelumschwärzten Hüttendach, über dem die ragenden Sonnenblumen in Nacht und Silber träumen.

EPILOGUS. JAHWE — MOLOCH

Ans Herz des Lebens schlich der Marder Juda. Zwei Jahrtausende tilgt er das heiße, pochende, schäumende, träumende Mutterherz. Bei diesem Schlurfe nicht ertappt zu werden, hat er alle Wege zum Herzen verrammelt. Das Herz der Erde als Hölle der Christen . .

Morde den Vater, eh' daß er dein Kind, deine Seele, frißt und entfeßle die Urknäuel, das hundertspeichige Feuerrad. Die Hölle, das Herz der Gaia, wird dir helfen. All das tat Zeus und ein Olymp war die Folge —

Ich sah es wie Kentauren, Spinnen und Medusen, wie nackte kupfergebadete Jünglingsleiber. Glühend und klingend schoß es in den Abendhimmel. Ich stand ein Kind und hatte keine Deutung.

PHALLIKOS

Im Zenith der Bläue augen wir Purpur.
Milchweibestitze.
Schwellender Omphalos.
Zwischen dem Scharlachgeflecht der Binden
Schwillt und füllt sich der goldne Phallos.

Nicht Mann noch Weib.
Zeugen Empfangen ist eins.
Das nie Zeugende zeuget Licht —
Das nie Empfangende gebiert Licht —
In der Tiefe Kern leuchtet das Eine.

Aus ihm
Rollt das Leben in goldnen Spiralen.
Breiter und breiter das kreisende Swastika.
Schwächer je breiter. Kälter je weiter.
Somma und Mondring erstarrt sein Fluß.

Im Zenith das Neue augen wir Purpur.
Milchweibestitze.
Schwellender Omphalos.
Zwischen dem Scharlachgeflecht der Binden
Schwillt und füllt sich der goldne Phallos.

ODIN-TRIAS

VITAE LUMINI INTIMO CELLAEQUE

V. d. H. — Von diesem aus dem Jahr 1899 stammenden, völlig abgeschlossenen und von Schuler hie und da „Odin-Trias" genannten Dokument, wurde nur dem Herausgeber der vollständige Text in prachtvoller Kunstschrift eingehändigt. Er zeigt auf der Mitte des Vorsatzblattes ein schwarzes Quadrat, dessen (2½cm lange) Seiten einen breiten, in Gold ausgeführten Kreis — ihn berührend — umschließen; innerhalb des Goldbandes rotiert auf weißem Grunde ein Swastika, aus jedem der vier Seitenarme drei goldene Sterne schleudernd. Das Ganze ist umrahmt von einer wiederum quadratisch angeordneten Inschrift in Gold: oben VITAE, rechts LUMINI, unten INTIMO, links CELLAEQUE (dem Leben dem innersten Licht und der Zelle).

Odin hing im Baum in ölblauer Nacht, verwundet im Speer, dem Nach-innen-Phallos. Er selbst, sich selbst, geweiht dem Odin. Cella Teutonum. Da erlauscht er von den Wesen der Liebe Rune. Füße verlieh er dem Kreuz und den kreisenden Samenring. Und so löste vom Baum sich, gierig nach Körpern, Phallos den schäumenden Zellenherd.

Jesus hing am Kreuz im triefenden Speer, Fraß des Moloch und Nach-innen-Phallos. Cella judaica. Nicht fand der Verschnittene ins Fleisch die Rune. Nicht erlöst er das Kreuz in das kreisende Swastika. Und so zog ans Kreuz er, gierig nach Liebe — für Moloch ans Kreuz er — aller Wesen blutenden Zellenherd.

Meine Seele hing im Baum in ölblauer Nacht, und Schauer durchbrausten ihrer Kindheit Äste. Sie selbst, sich selbst, geweiht der Seele. Da erfand sie, sich zu lösen, der Liebe Rune. Füße verlieh sie dem Kreuz und den Schaum des Kuretenring. Und so löste vom Urstock Körpergier sich den Zellenherd.

VORTRÄGE

VOM WESEN DER EWIGEN STADT

Sieben Vorträge

V. d. H. — Aus dem Bericht über die Entstehung der „Vorträge" in der „Einführung" geht hervor, daß versucht werden mußte, *den* Text zu bieten, der dem Siebenerzyklus des Jahres 1922 im Hause Bruckmann zugrunde lag. Kritische Vergleichung der vielfach voneinander abweichenden Fassungen hat das ermöglicht inbezug auf den Inhalt; dagegen mußte wiederholt abgewichen werden von der *Form* der Niederschriften, obschon, wie sich versteht, unter sorgfältigster Wahrung der Schulerschen Redeweise. Außer Namensverwechslungen und zahlreichen Schreibfehlern wies das Material nicht wenige verderbte Stellen auf, daneben bisweilen Lücken. Jene ließen sich ausbessern, diese konnten nur überbrückt werden durch knüpfende Wendungen. Einige Beispiele findet man in den „Anmerkungen".

Warum an den überaus häufigen und teilweise ungewöhnlichen Fremdwörtern nicht gerüttelt werden durfte, erfährt man abermals aus der „Einführung". Die schwierigsten werden in den „Anmerkungen" erläutert; für zwei leicht irreführende sei die Erklärung hier vorausgeschickt. — Unter „Evolution", wovon Bildungen wie „evolutiv" und „Evolutivkraft" abgeleitet werden, versteht Schuler niemals „Entwicklung", sondern ausnahmslos „Fortschritt" und zwar im Sinne der Fortschrittsgläubigkeit des vorigen Jahrhunderts. — Mit den wiederholt vorkommenden „Elektro-

nen" sind etwa substantielle Punkte gemeint, die, indem sie einander durchdringen, Leuchtungen hervorrufen. —

Die Schreibungen folgen im allgemeinen den heute geltenden Regeln. Doch war Rücksicht zu nehmen auf gewisse Besonderheiten, die für Schuler Bedeutung hatten. So mußte selbst in lateinischen Zusammenhängen ein lateinisches Wort gelegentlich groß geschrieben werden gemäß dem Brauch des Verfassers, ihm dadurch Nachdruck zu verleihen; so mußte abgewechselt werden zwischen dem üblichen „aphroditisch" und dem von Schuler bevorzugten „aphrodisisch" im Hinblick auf begrifflich nicht mehr zu fassende, aber jeweils heraushörbare Unterschiedsfeinheiten der Bedeutungen; und einiges dergleichen mehr.

Punktreihen wie . . und . . ., die in der „Einführung" kleinere und größere Auslassungen anzeigen, rühren hier von Schuler selbst her und haben die bekannte Bestimmung, den Leser zum Weitersinnen anzulocken bis zu vielleicht nurmehr erahnbaren Folgen des Gedankens. Ungefähr gleiches gilt vom Strich *ohne* Schlußpunkt am Satzende, eine Zeichengebung, auf die Schuler ganz besonders Gewicht legte. Ebenfalls beibehalten wurde seine Gewohnheit, erläuternde Sätze nach voraufgegangenem Doppelpunkt mit großem Anfangsbuchstaben zu beginnen. Quellennachweise — in die „Vorträge" naturgemäß nur spärlich eingestreut — finden sich samt unerläßlichen Berichtigungen in den „Anmerkungen", die außerdem aber Textstücke aus der frühesten Vortragsfolge sowie mündliche Erläuterungen bringen, mit denen Schuler auf Fragen seiner Hörer geantwortet hatte, und insofern als Vervollständigung der Vorträge selbst zu betrachten sind. Zur Erleichterung für den Leser ist im Haupttext jede Stelle, auf die sich eine Anmerkung bezieht, mit einem Stern bezeichnet. — Die Hauptüberschriften stammen von Schuler, die Aufschriften der Unterabschnitte mußten teilweise ergänzt werden. — Endlich wolle der Leser nicht vergessen, daß dies einzigartige Werk vollkommener aussähe, wäre es seinem Schöpfer vergönnt gewesen, zwecks Veröffentlichung persönlich Hand anzulegen.

Erster Vortrag

VOM OFFENEN UND GESCHLOSSENEN LEBEN

Vorrede. — Meine Reden „Vom Wesen der ewigen Stadt" sind seelischen Inhalts. Sie wenden sich an die Seele, nicht an den Intellekt. Sie suchen innere Lichtquellen im Hörer zu erschließen. Sie sind erotische Werber, ihre Absicht richtet sich auf Begattung und Lichtgeburt, d. h. sie beabsichtigen religiöse Tat.

Den heutigen Abend will ich dem verklärten Sein und den mit diesem verknüpften Begriffen des geöffneten und geschlossenen Lebens widmen.

Vom Wesen des Telesma. — Beim Intellektuellen — und dies ist im ganzen und großen der Fall des Gelehrten, des Mannes der Wissenschaft — steht im Anfang das *Material*, an das er von *außen* herantritt, das er sammelt, sichtet, mit dem er experimentiert und welches ihm die alleinige Basis abgibt, um zu intelligenten Schlußergebnissen zu gelangen. Der Mann der Wissenschaft ist Exoteriker. Wenigstens trifft dies im allgemeinen zu. Seine Resultate liegen an der Oberfläche. —

Der religiöse Laie, d. h. jeder von einer religiösen Zentrale *außerhalb* von ihm abhängige Mensch, setzt in den Anfang den *Glauben*. Durch ihn will er eines religiösen Mysteriums teilhaftig werden und bis zum Erlebnis durchdringen. Seine esoterischen Eigenschaften sind erworben. —

Der vermöge seiner Naturanlage im Innern stehende Mensch hat im *Anfang* das Erlebnis. Dieses ist die Zentrale, die ihn bewegt, und der Ausgangspunkt aller seiner Gedanken. Dieses gibt ihm den Schlüssel zum Agens der äußeren Geschehnisse. Um dieses gruppiert sich alles Material, welches dem Erlebnis verwandt gleichsam von selber anschießt, magne-

tisch angezogen durch die Wirkung ebendieser Zentrale des Innern. —

Das Auge ins Innere gewendet erblicke ich eine vibrierende Lichtfülle, unzählige im Wechselgenuß aufleuchtende Fluiden, eine ewig ununterbrochene *Hochzeit im Äther*. Diese Substanz, wie ich vermute, identisch mit dem, was das „große Telesma“*) genannt und in analoger Weise geschildert wird, erachte ich als die verklärende, seligmachende Kraft, als ihren Sitz das Blut. Insoweit sie die Blutwelle *leuchtend* macht, nenne ich sie *essentielles Leben*. Diese Bezeichnung stellte sich mir von selbst zugleich mit dem Erlebnis ein. Der Besitz der Leuchte also ist unser Anteil am absoluten Leben. Eine andre Deutschung kann dem Worte essentiell in diesem Zusammenhang nicht innewohnen. Man gewinnt andrerseits den Eindruck, daß solche Leuchte mit Strömungen aus dem All, in welchem sie demnach verbreitet sein muß, in Verbindung ist. Der in Leuchte Stehende erlebt dieses Strömen als kalte aus dem Kosmos herabkommende Schauer, während die Essenz, dem Blute vermählt, in seliger Wärme glüht. — Die aus dem Weltall einschießende Substanz nenne ich *kosmisch*. Eros Kosmogonos*) erscheint mir als eine späte Symbolisierung solcher Herabkunft.

Wenn Sie beim Klang eines Musikinstrumentes, etwa bei einem in Moll ausklingenden Akkord ein eigentümlicher Schauer durchrieselt — wenn der Anblick eines Menschenantlitzes ein tiefes, wehmütiges Glühen wie von alten Liebeserinnerungen in Ihnen heraufbeschwört — wenn der Geruch eines duftenden Rauches heilige Gefühle in Ihnen schwingen läßt — es ist telesmatische Kraft, die Ihre Person berührt. Wenn sich Tatsachen der Vergangenheit, von Ihrem Denken erfaßt, herauslösen und als warme lebensvolle Bilder zu ziehen beginnen — wenn Ihnen aus der Zukunft die Hoffnung als magnetisch bannende Helle entgegentritt — wenn ein plötzlicher Einfall als leuchtender Funke Sie zu einer künstlerisch schöpferischen Tat entflammt — es ist telesmatische Kraft, die Ihre Person berührt. —

Dieses Wesen habe ich „die ewige Stadt“ genannt. „Vom Wesen der ewigen Stadt“ heißt also nichts andres als vom Wesen und — ich muß wohl sagen — Schicksal des Telesma im irdischen Weltgeschehen. —

Urzeit und geschichtliche Zeit. — In meinen früheren Reden vom Wesen der ewigen Stadt habe ich das bisher durchlebte Menschendasein in zwei einander entgegengesetzte Perioden eingeteilt: in eine (vorhistorische), in welcher ich die (gesamte) Körperwelt als ganz und gar von Leuchte durchdrungen annehme (wie das auch schon in dem Worte Urzeit — Ur = Ar = Licht*) — das ist Lichtzeit, zum Ausdruck gelangt), dem Heiden als das „goldene Zeitalter“, dem Juden als das „Paradies“ bekannt. Ihr stellte ich gegenüber die historische Periode, charakterisiert durch einen gegen die bisherige Leuchte gerichteten Evakuierungsprozeß in der Menschheit. Zugleich wagte ich die Hypothese, daß Perioden der Lichtfülle wechseln mit Perioden ihrer Verdrängung wie Tag mit Nacht, Blühen mit Vergehen, und wies darauf hin, daß bereits der griechische Philosoph Empedokles zwei einander ablösende Zeiten des Lebens unterschied: eine sich zusammenziehende, sich ballende, aphrodisische, und eine darauf folgende des Hasses, welche jene zersetzt. — Gestatten Sie mir nun, daß ich Ihnen diese beiden einander entgegengesetzten Zeitalter, wie sie mir innerlich vorschweben, in ihren Antithesen aufrolle.

Draußen vor den Pforten der Geschichte eine gewaltige Lichtzentrale, an der alle Menschen gleichen Anteil haben und

in der sie sich bewegen als in einem verklärten, sie rings umschließenden Sein; diesseits der Pforte, also im historischen Zeitalter, sehe ich eine Zentralkraft außerhalb der bisherigen Leuchte tätig, die Menschheit aus jener austreibend und eine dunkle Straße führend. Jeder von Ihnen kennt das Wort: Fortschritt, Entwicklung, Evolution*). Ich beabsichtige nun, den Tagen der Verklärung, die ich als das freie, offene, ungebrochene Leben empfinde, eben dieses Zeitalter des Fortschritts, der Evolution gegenüberzustellen als die Periode des zerspalteten Lebens, der Entfremdung der Menschen untereinander, des Zwangs, der Kastenbildung, des gebrochenen Lebens, das auch unsre Tage und grade diese erst recht in sich schließt mit ihrer Unruhe, ihrem Elend, ihren Entbehrungen, ihrer Hoffnung, ihrer Sehnsucht. Ich habe bereits hier charakteristische Merkmale dieser beiden Komplexe ausgeschüttet, und wenn ich Ihnen sage, daß ich die Zeit der Verklärung als das offene, die der Entlichtung als das geschlossene Leben bezeichne, so werden Sie bereits ahnen, was ich darunter verstehe. — Überlegen wir jedoch genauer, wie wir das offene Leben empfinden.

Das von der Weltessenz durchdrungene Leben muß den Kosmos wiederspiegeln. Wir sehen die Evolution in gerader Linie sich fortbewegen nach einem verhüllten Ziel. Für den Ausgleich dagegen erachte ich die Rotation, die Kreisbewegung als typisch. Im Zentrum des alten Lebens steht als Symbol das Swastika*), das sich drehende Rad. Die Ringtänze der Jünglinge aller Urvölker stellen nichts andres dar als dieses. Von dorther führt bis in unsre Tage herauf der Ring- und Rosentanz, den unsre Kinder schließen. Ich habe deshalb in meinen Reden dem Bilde Ausdruck verliehen, welches das geöffnete Leben als ein harmonisches Ganze darstellt, in dem die einzelnen Glieder wie ungeheure Ketten von Sternen sich

im rhythmischen Reigen um die Lichtzentrale schlingen. — *Im offenen Leben ist keine Religion, denn das Leben als solches ist die religiöse Tatsache.* Jede Handlung des Leuchtenden erhält telesmatischen Sinn, jede durch die Aura erblickte Wesenheit, sei es Sache, sei es Pflanze, sei es Tier. — Im offenen Leben ist *kein Besitz*, kein Eigentum, da der Besitz der Leuchte allen gemeinsam ist. Alle leben im All. Der Urzeit ist deshalb der Begriff der proprietas völlig fremd. Noch im Mittelalter schämte man sich des Besitzes und nannte ihn „Sonnenlehen". — Auch das Gefühl der *Freiheit*, welches dieser Zeit eignet, ist nichts andres als das Gefühl des Einsseins mit der Schrankenlosigkeit des Universums. Daß jeder das Ganze ist, ist das Gefühl der *Solidarität*, selbstverständlich auch — das Wort im richtigen Sinn verstanden — der Gleichheit. — *Es ist der große Feiertag des Lebens, und wo Fest, Feier, Glück ist, da ist auch das offene Leben nah —*

Gestatten Sie mir nunmehr, daß ich in Umrissen auf die Erscheinungsformen der evolutiven Periode eingehe. Die Weltgeschichte beginnt, wo die Pforte des Paradieses sich schließt. Was als erstes Symptom der Evolution erkennbar ist, erscheint als okkupierender Wille vonseiten der männlichen Potenz. Nach außen tritt derselbe als Unterwerfung des Weibes unter den Willen des Mannes. „Er soll dein Herr sein", heißt es bei der Vertreibung aus dem Paradies. Es folgt Familiengründung, Eigentum, der beginnende Parzellierungsprozeß der Menschheit. Nach innen scheinen Zentralen von Männern, herausgetreten aus der essentiellen Leuchte, dieser gegenüber in okkupierender Tätigkeit und als Folgeerscheinung dieser ungeheuren Tat ein in immer kürzeren Etappen sich vollziehender Entlichtungsprozeß der Allgemeinheit. Der Mann als Magus, wirkend im Geheimbund, ist der Ausgangspunkt der Evolution. Mit dem Verschwinden des alleinenden Ätherkleides

bringe ich in Verbindung das Zerspringen und Auseinanderstreben der Menschheit in Volksstämme, Nationen. Der Jude, dem die ursprüngliche Einheit der Menschen und deren Zertrennung in Teile als Schwächung sehr wohl bekannt ist („Es hatten aber alle Völker eine Zunge und Sprache" 1. Mos. 11), läßt die Elohim*) beim Stadt- und Turmbau Babels die Sprachen verwirren, woraus die Völker entstehen, damit sie nicht mehr die Stadt, „die ewige Stadt", die ätherische Einheit, wiederherstellen könnten. — Innerhalb der Völker entwickelt sich aus dem Geheimbund der Eingeweihten — d. h. der über die Mittel zum Lichtraub Unterrichteten — eine doppelte Kaste: der Adlige — der Priester.

Auf letzteren werde ich weiter unten zurückkommen. Der Adlige, im Besitz der Leuchte stehend, tritt gegenüber dem gemeinen Mann der Massen, dem Entlichteten, besser gesagt, zu Entlichtenden, wie der Priester dem Laien. Auf den Schilden des Adels glimmt in mannigfaltigster Variation und Skala das Urzeichen, das Lichtzeichen, ich meine die Wappen. Uradel, dieses Wort allein schon setzt Licht und Adel gleich. Andrerseits wird der Entlichtete zugleich der Entrechtete, der Unterworfene. Es entsteht Herr und Knecht. — Ein andres Phänomen der Entwicklung, das ich bei meiner Betrachtung des Cäsarismus an einem späteren Abend näher beleuchten möchte, ist der emporschießende Alleinherrscher, der, über Adel und Volk sich erhebend, die Leuchte als Strahlenkrone sich allein um die Stirne zwingt (und seinem Samen als Erbe zu überlassen strebt). — Überall also in der Evolution sehen wir die Leuchte um Gruppen oder einzelne konzentriert in Verbindung mit dem Herrscherwillen, der Macht, den Verlierenden ohnmächtig. Wie auch Wissen und Praktik der Adelskaste gewesen sein mag, wer das magnetische Strömen ihrer Schilde kennt, weiß, daß die Chemotaxe*) ihrer Leuchte

die alte ist; das gleiche gilt für den Herrscher. Als Führer der Evolution treten sie jedoch zurück. — Diesen Wirren im Innern der einzelnen Völkerkörper entsprechen feindliche Entladungen nach außen. Die Völker gleichen Eisschollen, die, auf einem Strome dahintreibend, aufeinander prallen, sich aneinander reiben, sich übereinander türmen, sich zerschmettern. Kampf, Mord, Blutvergießen ist symptomatisch für diesen furchtbaren Auflösungs- und Übergangsprozeß.

Das Agens der Evolution ist ein bewußtes. Es beruht auf Entdeckung und Übung. Der Geheimbund, der es ausübt, hält die Bewegung im Gang; sein Deckwort ist „Gott". Nun beobachte man folgende Praktik: Ein ungeheures Verbrechen ist vollbracht (allerdings unter der Notwendigkeit des Weltgeschehens), und der Täter wendet das Verbrechen nach außen in die Massen: Der Unwissende, der Unschuldige, der Laie empfängt die „Erbsünde", wird aus dem Paradiese gestoßen, das der Wissende durch seine Tat für immer verloren hat. Die Prophezeiung an der Schwelle des Paradieses, daß der Kommende der Schlange den Kopf zertritt, ist das Todesurteil, welches sich die Evolution selbst spricht.

Welchen Weg nun wird der Mensch geführt durch die hier geschilderte Kraft? Wer ist Führer? Für die Massen der Priester. Dieser drängt durch die Vorstellungskraft des Laien die Leuchte, sie in Himmel und Hölle scheidend, in die Zeit nach dem Tode, bis die Lichtempfindlichkeit erstirbt, den somit Geblendeten in der grauen Asche des Alltags zurücklassend. Mit der Lichtempfindlichkeit endet selbstverständlich auch die Religion. So spricht auch der Priester über sich das Todesurteil. — Der Acker, der Dornen und Disteln trägt, ist nunmehr das Symbol vom Leben des Menschen; der „Kampf ums Dasein", jene typische Vorspiegelung der Evolution, sein tägliches Schreckgespenst. Die Waffe, die ihm zum Kampf ver-

liehen wird, ist das Bewußtsein seines „Ich", das Ichbewußtsein des Entlichteten der Hebel zur Atomisierung der Menschheit*). —

Wollen wir noch einen Augenblick bei der Frage verweilen: Wie empfindet der Mensch im Übergang die Lebensleuchte? Vor ihm ein kommendes Lichtreich, hinter ihm ein versunkenes und dazwischen eine ungeheure Wegstrecke voll Leere, Finsternis, Kälte und Qual — Haben wir solche Beispiele innerlich geschaut von der Menschheit? Allerdings. Hinter sich das verbrannte Troja, die alte Weltfeste, irrt Odysseus durch die Todesgefahr der Meere, vor sich als leuchtenden Magnet seine Heimat Ithaka. Der Scheiterhaufen des Herakles, am Ende seines mühevollen, wahngetrübten Lebens errichtet, ist ein frühes Beispiel für den Gedanken, daß man nur nach Abstreifung der fleischlichen Hülle in die Leuchte, den Olymp gelangt. Hinter sich die Fleischtöpfe Ägyptens, wandert Juda durch die Wüste — Menschheit —, vor sich das gelobte Land — Zion — die goldene Stadt der Apokalypse. Hinter sich das verlorene Paradies wandert der Christ durch das „Jammertal" Leben ins „bessere" Jenseits. — Zugleich ertönt die Warnung vor dem Zurückschauen, vor dem Fixiertwerden durch die magnetische Zentrale im Rücken, vor dem Blick von Lots Weib in das brennende Sodom, der auch nichts andres als der Blick in Urfyr .. Lassen Sie mich mit einer andern Frage schließen: Haben wir Quellen, die besagen, daß der Menschheit das allmähliche Schwinden der Leuchte zum Bewußtsein kam? Sie alle wissen, daß wir die etappenweise Verschlechterung der Zeiten, in immer minderwertigeren Metallen symbolisiert, bei den Alten finden. „Als letzte verließ Astraea die Erde", sagt Ovid*), die Astralleuchte unsrer Tellus. Ich werde Ihnen in meinem siebenten Vortrag folgende Stelle wiederholen: „Wir erfahren es aus Aelians markanter

Schilderung der vitalen Optik jener Tage (es ist die Zeit Trajans): ‚Auch die Erdbeschaffenheit ist den Menschen verwandelt, die Flüsse seichter, die Berge niedriger geworden. Vom Meere aus sah man den Ätna nicht mehr in so weiter Ferne wie bisher, und vom Parnaß und dem pierischen Olymp verlautete das gleiche. Eifrige Naturbeobachter glaubten sogar, der Kosmos selber sei im Untergang begriffen.' — Es ist die Aura, die schwindet ..."

Noch eine Frage: Finden sich auch im Leben des einzelnen Beobachtungen über die mählich schwindende Essenz? Im Leben eines der größten deutschen Geistesheroen, Goethe. Denn gewiß, auf persönlichste innere Beobachtung gegründet, schildert er, wie die Wolke, von der bisher Faust getragen, aus seiner Brust sich lösend als Triebherd innerster lichtvollster Schätze ihn verläßt:

Doch mir umschwebt ein zarter lichter Nebelstreif
Noch Brust und Stirn, erheiternd, kühl und schmeichelhaft.
Nun steigt es leicht und zaudernd hoch und höher auf,
Fügt sich zusammen. — Täuscht mich ein entzückend Bild,
Als jugenderstes, längstentbehrtes höchstes Gut?
Des tiefsten Herzens frühste Schätze quellen auf;
Aurorens Liebe, leichten Schwungs, bezeichnets mir,
Den schnellempfundnen, ersten, kaum verstandnen Blick,
Der, festgehalten, überglänzte jeden Schatz.
Wie Seelenschönheit steigert sich die holde Form,
Löst sich nicht auf, erhebt sich in den Äther hin,
Und zieht das Beste meines Innern mit sich fort.

Biologische Voraussetzungen. — Ich sprach zu Beginn dieses Vortrages Ihnen von der Wesenheit des offenen und geschlossenen Lebens. Jetzt will ich Ihnen über die biologischen Vor-

aussetzungen beider Lebensarten meine Gedanken zu enthüllen versuchen. Ich gab Ihnen die telesmatische Essenz als eine polarisierte, aus Elektronen bestehende, die durch wechselseitige Begattung Licht zeugen, und schilderte Ihnen diesen Vorgang als eine ununterbrochene Hochzeit, ἀεὶ γάμος — Beizufügen aber habe ich folgendes: Da das Ganze quintessentielles Leben, muß auch jedem der beiden Pole ein relativ quintessentielles Wesen innewohnen, d. h. ihre Triebkraft zur Begattung ist nur durch ein Mehr des Aktiven hier, des Passiven dort geschwellt, während die Wesenheit eines jeden Pols aus beiden Potenzen gemischt ist. Den Kraftkomplex, den die beiden Partner und ihr Gezeugtes bilden, nenne ich die kosmische Zelle. — Wie nun muß das menschliche Substrat beschaffen sein, wenn es zum Nährboden der telesmatischen Substanz werden soll? Die Antwort lautet: Die Mischung der männlichen und weiblichen Substanz im Individuum muß der Mischung der telesmatischen Pole entsprechen. Das Licht leuchtet auf hermaphrodisischer Ara. Wenn Wilhelm Fließ in seinen Vorträgen „Vom Leben und vom Tod“ das Gegengeschlechtliche in uns, „das gewöhnlich in unsrem Bewußtsein schlummere“, als Träger jener „Traumphantasien“ erkennt, die der Künstler, in dessen Seele sich Mann und Weib umarmten, im Kunstwerk dem Licht vermähle; wenn er ferner vom Kunstwerk selber spricht, es schlage die Note des Gegengeschlechtlichen in uns an und lasse dadurch Vorstellungen und Gefühle erklingen, die einem Dornröschen gleich tief verzaubert schliefen, so hat er, allerdings ohne ihr Wesen zu wissen, telesmatische Kraft und ihr Substrat berührt; und auch das ist richtig, daß die Kunst aus der verklärenden Quelle ihren Ursprung genommen hat. Der Blick durch den feurigen Flor der Aura hat die Kunst geschaffen.

Im geöffneten Zeitalter mußte demnach das Substrat gegeben sein, durch das Verklärung auf breiter Basis gedieh. Das setzt voraus, daß der Unterschied der Geschlechter nur bis zu einem bestimmten Punkte durchgeführt war. Ausgleich also bedeutet das harmonische Ineinandergreifen beider Geschlechter im einzelnen Individuum, wodurch der Kraftherd geschaffen ist, der den goldenen Dreifuß mit der Flamme des Lebens herabzwingt.

Demgegenüber ist im gebrochenen Leben dieser bestimmte Punkt überschritten und die Geschlechtertrennung in einem Maße durchgeführt, welches die kosmische Zelle zum Erlöschen bringt. Adam und Eva sind das Symbol dieses in zwei Hälften, in Mann und Weib, auseinandergefallenen Lebens (der verzehrte Apfel das der vernichteten Zelle). Selbstverständlich ist auch dann noch jedes Individuum aktiv und passiv geladen; denn das Leben besteht und erhält sich fort als dieses Doppelspiel. Ein rein männliches, rein weibliches Wesen wäre tot.

Das abnorme Übermaß männlicher Substanz im Manne, weiblicher im Weibe ist also typisch für die Evolution, woraus klar erhellt, daß nunmehr gemäß dem Wesen der Geschlechter das aktive Prinzip, der Mann, Herr ist. Was aber geschieht da? Nach innen, nach außen? Die Ätherzelle ist ein dem Leben immanenter Bestandteil; erlischt sie, so tritt sofort an ihre Stelle der ätherlose, schwarze Hohlraum, welcher saugt — Das Agens der Evolution, der Mann als Magus, der Spermatikos Logos der Stoa — im Christentum trägt er einen andern Namen — ist die Verkörperung dieses hohlen saugenden Raumes. Sofort tritt die Verlarvung ein, auf welche das Umgekehrte dessen gemalt ist, was geschieht: Der Mann als das schaffende, Welten schaffende Prinzip, Gott als Weltenschöpfer — Und doch birgt er nichts andres als das Geheimnis der schwarzen Zelle, das „Wissen“ aus der Vertilgung des Apfels; und mit der Kraft seines Willens, welche die Saugkraft des

hohlen Raumes ist, zieht er aus Menschenherzen den leuchtenden Elektronenherd, projiziert die verzuckende Aura ringsum gegen das Lebendige und zwingt es durch die Rhythmik dieser Verzuckungen in die gräßlichste aller Agonien — Diese Tatsache des Innern kann nicht sein, ohne daß im Manne die aktive Potenz, der kein Widerpart mehr geleistet wird, sich lustmörderisch an den latenten passiven Potenzen reibt. Der eine Vorgang bedingt den andern. Wenn ich von Hadrians Wesen sprechen werde, daß es „des Ausgleichs bar in steter Zerreibung passiver Kräfte treibt", um den Satz vorzubereiten: „Es tritt aus ihm die schwarze Potenz zu herkulischer Arbeit", meine ich eben dieses. — Nach außen konsequenterweise sind Habgier und Mordsucht die beiden Räder auf denen die Weltgeschichte läuft, Ausbeutung, Mord, fließendes Mordblut, Vernichtung jeglicher Art auch der Tier- und Pflanzenwelt Folgeerscheinung dieses unausgeglichenen Seins, welches bei ungehindertem Weiterrasen die Erde in eine Mondlandschaft verwandeln würde. Endlich ist eine Erscheinungsform des evolutiven Männerregiments die profuse Fortpflanzlichkeit, die das Leben nach außen schüttet und in immer wachsenden Massen immer reduziertere, immer lichtlosere Individuen schafft, in denen der hüpfende schwarze Punkt, das Ich, sich vermillionenfältigt — in der Sprache Nietzsches die Entstehung des Erdflohs, der atomisierten Menschheit*).

Ein neuer Ausgleich hat nach allem bisher Gesagten eine Umwandlung in den Geschlechtern zur unbedingten Voraussetzung und ein neubeginnendes harmonisches Ineinandergreifen der beiden Substanzen im Einzelwesen. — Ich schließe diese Betrachtung mit einigen Stellen aus dem sogenannten ägyptischen Evangelium, welche, in diesen Ideenkreis versetzt, eine neue Bedeutung erlangen. Jesus gefragt, wann sein Reich komme, antwortet: „ὅταν ἔσται τὰ δύο ἕν" = wenn die zwei

eins sein wird, „καὶ τὸ ἔξω ὡς τὸ ἔσω" = und das Äußere (d. h. die Substanzmischung in den Körpern) sein wird wie das Innere (die Substanzmischung im Lichte), „οὔτε ἄρρεν οὔτε θῆλυ" = weder männlich noch weiblich. Ich füge noch folgende Stelle gleichen Ursprungs an: „οὐκ ἔστιν οὔτε θῆλυ οὔτε ἄρσεν" = es ist weder männlich noch weiblich, „ἀλλὰ καινὴ κτίσις" = sondern ein neuer Aufbau, „καινὸς ἄνθρωπος" = ein neuer Mensch, „ὅς ἐστιν ἀρσενόθηλυς" = welcher die beiden Geschlechter in sich vereinigt*). — Bringen Sie diese Stelle in Verbindung mit Matthäus 19, 11. 12 und mit allem heute Gesagten, und vielleicht wird sich Ihrem Denken eine fruchtbare Erkenntnisreihe öffnen. „Wer es fassen mag, der fasse es." —

Schluß. — Als die Götter in großer Not, so heißt es im babylonischen Schöpfungsepos, Marduk, den Frühlingsgott, zu ihrem Könige machten, da legten sie ihm ein Kleid an, ich wähne das Ätherkleid, den Mantel des Lebendigen — und wenn er den Mund auftat, so war das Kleid verschwunden — und wenn er sprach: Kehre wieder, da ward das Kleid*). Ich habe keinen Frühlingsgott, dem ich das Kleid geben könnte und der da spräche „kehr' wieder", und das Kleid wird. Ich tat heute vor Ihnen den Mund auf und von mir aus ging das Kleid. — Halten Sie es fest, wenn Sie vermögen. Ob und wie lange ich es um Sie, um mich selbst zu bannen vermag, weiß ich nicht. Ich bin nur Verwalter der „ewigen Stadt", nicht Herr. Der Frühlingsgott aber ist noch nicht erstanden.

Zweiter Vortrag

DIE HÄUSER DES LEBENS

Floreszenz und Totenreich. — Als ich Frühjahr 1915 vor versammeltem Kreise zum erstenmal meine Anschauungen entwickelte, frug ich die Hörer, ob sich nicht jeder in seinem Einzelleben einer Periode entsinne, in der er gleichsam in Fülle stand, in der die Dinge um ihn wie von einem Glück vergoldet waren und er die verklärende Kraft genoß.

Kein Zweifel, das Lichtbad müssen wir in der Jugend suchen; denn sie verkörpert den ungebrochensten Zustand. In ihr ist jene Substanzmischung bereitet, welche das essentielle Sein bedingt.

Wenden wir uns nun dem offenen Leben zu, so werden wir dementsprechend die Jugend am prometheischen Arbeitsherde finden, der die Vibrationen ihres Bewußtseins strahlenförmig durch die gesamte Vitalität verbreitet. Als Brennpunkt erblicke ich das Lebensalter des Erblühens, der beginnenden Pubertät, da das einschießende Triebleben Pole schafft, und das Erblühen selbst, das Heraustreiben der Jugendreize als die verklärende Kraft in ihrer stärksten Wirkung auf die Körperwelt. Ich habe deshalb den lichtspendenden Teil der Menschheit die Floreszenten genannt. Zeugung, Empfängnis und Geburt sind hier Vorgänge des Innern, und der körperbildende, Gefäße schaffende Trieb der Fortpflanzung, der das äußere Leben erneut (ich nannte ihn auch den materialisierenden), ist noch verhüllt. In dem Maße, in welchem der Schwerpunkt in letzteren fällt, schwindet die Zeugungsmöglichkeit im Innern.

Daraus erklärt sich die historische Tatsache, daß der Instinkt einer Menschheit, die, bereits getroffen von den schädigenden Schwingen eines antithetischen Prinzips, gleichwohl um Zentren der Verklärung im Fleische gruppiert bleibt oder in renaissancem Geiste sich neugruppiert, auf Institutionen drängt, die dem Materialisierungstriebe Abbruch tun. Später, wenn ich vom Imperium Romanum rede, will ich dieses Gebiet streifen. Auch Kastration, künstliche Effemination finden hier ihr religiöses Agens. Andrerseits erscheint unter den Mitteln des geschlossenen Zeitalters, den lichtspendenden Floreszentenherd zu sprengen, die frühzeitige gewaltsame Erweckung des Fortpflanzungstriebes. Die Knabenbeschneidung bei den Negerstämmen (Unyagó) und der ganze Geist, von dem sie beherrscht wird, ist ein drastisches Beispiel. Doch auch auf die moderne Aufklärung Jugendlicher in sexualibus fällt aus diesem Gedankenkreis ein eigentümliches Licht. Gleichwohl zwingt auch das geschlossene Leben, solange der telesmatische Komplex, wenn auch nur in Gedanken, schwebend erhalten ist, die Hüter dieses Schatzes zum Zölibat (katholische Kirche).

Wir haben den Jugendlichen als den der Polarisierung im Telesma Verwandtesten und deshalb als lichthaltig erkannt. Tritt nun dieser Jugendliche dem sozialen Prinzip des Lebens entsprechend nach außen in den Gamos mit andern, so kann dies nur vermöge der in ihm verkörperten Einheit als Erweiterungsprozeß seiner Wesenheit statthaben, in die selbstverständlich auch sein physischer Geschlechtscharakter rechnet. Daraus resultiert, daß die Polspannung beim Gamos mit andern im sogenannten eigenen Geschlecht erfolgt. Die telesmatischen Vorgänge sind Interna der beiden primären, wenigstens hiebei getrennt bleibenden Geschlechtergruppen, der männlichen hier, der weiblichen dort.

Stimmt das bisher Gesagte tatsächlich mit Symptomen überein, die wir bei der Jugend beobachten? Soweit sich das Leben naturwüchsig betätigt, springt der Instinkt der Jugendlichen,

sich vom andern Geschlecht getrennt zu halten, sofort in die Augen: Knabe drängt sich an Knaben, Mädchen an Mädchen. Und jedem Kenner der Jugend sind jene erotischen Paarungen im Knabenkomplex einerseits, im Mädchenkomplex andrerseits sehr wohl vertraut, die er für Ahnungen des keimenden Fortpflanzungstriebes halten mag, denen aber jenes andre Agens zugrundeliegt. Diese Paarungen erst verbürgen das Sonderleben eines jeden dieser Komplexe. Und dieses Sonderleben selbst, dem geschlossenen Zeitalter in seinen von der Natur beabsichtigten Früchten verhüllt, ist im offenen Zeitalter Basis des erscheinenden Gral — So verhält es sich. —

Symbole dieser wunderbaren Erscheinung sind auf religiösem Gebiete der hellenische Eros und Anteros, deren Standbilder in der Palaistra ich später in andrem Zusammenhang zu erwähnen habe. Kastor und Polydeukes — die Sterne über ihrem Scheitel sind Pol und Gegenpol —, jene gewaltigen Wappenhalter der feurigen Lohe Helle*), welche uns von nun ab immer wieder auftauchend geleiten werden, finden hier die biologische Erklärung ihres mystischen Wesens. Insgleichen der uralte Kult jener beiden Jünglinge, der Alken*), im Hain des germanischen Stammes der Nahanarvalen, „fratres", „juvenes" genannt, und bezeichnenderweise von einem Priester in Weibertracht, „muliebri ornatu", bedient. Insgleichen auch die Zwillinge im Zodiakus. — Hier fließt die Quelle aller Blutsbruderschaften aller Völker. —

Vom entschwundenen Kleid des alten Lebens halten unsere Hände nur noch dürftige Reste fest. Dem Kenner jedoch bieten die darin eingewobenen Szenen lichtvollen Aufschluß. Die schönste und, wie mir deucht, bedeutungsvollste dieser Exuvien — auch unverfälschteste — will ich vor Ihnen in ihrer keuschen Grazie entfalten und zum Ausgangspunkt weitkreisender Gedankenringe machen. Wir befinden uns in der Le-

benssphäre der Südslaven, wo die Wahlbruderschaft der Inbegriff aller Liebe und Seelentiefe ist, wo den Gamos der „pobratimi" genannten Jünglingspaare der Pope öffentlich am Johannistag in der Kirche segnet und die Wahlschwester, druge (Gesellin) genannt, am Feiertag ihr Antlitz in demselben Wasser mit der Wahlschwester wäscht, sich in der gleichen Weise wie sie kleidet und schmückt und die gleichen silbernen Ohrgehänge trägt, Hand in Hand mit ihr zur Kirche geht und neben ihr auf der gleichgemusterten Decke kniet und die ihre unzertrennliche Gefährtin nicht anders als „mein Gold", „mein Goldfaden" — auf das Gold als Symbol der telesmatischen Leuchte komme ich später zurück —, „mein Rehkälbchen", „mein Schwesterchen" ruft. — Es ist Montag, der matriarchale Rivale des männlichen Sonntag, der zweite Montag nach Ostern zu Negotin und Ršava, wenn der Rasen in der Frühe auf den Gräbern erneut wird: „pobušani ponedeonik", wörtlich der „beraste Montag", auch „družičalo", der Vergesellungstag, genannt. Da kommen die jungen Leute der Serben auf das Totenfeld und flechten Kränze aus Weidenrütchen (Palmkätzchen). Je zwei Jünglinge miteinander und je zwei Mädchen miteinander verbinden sich, indem sie sich durch diese Kränze küssen, sich mit buntgesprenkelten oder roten Eiern beschenken — Ei gleich der Gold-Bulla*) der Römerknaben Zellensymbol —, sich zuletzt im Tausche die Kränze auf den Kopf setzen, während sie sich Liebe und Treue schwören bis zum nächsten družičalo, an dem sie das Bündnis erneuen oder wechseln, je nachdem die Seelen zueinander stimmen oder nicht stimmen. Aus diesem Wechsel leuchtet noch der ursprüngliche kaleidoskopische Sternwechsel im telesmatischen Seelenreigen. Dies ist ein Bund der einzelnen frei von Mensch zu Mensch. Halten Sie dabei das Totengras, halten Sie den Kranz im Gedächtnis, auch daß die Rasen-

erneuerung auf den Gräbern gleichgesetzt wird der Erneuerung der Wahlbruderschaft, und bedenken Sie, daß zwischen Kastor und Polydeukes als das Gezeugte Helle steht, die Göttin des Totenreichs ...

Auch ist es ein Rasenstreif, der mit Schwertern ausgestochen zu beiden Enden mit der Erde noch verwachsen sich über die Häupter des unter ihm kauernden germanischen Jünglingspaares beim Sakrament ihrer Blutsbruderschaft legt, wenn sie, sich an den Füßen*) verwundend, ihr gemischtes Blut in die Erde lassen und der chthonische Mutterschoß sie als Zwillingsgeburt (gemini) vereinigt.

Rasenerneuerung auf den Gräbern als telesmatische Vergesellung, Ahnenbilder um das Jünglingshaus, Seelenbaum als Lebensbaum, Hels Mantel als das Blauen um früheste Kameradschaft — was bedeutet das? Vor allem, für was ist Rasen das Symbol? „Es brennt das Feld" auf der Toteninsel, heißt es in nordischen, der Edda nahestehenden Gesängen*). So ist Rasen nichts andres als das Symbol für Totenlohe, und das Mysterium auf den Friedhöfen zu Negotin und Ršava ist gelöst; in dem Augenblick, da durch die Erneuerung der Liebesbünde sich die quintessentielle Leuchte erneut und die Partner durch die Kränze — der Kranz dient hier als Fixationsring der Erneuerten — sich als Urfyr (Urfeuer) küssen, sind auch die Toten erwacht, nehmen als Partner am Gamos teil, und der Friedhof erblüht als Rosengarten des universellen, Eins gewordenen Lebens.

Auf den beiden soeben geschilderten Komplexen beruhen die Jünglings- und Jungfrauenhäuser der Urzeit, als deren allerletzten Wiederschein ich ein Haus in Albanien ansehen möchte, dessen Ruinen noch heute sichtbar sind, um die Mitte des neunzehnten Jahrhunderts von waffenkundigen Amazonen (Wirtschen = virgines) zu gemeinsamem Herd errichtet und

von der Wut des von christlichen Priestern fanatisierten Volkes geschleift. —

Das Jünglingshaus, wie es uns heute bei den scheinbaren Naturvölkern entgegentritt, finden wir bereits in Händen der männlichen Potenz, gestürmt, vergewaltigt, in seinem Betriebe gestört oder völlig vernichtet und ins Gegenteil umgedreht. Und wenn es auch im indischen Archipel noch in permanentem Bestand erscheint, durchwogt vom kosmischen Wirbeltanz der Jünglinge, umstarrt von geschnitzten Ahnenbildern, in seiner, wenn auch vom Sexus überwältigten, Erotik kenntlich und als Herberge der alten Freiheit sich gastlich dem Fremden öffnend, so bietet doch die gleiche Völkerebene im Durchschnitt einen ganz andern Aspekt. Als Daggara Beschneidungshütte birgt es den abgehauenen Gipfel des alten Lebens- und Seelenbaums und die Schmerzenslager der beschnittenen Knaben; und vom Jünglingskomplex sehen wir die schönsten Exemplare blutend unter Spießruten der Männer, bekränzt mit dem Laub des gefällten Baumes, in Schluchten geworfen, von einem Ungeheuer Okée — dem Geiste des männlichen Prinzips — verschlungen und wieder ausgespien oder des Blutes aus der linken Brustwarze beraubt (die Bedeutung der linken Seite für den Geschlechterausgleich ist Ihnen aus Fließ bekannt), um später als Magus, als magisch wirkender Mann tätig zu sein für das entgegengesetzte Prinzip. Und alles geschieht, den ursprünglichen Zustand zu tilgen und in Vergessenheit sinken zu lassen. Es liegt nah, unsre Schule, welche die Gehirnmarter, nicht minder verderblich für seelische Potenzen, an die Stelle der physischen setzt, im gleichen Sinne zu deuten. Auch sie trägt rein evolutives Gepräge. — Für den, der noch fähig ist, die Jugendessenz zu erleben, ist auch der Brennpunkt des arischen Jünglingshauses trotz der Zeitenferne in seiner innern wie äußern Struktur sehr wohl

erkennbar samt seinen sinnlich-übersinnlichen Mysterien einer frühesten Liebe, für die jene Kammerreihen und Säle, der gelehrten Neugierde wohl stets verschlossen, das sakramentale Gehäuse boten. Im dorischen Tempelbau haben wir vielleicht, wie ein Forscher will, dieses alte Jünglingshaus und in seinen zwischen den Triglyphen liegenden Vierecken, die erst eine spätere Zeit mit Metopen schloß, die Fensterreihen seiner Zellen. Von dorther klingen die Bezeichnungen Kamerad und Geselle, der Partner in Kammer und Saal, dringt das Institut der Vergesellung, bei den Germanen von so hoher Bedeutung, daß man im Zweikampf mit Rivalen focht, der Partnerwahl, wenn es zum Fest im Saale geht — ἀεὶ γάμος —, in die Waberlohe des Lebens. — Von dort auch fällt jenes ominöse Blau als die früheste Durchglühung der materiellen Finsternis mit essentiellem Lichte, das als Märchenleuchte im Bewußtsein der Späten lebt: conte bleu, bibliothèque bleue; von dort kommt das Tätowieren in Blau, ursprünglich im kosmischen Wirbelsymbol; und in den Zeiten des wiederaufglühenden Gesellenhauses der Gesellenschaft, welche, den Patriarchalismus der Zünfte bekämpfend, in ihrem Herbergsleben, wenn auch unbewußt, das alte Jünglingshaus wiedererstehen läßt (das schließlich in Schmieden und Speicherwinkeln verzuckt), das Blau-Machen als Feiern, der blaue Montag als Rivale des solar-männlich-christlich bedingten Sonntags — jenes Blauen, welches vom Geiste der Evolution verhöhnt, vernichtigt, satanisiert wurde: „die Blauen" als die unnützen Gedanken, „ins Blaue hineinreden", „jemandem blauen Dunst vormachen", „blaue Teufel"; von dorther dringt aber auch das Blau der Todesstunde, die in Rußland die blaue Stunde heißt …

Ich wollte Ihnen die telesmatische Liebe schildern, und wieder und wieder und immer gewaltiger umstürmt eine fremde Macht das Gehäuse meiner Sätze, gierig mitzuleben, mitzu-

lieben, fiebernd im Drange der Erlösung und Daseinsfreude — das Totenreich …

Wieso, wäre das quintessentielle Leben gleichzusetzen dem Totenreich? Das nicht! Allein die Toten sind quintessentielles Leben. Nur das überdauert die Schwelle des Todes, was im Telesma erlebt ist, und der quintessentielle Kern, geschaffen, ruft auch die dorthin Zurückgekehrten in die Lebensleuchte der Lebendigen. Es ist wie ein Halbmond, dessen eine Hälfte im Leben emporzuckt und Funken wirft und dessen andre im Totenreich emporzuckt und Funken wirft, bis zwischen den beiden gekrümmten, sich begattenden Hörnern das Kind, der quintessentielle Stern erscheint. Kein Wunder, wenn ganze Zeitperioden das Totenreich mit der Quintessenz verwechselt haben. Man könnte Bände mit Beispielen füllen. Der Tod ist nicht das „große Reservoir des Lebens", sondern die Quintessenz (die Saite, welche, zwischen dem Diesseits und Jenseits gespannt, den süßesten Wohllaut erklingen läßt); aber die Geburten kommen von dort, wohin die Toten gehen, und deshalb leuchtet die Jugend gleich ihnen, und das jugendliche Leben — befreit — bringt auch die Toten wieder als Seligkeitsschauer um die Lebendigen. Das ist offenes Leben. Das geschlossene Leben wehrt auch den Toten die Rückkunft, es versiegelt das Jenseits, d. i. die als Himmel geschlossene Essenz. —

Und noch eines, bevor ich dieses Gebiet verlasse. Wir haben die Blüte der Jugend als Wirkung der Essenz erkannt; es resultiert, daß sich auch die Toten in Floreszenz befinden. „Und aus ätherischem Gewande — Hervortritt erste Jugendkraft", heißt es bei Fausts Verklärung, da er von seligen Knaben, in Ringbewegungen umschwebt, zu neuem Bewußtsein erwacht. — Und wenn wir Blumen, wenn wir Blütenkränze auf die Gräber unserer Lieben legen, was sind sie anders als Sym-

bole der Floreszenz der Toten, als Blütenopfer? Man opfert aber stets das Symbol der Wesenheit dessen, dem man das Opfer bringt.

Der telesmatische Gehalt der Jugend ist ihre Mitgift aus dem Innern, dem sie durch ihr Lebensalter am nächsten steht. Sie ist es, welche die Polarisation in sich trägt, sie ist zellenhaltig, sie ist die Vollendung in sich, sie ist Selbstzweck. Das jugendliche Individuum ist Zweck in sich, es ist letzten Endes die Freude zu leuchten, während der Mensch der Evolution es umdreht und die Jugend als Mittel zum Zweck ansieht, als Vorbereitungsstadium seiner selbst, der sich für den Selbstzweck hält.

Diese Freude ist die Quelle aller menschlichen Freude überhaupt, aller Daseinslust. Eine Zeitperiode, welche das quintessentielle Leben kaum noch kennt, weil es vor ihr verschlossen ist, hat auch zur wahren Herzensfreude keinen Zugang mehr. Nach vollendeter Geschlechtsreife, welche die mehr oder minder telesmatische Jugendpolarisation zurückdrängt, beweist der Mensch durch Familiengründung und Fortpflanzung, daß er Mittel zum Zweck geworden ist. In dem Maße, sagte ich Ihnen, in welchem er seinen Schwerpunkt darein verlegt, daß er Mittel zum Zweck wird, schwindet seine Zeugungsfähigkeit im Lichte. Sobald jedoch bei vorgerücktem Alter die Geschlechtlichkeit zurücktritt, taucht auch wieder schon äußerlich erkennbar die ursprünglich mannweibliche Veranlagung auf und zugleich mit ihr die zweite Kindheit, in der die Jugenderinnerungen, weil sie Telesma, weil sie in der Quintessenz erlebt und deshalb dauernd sind, wieder aus dem Unterbewußten, wo sie viele Jahre geschlummert haben, aufblühen und das Innenleben beherrschen, während Erinnerungen an die gebrochene Lebensperiode, an die Periode der Ehe und der Berufe, mählich verbleichen und im höchsten Lebensalter häufig ganz und gar erloschen sind. Während sich in die

Leuchte dieser Mitgift aus der Kindheit, aus der Jugend Lichtreflexe vom Jenseits, von der Pforte des Jenseits, der Schwelle des Todes mischen, tritt der Greis, die Greisin die Heimfahrt der Seele an.

In den Geburten jedoch erneut sich der telesmatische Herd dieser Seelenwebe, ihrer Seelenwebe, der Seelenwebe der Toten; und wer im Telesma lebt, der weiß, daß er von Erinnerungen aus den fernsten Zeiten der Menschheit durchleuchtet ist. Der Gamos der Jugendlichen aber, von dem ich nun ausführlich sprach, ist das freiheitliche Gehäuse dieses Mysteriums der großen Seelenhochzeit, der Vereinigung aller in Einem. Dies ist meine Lehre von der Seelenwanderung, von der Wiedergeburt, meine Auslegung der Rasenerneuerung des Družičalo-Festes, des Vergesellungsmontags auf den Gräbern zu Negotin und Ršava.

Roma Anthusa. — Vielleicht schwebt Ihnen schon lange die Frage auf den Lippen: Was soll das alles? Wir kamen, um von Rom zu hören; wann endlich führen Sie uns in die ewige Stadt? Sie trösteten sich vielleicht: Alle Wege führen nach Rom, warum nicht auch dieser? Wohl! Wir sind an seinen Pforten angelangt! Bevor ich jedoch mit Ihnen in die Katakomben seines Innern tauche und mit der schwach brennenden Lampe meiner Seele die verblaßten, seltsamen Wandbilder der aurea domus zu enträtseln trachte, eine Bitte an Sie, meine Hörer. Die Zeit, deren Wesen uns heute beschäftigt, ist von allen Folgeperioden mit Kot beworfen worden. Insgleichen vonseiten ihrer eigenen Autoren. Keine historische Zeit hat so instinktiv das alte Leben *gelebt* bei gänzlicher Verständnislosigkeit ihrer Intellektuellen. Ich bitte Sie, halten Sie sich fern von Vorurteilen und folgen Sie mir *reinen Herzens* auf dem Wege, den ich Sie führen möchte.

Keine Zeitperiode der Menschheit ist so beschimpft worden wie die römische Kaiserzeit, von keiner wurden so furchtbare Dinge geredet als grade von dieser. Ich nehme an, um die Menschheit wegzulocken von den Mysterien, die sich grade in dieser Zeit erschlossen haben. Leider ist es nicht nur geschehen von den Christen und Moralisten der späteren Zeit. Auch die römischen Schriftsteller haben das beste dazu getan, jene Zeitperiode zu verleumden, Ausnahmefälle schlimmer Art in den Vordergrund zu rücken, und haben dadurch bereits die Basis gegeben für die späteren Beschimpfungen. Allerdings ist ja die erhaltene Literatur durch die Hände der Christen gegangen und nur so viel auf uns gekommen, als diesen gepaßt hat. Allein von dieser Literatur, die ihrem Wesen nach Stoikerliteratur ist und von Emporkömmlingen herrührt, nicht von den eigentlich damals die Fülle des Lebens genießenden Menschen, will ich näher dann sprechen, wenn ich im vorletzten Vortrage die Stoa bekämpfe.

Ich sehe im Imperium Romanum die letzte großartige Zellenausgeburt der Renaissance des urtümlichen Seins. Stellen Sie sich dieselbe vor, wie ich Ihnen den telesmatischen Lichtkomplex geschildert habe, in vibrierender Kugelgestalt, etwa unter dem Bilde des Saturn. Drei Ringe sind es, die nach Rom hinführen, drei Ringe sind es, die wegführen von Rom bis in unsre Tage. Als den frühesten Ring nehme ich die mykenische Königszeit an, als den zweiten Ring das Pisistratidenzeitalter und als den dritten Rom zunächst gelegenen, Rom verwandtesten die alexandrinische Königszeit. Ringe, die von Rom wegführen bis in unsre Tage: Als ersten möchte ich die Tage des byzantinisch-germanischen Kaisers Otto III. erkennen, als den nächsten Ring das 15. Jahrhundert und als allerletzten Ring das 18. Jahrhundert, welches bis in unsre Zeitperiode hereinragt. In allen diesen haben Sie leuchtende

Komplexe, in allen diesen haben Sie Erscheinungsformen dessen, was ich das geöffnete Leben nenne.

Das kaiserliche Rom ist in der Mysteriensprache der späten Kaiserzeit mit dem geheimnisvollen Worte „Anthusa"*), die Blühende (von ἄνθος die Blüte), bezeichnet worden. Wenn nun Rom tatsächlich die Stadt des Blühens war, die Stadt der verklärenden Substanz, die Stadt der verklärenden Floreszenz, so müssen wir die Floreszenten selbst grade in dieser Periode in ununterbrochener ungeheurer Tätigkeit antreffen, wirkend und ihre Erschütterungen aussendend über das gesamte Imperium Romanum, über den gesamten von Rom beherrschten Erdkreis. Ebenso müssen wir aber auch in der Bevölkerung, die sich wie ein Blätterring um dieses Innere anschließt, Akkomodationstendenzen an die Floreszenz entdecken in Tracht, in Sitte, in instinktiver Ablehnung des Materialisationstriebes, will sagen des Fortpflanzungstriebes und zwar in umso stärkerem Maße, je näher dem Innern, je mehr Rom repräsentierend, also in stärkstem Maße bei der Nobilität. Verhält sich das so?

Die Häuser der Floreszenz im kaiserlichen Rom. — Wenden wir uns den Floreszenten zu, so liegt es nahe, daß wir uns umsehen nach den beiden Ihnen bereits bekannten Häusern der Naturvölker, nach dem Mädchenhaus einerseits, dem Knabenhause andrerseits; und es ist in der Tat kein Zweifel, daß das Kollegium der Marspriester sich aufgebaut findet auf einem ursprünglichen Jünglingshaus und daß andrerseits das Haus am Forum Romanum, das Ihnen allen bekannt ist, das Atrium Vestae, das Haus der vestalischen Jungfrauen, ein Mädchenhaus ist. Allein diese beiden Häuser erstarrten unter der evolutiven Periode, mit der Rom zu Beginn der Kaiserzeit mehr oder minder gebrochen hat; sie gaben dem Imperium Ro-

manum kein neues Leben. Diese beiden Häuser vollführen automatisch ihre Pflicht bis in die späten Tage des Heidentums, bis die Hand der letzten vestalischen Jungfrau die Feuer löschte, damit sie nicht von der Hand der Christen entweiht würden.

Nun, wenn in diesen beiden Häusern das nicht erblickt werden kann, was Rom verjüngte und was dem Imperium Romanum jene gewaltige Glorie verliehen hat, wo finden sich dann die Floreszenten in dieser ununterbrochenen Tätigkeit, wo entfaltet sich die Kraft ihrer magnetischen Ringausbildung? Da werden wir aufmerksam auf die ungeheuren Knabenmassen, welche die Häuser der Vornehmen gradezu durchfluten, auf die „agmina puerorum per nationes coloresque descripta", auf die Mengen von Knaben eingeteilt nach Nationen und Körperfarbe, die ihre eigenen Präfekten hatten, welche für die Toiletten dieser Knaben zu sorgen hatten, die ornatores genannt wurden. Und siehe, da finden wir auch das vorher entwickelte Prinzip der sorgfältigsten Pflege der Floreszenz, der sorgfältigsten Pflege des Zustandes des Blühens und treffen sogar die Tendenz, diesen Zustand zu verlängern. „Non potest effugere pueritiam: retrahitur jamque militari habitu glaber retritis pilis aut penitus evulsis tota nocte pervigilat." „Nicht kann er (der Knabe nämlich) seiner Jugend entfliehen: er wird gewaltsam zurückgehalten, und schon mit dem Aussehen eines Kriegers durchwacht er die ganze Nacht kahlgeschoren mit entweder rasiertem oder mit gänzlich vertilgtem Barthaar." Diese Eigentümlichkeit, die Jugend in gewissem Sinne gewaltsam zurückzuhalten in diesem Stadium, beweist unter anderem, daß ein ganz bedeutender esoterischer Wert auf die Jugendblüte gelegt wird.

Sodann sehen wir den gesamten Populus Romanus unter zahlreichen Erscheinungen stehen, die von der Tendenz bestimmt sind, sich dem Zentrum der Floreszenz, dem Zentrum der Blütezeit des Lebens anzufügen. Die vollständige Bartlosigkeit der Männer ist die Regel. Erst Kaiser Hadrian tritt in Barttracht auf. Ferner hören wir von Gewändern, die von den beiden Geschlechtern zugleich getragen werden; also ebenfalls die Tendenz, den schroffen Unterschied der Geschlechter zu beseitigen. Wir verstehen ferner, aus welchem Grunde die vornehme Welt beiderlei Geschlechts sich im ganzen und großen gegen die Verehelichung zur Wehr setzte. Wir müssen uns dabei vor dem Mißverständnis hüten, dem Augustus verfallen ist (weshalb er auch bezeichnenderweise von einem Weibe, einer Seherin, getadelt wurde): dem Mißverständnis nämlich, das ihn verleitete, über die Zölibatäre der damaligen Nobilität Roms auf dem Marsfelde jene donnernde Rede zu ergießen, die Cassius Dio in seiner römischen Geschichte so treulich bewahrt hat. Viel näher kommen wir der richtigen Auffassung dieser biologischen Tatsache, wenn wir einen lebendigen Zusammenhang annehmen zwischen dem eheunlustigen Senate*) des kaiserlichen Rom (denn die Ehelosigkeit der vornehmen Welt blieb bis zum Untergange der Stadt) und dem zölibatären Senate des christlichen Rom, dem Kardinalskollegium (denn beides hat esoterische Ursachen). Ja, hier dürften die tiefsten Gründe des Zölibates der Geistlichen überhaupt zu suchen sein, und ich glaube, daß unter den Frauen- und Mönchsklöstern der katholischen Kirche, wenn auch auf einer ganz andern Ebene und zu ganz andern Zwecken, sich in der Unterstruktur das alte Mädchen- und Jünglingshaus der Urzeit findet. Über die dort etwa noch vorhandenen Polarisationen werden uns die Klostermauern allerdings schwerlich Auskunft erteilen.

So taucht der Blick von der roten schwülduftenden Weltrose „Roma Anthusa" in die über ihr erscheinende bleiche

weiße Rose des Danteschen Himmels, in welchen die vom Leben abgetrennte Seele der katholischen Kirche schaut. Und von den „pueri comati", den Knaben mit lang herabwallendem Lockenhaar, taucht der forschende Blick in das Lichtreich christlicher Engel.

„Augustus inter duodecim catamitos, totidemque puellas accumbere solitus erat", berichtet Ps.-Sextus Aurelius Victor. Frei übersetzt heißt es: „Augustus pflegte seine Mahlzeiten zwischen zwölf Knaben und zwölf Mädchen liegend einzunehmen." Hierin erblicke ich das erste Anzeichen des unter den Fittichen des Imperium Romanum sich bildenden und von der Kraft der römischen Kaiser attrahierten Knaben- und Mädchenhauses. Denn, wer die Strahlenkrone der Macht sich um die Stirne zwingt und das quintessentielle Leben in seiner Person zu verkörpern strebt, für den ist es eine unabweisbare Notwendigkeit, sich zwischen die tätigen Lichtkomplexe beider Geschlechter zu stellen und ihre quintessentielle Kraft unter seine Flügel zu nehmen und in seiner Person als Mitte zu vereinen. So haben wir wiederum hier die Trias, wenn auch in anderem Sinne, die Dioskuren, zwischen denen Helle steht; wir haben Knabenkomplexe einerseits, Mädchenkomplexe andrerseits und den Gewaltherrscher, der seine Leuchte aus diesen saugt und in der Mitte steht. — Aus diesem Bestreben entwickelt sich einerseits das Knabenhaus des römischen Kaiserpalastes, das paedagogium puerorum Caesaris, zugleich die Pagerie der römischen Kaiser, und andrerseits das Mädchenserail des Palatiums. Mit dieser Erkenntnis ist selbstverständlich die Annahme abgelehnt, es läge diesen Institutionen die Absicht der Unzucht zugrunde.

Nun kommen wir zu einer sehr wichtigen Wahrnehmung. Während sich nämlich auf der einen Seite, im Knabenkomplex, eine scheinbar der Mädchenkleidung angenäherte Tracht

findet — es wird davon gesprochen: „pueri in muliebrem modum ornati", die Knaben seien geschmückt nach Art der Frauen — ich sage *scheinbar* eine Frauentracht auftritt (tatsächlich handelt es sich nur um das Tragen der Symbole des Blühens und der Quintessenz, und tatsächlich ist es nur eine *über* den Geschlechtern sich bewegende Tracht), tritt andrerseits im Mädchenkomplex des Palatiums der kurze Chiton auf, es tritt die Doppelaxt, es tritt der amazonische Schild auf, also Amazonenkleidung, die hier wiederum als Gegenstück zu der im Knabenkomplex auftauchenden scheinbaren Frauentracht das Männliche im Mädchenkomplex zu unterstreichen scheint. Über die Bedeutung der Doppelaxt und die Bedeutung des Amazonenschildes für das quintessentielle Leben werde ich später sprechen, wenn ich von der Großen Mutter, der „Magna Mater", und ihrer Dienerin spreche. Auch diese sind nur quintessentielle Symbole. Durch diese Tracht ist das Mädchen nur über die Geschlechter gestellt, wobei selbstverständlich eine gewisse Antithese des Aktiven der Mädchen und des Passiven im Knabenkomplex allerdings immerhin bleibt. Der Amazonismus der Mädchen sowohl im Serail des Nero wie im Serail des Commodus beruht auf dieser vitalen Formation, auf dem wiedererwachenden Amazonismus, der typisch ist für das ursprüngliche Mädchenhaus, wie ich es Ihnen auch von Albanien geschildert habe, wo opferfreudige albanische Mädchen das letzte Mädchenhaus im neunzehnten Jahrhundert gründeten, das der Wut des von den christlichen Priestern fanatisierten Volkes zum Opfer fiel.

Die Amazonentracht, welche wir im Serail des Nero und des Commodus finden, erklärt sich biologisch in folgender Weise. Wenn Commodus sich selbst „Amazonius" nennen läßt, so ist das nichts andres, als daß er sich zur rotierenden Lichtzelle im Halbmonde der Mädchen macht. Er ist der Herr der Ama-

zonen, er ist der Herr des quintessentiellen Lebens auf der Seite des weiblichen Geschlechts. Auch seine bekannte Geliebte Marcia trug stets Amazonenkleidung und ließ sich auf einem lebensgroßen Bilde als Amazone darstellen. Wir besitzen vielleicht das Porträt dieser Amazonendame noch auf der großen Erzmünze des Kaisers Commodus, wo neben seinem Kopf ein außerordentlich schöner Frauenkopf über einem Amazonenschilde erscheint*).

Zwei merkwürdige Tatsachen erhalten hierdurch ein ganz neues Licht. Als Nero in seiner Todesnot ein Heer sammeln wollte, bewaffnete er auch seinen gesamten Mädchenserail mit Amazonenwaffen, um mit ihnen gegen den Feind zu ziehen. Dies heißt natürlich nicht, daß die Mädchen hätten kämpfen sollen gegen den heranziehenden Galba, sondern es heißt, die Symbole des quintessentiellen Lebens vor die Front, hinaus in den Krieg tragen, um durch den Gehalt des quintessentiellen Lebens als eines Symbols des Glückes, als Symbols des Lebens über den Feind zu siegen. Und ebenso, wenn wir lesen, daß beim Auszuge des Kaisers Otho gegen Vitellius vornehme Römer silbernes Geschirr und schöne Knaben kauften (Tacitus fügt hinzu: als ob auch dies etwas zum Kriege Gehöriges sei), so haben wir denselben Grundinstinkt im Unterbewußten dieser Leute, die Symbole des quintessentiellen Lebens vor den Feind zu tragen.

Höchst interessant ist es, zu beobachten, wie das Christentum diese beiden zarten vibrierenden Komplexe als Seelenkomplexe wohl herauswitterte, als die lichterzeugenden Quellen des kaiserlichen Hofes auf dem Palatium erkannte und erfolgreich umgarnte, um durch die Transzendentalisierung ihrer Fluiden das Imperium Romanum zu stürzen. Das bevorzugte Serailmädchen Neros, Claudia Acte, war vielleicht nicht selbst Christin, allein unter ihrer Dienerschaft, wie das die

Ausgrabung einer unteritalischen Villa, die diesem Mädchen gehörte, beweist, befanden sich Christen. Sie war also offenbar den Christen wohlgesinnt; denn diese durften auf den Gräbern Abzeichen gebrauchen, welche sie als Christen charakterisierten. Die oben erwähnte Marcia, die Geliebte des Commodus, die sich als Amazone abbilden ließ, war Christin, war die Freundin des damaligen Papstes, und ihr Wort genügte, um in die Bergwerke (metallis) verurteilte Christen zu befreien. Was das paedagogium puerorum Caesaris betrifft, so ist Ihnen vielleicht bekannt, daß, als man dasselbe vor einigen Jahrzehnten ausgrub (es stehen jetzt noch die roten Porphyrsäulen auf dem Abhang des Palatin gegen den Circus Maximus zu), in einer Kammer desselben eine Wandkritzelei*) entdeckt worden ist, einen gekreuzigten Mann mit Eselskopf vorstellend, mit der Unterschrift: Alexamenos betet seinen Gott an ('Αλεξάμενος σέβετε [σέβεται] θεόν): wieder ein Beweis des eindringenden Christentums in die Serails der römischen Kaiser! Bevor die große Christenverfolgung unter dem römischen Kaiser Diokletian ausbrach, hatte aller Wahrscheinlichkeit nach eine Palastverschwörung zu Nikomedien stattgefunden, welche das Leben des Kaisers bedrohte, und die Verschwörer waren Christen. Unter diesen finden sich wesentlich die Palastknaben, die pueri Caesaris, sowie sehr viele Eunuchen, und die beiden Palastknaben Gorgonios und Dorotheos erlitten damals den christlichen Märtyrertod. Soviel über die Umgarnungsversuche, welche das Christentum gegenüber diesen beiden Komplexen vollführt.

Ursprünglicher Sinn der türkischen Serails. — Diesen beiden Serails des Palatium in Rom entsprechen die beiden Serails der türkischen Herrscher am Goldenen Horn. Bis zum Janitscharenaufstand waren dort die beiden wiederzuerkennen, das

Knabenserail einerseits und das Mädchenserail anderseits, aus dem sich dann erst später das entwickelte, was wir jetzt unter dem Begriff eines Harems verstehen. Allerdings finden wir dort diese Serails unter sehr viel schärferer patriarchalischer Herrschaft als in Rom. Ein kleines Büchlein aus dem 18. Jahrhundert gibt uns genauen Aufschluß über das Knabenserail am Goldenen Horn, und aus diesem Büchlein wird klar, daß dasselbe ein unter den Fittichen des Islam sich verblutendes Knabenhaus enthalten hat. Die Knaben heißen „îtsch oglân", sehr bezeichnenderweise „Knaben des Innern", und es werden auch dort einige Andeutungen über das Mädchenserail gemacht, die stark darauf hindeuten, daß wir in diesem in erster Linie ein esoterisches Kloster weiblichen Geschlechtes zu finden haben und keineswegs, was wir uns später unter einem Harem vorstellen. Die Analogie des paedagogium puerorum Caesaris in Rom zu dem der osmanischen Herrscher Konstantinopels wird auch dadurch klar, daß bedeutende Zeremonien stattgefunden haben, wenn ein Knabe aus dem Pädagogium die *Pforte* verließ, um ins wirkliche Leben überzutreten. Es wurde die Pforte geküßt, auf der Koransprüche standen, und es fand eine eigentümliche Zeremonie statt. Wir staunen, wenn wir bei den Wandkritzeleien im paedagogium puerorum ebenfalls den Ausdruck „aus der Pforte" als eine höchst eigentümliche und charakteristische Sache finden. Man weiß nicht, sind es Zurufe, die dem aus der Pforte Austretenden von den bisherigen Kollegen zugerufen wurden, oder nicht. Jedenfalls ist der Austritt aus der Pforte von hoher Wichtigkeit, und wir verstehen, wie dies esoterisch zu fassen ist: Aus dem Jenseits, aus dem Lichtkomplex des Knabenhauses, aus dem Innern heraus tritt der Knabe in das Reich des Todes, d. h. in das Reich der Laien, in das Reich derjenigen Entlichteten, die nur Mittel zum Zweck sind. Ich sprach das vorige Mal ausführlich

davon, daß die Polarisation der Jugendlichen unter sich erst die beiden Pole abgibt, zwischen denen Helle, zwischen denen das ätherische, astralische Licht erscheint. Eine solche Polarisierung treffen wir auch am Goldenen Horn, aber seltsamerweise getrennt und voneinander geschieden die „Ichoglanz"*), die Knaben des Innern (diese sind also wohl ursprünglich passive Knaben) und die sogenannten „Amazoglanz", d. h. eigentlich „pueri vigiles" oder die gewöhnlichen Knaben, welche dazu dienten, das Kastell und die Stadtmauern von Konstantinopel zu schützen. Jedenfalls ist dies die Polarisation und haben wir in den Knaben des Äußern, wenn man das so übersetzen will, den mehr oder minder maskulinen Teil dieses ursprünglich vereinigten und dadurch lebendig gewesenen Knabenhauses, wie es sich unter der Herrschaft des Koran verblutet hat. Und vom Schild der Amazone (denn der Schild der Amazone ist nichts andres als Halbmond und Sterne), welche im Serail am Goldenen Horn ihrer Waffen, d. h. ihrer esoterischen Gewalt, entkleidet ist wie der Knabe seines weiblichen Schmuckes, steigt dieses Urzeichen in andrer Weise und seinen ursprünglichen quintessentiellen blauen Grund verlassend als eine Art Spolie in das grüne Banner des Propheten.

Dritter Vortrag

CAENA UND THERMEN

Die Caena Romana. — Ich wende mich nunmehr zur Caena*) Romana, zum römischen Gastmahl, auf welche Erscheinungsform des Lebens der römischen Kaiserzeit ich ganz besonderes Gewicht lege. Überall, wo wir in der Vergangenheit Prachtentfaltung beobachten, liegt ein Mysterium des Innern verborgen. Wenn die spätere dieser Vergangenheit feindlich entgegentretende Periode solche Prachtentfaltung als leeren Luxus betrachtet hat, so hat sie indirekt das angegriffen, wofür die Prachtentfaltung selbst nur das normale und selbstverständliche Symbol gewesen ist. Wenn wir nun lesen, daß wenigstens bei der Caena solemnis, beim Prunkmahl der Römer, eine enorme Pracht entfaltet wurde, wenn wir lesen, daß sich aus der einfachen Mahlzeit, wie sie täglich statthatte, allmählich Mahlzeiten in ungeheuerster Größe und Prunk entfaltet haben, so werden wir schon äußerlich daran gemahnt, die Frage zu stellen: Welches Mysterium liegt in der Caena Romana? Finden wir hier vielleicht den esoterischen, den quintessentiellen Komplex ganz besonders tätig, seine Schwingungen aussendend über den ganzen damaligen kultivierten Erdkreis, über die ganze damalige gebildete Gesellschaft Europas? Wenn wir vom Gastmahl des Otho hören, daß er aus den Blütendolden der Kassettonen*) kostbarste Essenzen gleich einem Regen auf die im Triklinium lagernden Gäste herabträufeln läßt, so sind dies wiederum quintessentielle Symbole; die herabträufelnden Essenzen sind gleichsam der Samenregen, der aus den Blütendolden der Kassettonen der Decke ausgespendet wird. Das gleiche bedeutet es, wenn Kaiser Elagabal eine Menge von Rosen aus den Kassettonen

seiner Decke auf die Gäste herabsendet, sodaß einige sogar unter deren Gewalt erdrückt worden seien. Die Rose ist von allen Blumen das quintessentiellste, das lebensinnerste Symbol. Denken Sie an die vorhin erwähnte weiße Rose bei Dante, der ich die rote, schwülduftende Rose Roma gegenübergestellt habe.

Nicht nur in den eigentlichen Speisezimmern der Römer fanden diese Mahlzeiten statt; sie pflanzten sich bei hohen Festen auch auf die Straße fort. Nero hat durch die ganze Stadt Gastmähler gehalten, von denen Tacitus spricht: „tota urbe sicut domo uti"; er hat die ganze Stadt wie sein Haus betrachtet. In den römischen Provinzen reihte sich Gastmahl an Gastmahl, sodaß wir berechtigt sind, wie man von einer permanenten Messe in der katholischen Kirche spricht (da kein Augenblick auf der Erde statthat, ohne daß eine solche Messe gelesen wird), in der damaligen Zeit von einem permanenten Gastmahl durch das ganze Reich zu reden.

Nun komme ich zur Frage: Wie lagern sich die Symbole des quintessentiellen Lebens in der Caena Romana? Was ist der Mittelpunkt des römischen Gastmahls? Der Mittelpunkt ist die „mola salsa"*), das Salzfaß, das immer von Silber und beckenartig gebildet war. Das aufgehäufte Salz war mit Fruchtkörnern vermischt. Es waren dies Körner von Spelt oder Dinkel, die in das Salz eingemischt gewesen sind. Das Salzfaß mit den eingemischten Fruchtkörnern fasse ich als das Symbol des quintessentiellen Lebens, als Symbol des Lebensinnern. Ich fasse es aber vor allen Dingen als „Sperma majorum", als Segen der Totenwelt, der in den Lebendigen zu neuem Leben erstehen soll. Um das Salzfaß gruppiert sich die Zeremonie, welche den innersten Kern der Caena Romana vorstellt, nämlich das Gebet an die Laren, das Gebet an die Ahnen, daß ihr Same sich mische mit dem Lebensinnersten der

Lagernden. — Ihm geht voraus das Gebot des Stillschweigens, des Silentium. Bachofen spricht vom Silentium: „Das Geräusch des Lebens ist verhallt, zur Ruhe erster Natur ist alles zurückgekehrt"; also zum Ausgangspunkt alles Lebens, zum urtümlichsten Innern des Lebens ist alles zurückgekehrt im Stillschweigen, und wer das zweite Gehör besitzt, daß er im Silentium selbst noch Töne vernehmen kann, der vernimmt die Geräusche des ewig vibrierenden Alls des Lebens, des Alls der vibrierenden innersten Lebenslichter, mithin auch der Totenwelt. Im Silentium taucht das Jenseits, taucht das metaphysische Prinzip auf, und durch das Silentium, durch das Schweigen vor und nach dem Gebet an die Lares, taucht der Mensch zurück und taucht der Mensch ein in die Seelenleuchte der Gewesenen, der telesmatisch erglühenden Ahnenwelt.

Soviel von der Zentrale. Ich komme nun zu den Akoluthen*), zu den ministri, zu den Knaben, welche bei der Caena bedienen. Der große Knabenaufwand, von dem ich Ihnen sagte, daß er die römische Kaiserzeit durchflutet habe, konzentriert sich ganz wesentlich um die Caena Romana. Hier finden wir auch die Polarisation äußerlich sichtbar streng durchgeführt in den pueri crispuli, den Knaben mit kurz geschorenem Lockenhaar, und den pueri comati, den Knaben mit lang herabwallendem Lockenhaar. Die pueri crispuli sind jedenfalls als aktiver Teil, die pueri comati als der mehr oder minder passive Teil gedacht, und wir verstehen es besser wie Seneca*), daß kein crispulus sich in die Schar der comati mengen darf und kein comatus in die Schar der crispuli, weil dies die Polarisierung stören würde.

Wir haben also im Gastmahl die mola salsa, das Symbol quintessentiellen Lebens. Wir haben die beim Gastmahl Lagernden, umflutet von dem alten quintessentiellen Knaben-

haus. Die römische Kaiserzeit wird durch verschiedene sehr merkwürdige symbolische Handlungen eröffnet. Eine dieser symbolischen Handlungen ist die sog. Larenrevolution unter Augustus. Die Republik kannte nur den starr dastehenden (kindlich gebildeten!) einzelnen Lar in Knabengestalt, in der einen Hand das Füllhorn mit Früchten, in der andern die Weingußschale. Diesen starr dastehenden einzelnen Lar nahm Augustus weg, und aus dem uralten Mutterkult der Compita*), die zu gleicher Zeit auch Seelengöttin ist — es werden ihr Puppen geopfert, und Puppen sind nur Symbole der Seele —, nahm Augustus die Doppelzahl der Lares, zwei Knaben, die beide im bacchantischen Schritt einhereilen, hier schon gegenüber dem starren einzelnen Lar das Lebendige, das beginnende fluide Leben charakterisierend, beide in der einen Hand ein Trinkhorn, nicht mehr Füllhorn, in der andern Hand die patella*), in der sie Sperma oder Blut, beides symbolisiert im Wein, ausgießen. Sie haben hier die Polarisation. Augustus hat den gewaltigen Schritt getan, er hat die Evolution gesprengt, die sich im einzelnen Lar kundgibt und die beiden Knaben an die Stelle des einzelnen Lar gesetzt. Er hat — sich der Notwendigkeit des Zeitgeistes fügend — durch diese erotische Polarisation das Leben entfesselt aus der urältesten Vergangenheit, wie es gleichsam aufgestapelt im quintessentiellen Leben der alten Mutter Compita verborgen war. Aus der Wirkung dieser Revolution, hervorgerufen durch die Polarisation der Lares, dringt, glaube ich, diese ungeheure verklärende Vehemenz jenes seelischen Aufglühens, welches alle Wände, alle Decken, alle Fußböden, alle Gewänder Roms mit Farben belebt hat, wie jede Ausgrabung, jeder Fund noch heute beweist. Auch die Farben der römischen Wände, schwarz, rot, gelb, stehen jedenfalls im innigsten Zusammenhang mit diesen Erscheinungsformen des Wiedererwachens alten Lebens und

zeigen, wie aus der Finsternis des Urschoßes sich die Blutröte des Lebens und der goldene Glanz der Quintessenz entwickelt haben.

Ich muß nun die wichtigste Tatsache der Caena Romana mitteilen. Diese ist, daß die Toten, die Seelen der Abgeschiedenen, als polarisierte und floreszente Knaben in den Laren erscheinen; denn die Laren und Toten sind eins, und die Laren sind polarisierte floreszente Knaben, welche die Urleuchte oder das quintessentielle Blut spendend in erotisch erregtem Bacchantenschritt auf die Lebendigen zueilen. Sie bilden nebst dem Salzfaß, das gleichsam als in der Mitte von ihnen stehend und da die Quintessenz repräsentierend gedacht ist, die Zentrale des römischen Gastmahls, und die polarisierten Knaben, die die Gelagerten bedienen, sind nichts andres als die Lares, umgesetzt in die Verkörperung realer Knaben*). Die beim Gastmahle Bedienenden sind selbst die Toten; denn die Toten sind verkörpert in den polarisierten Knaben, welche die Ministranten beim Gastmahle sind, dem ursprünglichen Hochamt des Lebens. Die verklärende Auffassung der Jugendblüte ist letzten Endes eine Totenerotik.

Nun haben wir sehr wohl das Salzfaß, sehr wohl die Laren und die bedienenden Knaben besprochen, haben aber noch kein Wort geredet von den beim Gastmahl selbst gelagerten Römern und Römerinnen. Auch was sie beim Gastmahl essen und trinken, sind die Toten, ja, noch mehr, sie selbst sind nichts andres als die verkörperten Toten beim Gastmahl. Man legt sich mit bloßen Füßen zu Tisch. Nackte Füße bedeuten den Heros, den Halbgott, den Verklärten, den Ahngewordenen. Man wird also selbst dadurch, daß man die Totenessenz in sich aufnimmt, sowohl in der ganzen das Triklinium schwängernden Atmosphäre als auch durch die Speisen, in denen man gleichsam die Toten ißt, man wird dadurch selbst

Larva, unter der sich der Leib des lebenden Substrates befindet*). Das gleiche Mysterium haben wir bei den Masken des Faschings bis in unsre Tage, jedoch nur unterbewußt.

Ferner muß ich aber darauf hinweisen, daß auf all den etruskischen Aschencisten der Tote oder seine Gattin liegen, als liegend gedacht bei der Caena, mit der Weingußschale, der Tote also essend und trinkend gedacht wie der Lebende bei der Caena. Sie haben hier eine allgemeine Einheit, da jedes der einzelnen Symbole immer das All, immer das Gesamte, das Ganze bedeutet, das Ganze ist.

Lassen Sie mich hier noch einen Augenblick des Silbergeschirrs gedenken, das ich mehrfach erwähnt habe. Das Silbergeschirr muß mit der Totenwelt einen tiefen symbolischen Zusammenhang haben. Es ist das bleiche Metall. Zwar sind noch nicht alle Zusammenhänge geklärt; allein völlig klar ist es, daß Silber und Totenwelt ebenso identisch aufgefaßt werden wie die bedienenden Knaben und die Totenwelt; weshalb die Gleichsetzung von Knaben und Silber, wie wir es inbezug auf Otho gesehen haben, verständlich ist. Das Salzfaß muß immer von Silber sein. Diese Vorschrift wurde auch in den ärmsten Häusern befolgt, und es lassen sich dafür Beispiele bringen noch aus später Zeit. Ich will Ihnen, um von meiner eigenen Heimat zu sprechen, etwas erzählen, das sich in der Vorstadt Au-Giesing bei München zu Anfang des vorigen Jahrhunderts noch ereignet hat. Dort wurde ein uraltes Seelenfest gefeiert, und die Kinder besangen die Seelen der Ahnen, indem sie die Ahnen anriefen:

Schöner Ahnherr . . .
Ich geb dir einen silbernen Tisch,
In jeder Ecke einen Fisch
Und in der Mitte a Glasl Wein,
Wie wird sich da der Ahnherr freun.

des Innern prangenden Ahnen, deren Herd heraufgelockt wird durch die in der Doppelschar der ministrierenden Knaben, der pueri crispuli und pueri comati, sich verkörpernden Larendyas. Hier bei der christlichen Transsubstantiation in der Messe das Speisen des in der Hostie verklärten, vom Tode erstandenen Jesus, wobei ich die jugendlichen Ministranten der Messe mit den Seelenknaben der Compita beim Gastmahle verglichen habe.

Wie die Taufe dem Abendmahl geht das Warmwasserbad in den Thermen dem Sakramente der Caena voran. Der Römer legt sich, nachdem er das Warmwasserbad genommen, zu Tisch.

Sie erinnern sich, daß ich Ihnen sagte, daß Luxus und Prunk in dem Sinne, wie wir ihn heutzutage fassen, der antiken Welt fern gelegen ist und daß, wo wir großartigen Prachtaufwand in der alten Zeit beobachten, wir annehmen dürfen, daß diese köstliche Schale auch einen köstlichen Inhalt geborgen hat. Sie erinnern sich der wundervollen Thermenbauten, welche einen großen Teil der ewigen Stadt bedeckt haben, Sie erinnern sich der Thermen des Titus, errichtet in den Resten des goldenen Hauses des Nero, welches Haus selbst wiederum nur ein Symbol Roms, ein Symbol der gewaltigen den damaligen Erdkreis umspannenden kosmischen Zelle gewesen ist. Sie werden auch wohl noch aus Ihren Erinnerungen an Rom sich der größten Thermen entsinnen, der Diokletiansthermen, in deren gewaltigen Sälen Michelangelo die Kirche S. Maria degli Angeli errichtet hat.

Was also ist es, wodurch das Imperium Romanum sich berechtigt fühlte, solch ungeheure Pracht auf das Baden zu verwenden? Mit andern Worten, was ist das eigentliche Mysterium der römischen Thermen; worum handelt es sich eigentlich, wenn man die Thermen betretend in das Warm-

wasserbad sich begibt? Das warme Wasser als Symbol des Sperma überhaupt ist der alten Welt sehr wohl bekannt, und es ließen sich viele Beispiele dafür anführen. Ich will gleich den Gedanken vorausnehmen, daß ich das warme Wasser, welches in den römischen Thermen als Bad dient, fasse als ein Symbol des quintessentiellen Lebens und zwar genau so, wie ich das Salz, das mit Fruchtkörnern gemischt ist, fasse, das ich Ihnen als Zentrale der Caena Romana dargestellt habe. Wo wir Symbole des quintessentiellen Lebens in der Kaiserzeit beobachten, strömen sie Freiheit und strömen sie Gleichheit aus. Dieses gilt ganz besonders für das in den Thermen auftauchende warme Wasser, wie es dort in den Marmorbassins gefaßt wird. Als Seneca bei seinem Tode in das Warmwasserbassin seines Palastes hinabgesenkt wurde, damit der Tod umso rascher eintrete und er sich in der warmen Flüssigkeit umso leichter verbluten könne, bespritzte er die zunächst stehenden Sklaven mit warmem Wasser, indem er ein Gebet an Jupiter Liberator, an den Freiheit bringenden Jupiter, richtete und dadurch den Sklaven die Freiheit gab*). Daraus sehen wir also klar, daß das Besprengen mit warmem Wasser Freiheit gibt und daß eine der Zeremonien, wodurch man seine Sklaven in den Stand der Freien erhob, durch Besprengen mit warmem Wasser geschehen ist. Dieses warme Wasser ist zu gleicher Zeit auch ein Symbol des Sperma Domini, und das Besprengen der Sklaven mit warmem Wasser vonseiten des Dominus ist als ein idealer Sexualakt zu bezeichnen, welcher die nivellierende Kraft ausübt. Der Dominus tritt dadurch mit dem Sklaven in ein Konfraternitätsverhältnis, das nach dem alten jus naturale den Sklaven freimacht, d. h. den Sklaven gleich dem Herrn setzt durch diese ideale sexuale Verbindung. Wenn dasselbe aber Konfraternitätserscheinungen hervorruft, so erinnern Sie sich zugleich daran, daß im Innern der

Konfraternität das quintessentielle Leben liegt und daß ihre einzige Berechtigung auf esoterischem Gebiet ruht, d. h. auf Erzeugung der Helle, auf Erzeugung der quintessentiellen Leuchte. Dadurch wird der Sklave frei. Dies ist also mit ein Beweis, daß das warme Wasser der Thermen in der Tat das Symbol des quintessentiellen Lebens ist, das Symbol der Urleuchte und demgemäß das Symbol des Sperma majorum, des Samens der Totenwelt. Noch bis auf den heutigen Tag ist auf dem Gebiete der Liebe zu beobachten, daß sich sehr rasch das vertrauliche Du einstellt, eine letzte Erinnerung an die ursprüngliche Gleichheit aller Kinder in Aphrodite, in der Venus im Berge, in der Urleuchte.

Soviel von dem Bad in den Thermen, welches ich der Taufe im Christentum gleichsetze, welches ein Eintauchen der Badenden in die Uressenz, ein Eintauchen der Badenden in das große leuchtende Auge enthält, das sich aus dem quintessentiellen Leben öffnet. Man versteht deswegen auch die enorme Pracht der Thermen, weil es sich um dieses vitale Symbol handelt. Man versteht aber auch, daß sich in die Thermen Roms gleichsam alles römische Leben hineingedrängt hat. In den Thermen Roms befanden sich alle Anstalten, die für das römische Leben bezeichnend sind. Man speiste, man tafelte in den Thermen, große Bibliotheken schmückten die Caracallathermen, Bibliotheken von Büchern aus Holz, damit sie nicht durch die Wasserdämpfe angegriffen würden; ein Blumenmarkt, ein Rosenmarkt fand sich im Innern. Erinnern Sie sich an das Symbol der Rosen, das Symbol des Blühens. Es befanden sich in den Thermen Freudenhäuser, es fanden sich in den Thermen sogar Notare, die unter Umständen Testamente ändern oder Testamente machen konnten. Und diese ungeheure Marmorpracht der Hallen und Gemächer der Thermen war durchflutet von Weihrauch, war angefüllt von

Musik, und in den Caracallathermen drehten sich selbst die Türflügel aus Bronze in einer Weise, daß sich rhythmische Klänge aus den Angeln der Türflügel entfalteten und dadurch die Metallklänge des Ewigen durch die Räume der Thermen erschallen ließen. Eine sehr wahrscheinlich aus den Caracallathermen hergenommene Türe, welche wunderbare Akkorde von sich gibt, können Sie heute noch sehen im Baptisterium des Lateran. Soviel über das Geheimnis der Thermen.

AMPHITHEATER UND ZIRKUS

Das Amphitheater. — Ich will Ihnen nunmehr das Mysterium des *Amphitheaters* und das Mysterium des Circus Romanus, soweit ich es vermag, vor Augen führen. Wer die Stadtpläne von Rom sich vergegenwärtigt, dem werden zwei eigentümliche Bauarten auffallen, das eine ein Oval, das andre ein ungeheures, lang ausgestrecktes Glied. Das eine ist das Amphitheater, das andre ist der Circus Maximus und die übrigen Zirkusse Roms. Ich erkenne in diesen beiden Anlagen das empfangende weibliche Organ im Amphitheater und das zeugende männliche im Bau des Zirkus. Beide Teile finden Sie rechts und links angebracht auf etruskischen Gräbern, beide Teile, oft in eigentümlicher Form, finden Sie auch sonst auf etruskischen Darstellungen, die beiden gewaltigen geschlechtlichen Organe Roms präjudizierend. (Also haben Sie hier schon in diesen beiden Bauten des Amphitheaters und des Zirkus die Doppelgeschlechtlichkeit der großen Weltamazone Roma.) Was aber nun ist das eigentliche Mysterium, das sich in diesen beiden mystischen, auf das Innere sich beziehenden Bauten abspielt?

Am schwierigsten ist die Fassung des Mysteriums im Amphitheater. Noch an das vorige anknüpfend möchte ich erwähnen: Das Amphitheater ist selbstverständlich nicht aus zwei griechischen einander zugedrehten Theatern entstanden, eine Meinung, die man manchmal hört, da dies kein Oval, sondern einen Ring geben würde; es kann nur in der Bedeutung aufzufassen sein, die ich Ihnen eben entwickelte. Schwierig aber ist das dort sich vollziehende Mysterium.

Ich will von den Tierhetzen, von den sonstigen Aufführungen, bei denen aber merkwürdigerweise immer Blut fließt, nicht sprechen und auf den Kern dessen gelangen, was sich eigentlich im Amphitheater vollzieht, auf die Gladiatorenkämpfe. Die Gladiatorenkämpfe wurden zu Zeiten der römischen Republik allerdings auf den Straßen vorgeführt, sie sind nicht unbedingt gebunden an das Amphitheater. Und dennoch kann man sagen, daß die römische Kaiserzeit die Gladiatorenkämpfe gewissermaßen im Amphitheater abgefangen hat. Sie sind mindestens für das Amphitheater ganz besonders typisch. — Zwei Anschauungen, eine von Nietzsche und eine Anschauung, die früher ich selbst hatte, möchte ich zuerst kurz erwähnen.

Nietzsche spricht davon, die große Menschlichkeit der damaligen Periode sei im Gegensatz zu unsrer Unmenschlichkeit, zu unsern gegen die Lebenstriebe gerichteten Tendenzen daher gekommen, daß die Römer die in den Menschen an sich wohnende Grausamkeit abgelenkt hätten ins Amphitheater, daß sie sich durch die dortigen Gladiatorenkämpfe gleichsam gereinigt hätten, sodaß diese im Menschenleben so verheerend wirkenden Triebe unschädlich gemacht und an unschädlichen Stellen befriedigt worden seien. — *Meine* ursprüngliche Anschauung war die, daß die Gladiatorenkämpfe in sofern matriarchal, in sofern ausgleichsartig empfunden würden und zu deuten seien, als sie ein sich gegen sich selbst wendendes und sich selbst vertilgendes aktives Prinzip darstellen, indem Männer sich gegenseitig töten, sich gegenseitig vernichten, wodurch die Schädlichkeit des schroffen Maskulinismus herabgesetzt sei. — Weder die eine noch die andre Anschauung aber ist in der Tat die richtige. Nietzsches Anschauung ist doch eigentlich nur ein geistvoller Gedanke, und was die von mir entwickelte Anschauung betrifft, so möchte ich beinahe sagen, daß das Umgekehrte das Wahrscheinlichere ist.

Ich will natürlich die exoterische Auslegung der Entstehung der Gladiatorenkämpfe übergehen, die Auslegung, sie seien bei Leichenbegängnissen dadurch entstanden, daß man sie anstelle des sonst üblichen Menschenopfers (indem man nämlich bei Feldherren und vornehmen Leuten Kriegsgefangene sich gegenseitig töten ließ) setzte. Wenn das natürlich auch der Fall war, was ich nicht bezweifle, so gibt das doch keinen Aufschluß über das Innere, das sich hier vollzieht. Wichtig ist aber immerhin, daß die Gladiatorenkämpfe aus den Leichenbegängnissen hervorgegangen sind.

Was geschieht nun eigentlich beim Gladiatorenkampf? Auch hier handelt es sich um Konfraternitätserscheinungen; auch die Gladiatoren sind Bruderpaare gleich den Dioskuren, davon müssen wir unter allen Umständen ausgehen. Allein anstelle der Liebesumarmung, welche Helle, welche Venus im Berg, welche die Quintessenz, welche das Totenreich heraufruft, sehen wir hier Brudermord, jedenfalls mit lustmörderischen Erscheinungen. Wir haben also Brudermord, und damit tritt das Symbol des Gladiatorenkampfes auf den Boden der Evolution. Mit dem Symbol des Gladiatorenkampfes, des fließenden Bruderblutes, vergossen von der Hand des Bruders, steht aller Wahrscheinlichkeit nach im Zusammenhang der Wechselmord der Drachensage. Sowie die Drachenzähne gesät sind, wachsen gewaffnete Männer herauf, die sich gegenseitig im Wechselmord töten, die aber sämtlich Söhne der Gaia sind, gezeugt durch die Zähne des Drachen, die also sämtlich Brüder sind. Dieser Brudermord der Drachensaat zu Theben entsteht dadurch, daß ein Stein unter die aus dem Boden gewachsenen Riesen geworfen wird, um den sie ringen, weil jeder von ihnen ihn haben will. Was ist dieser Stein? Dieser Stein ist nichts andres als der Lithos empsychos, der Seelenstein; denn die Quintessenz des alten Lebens tritt auch unter

dem Symbol des Steines auf, der Lithos empsychos, d. i. Seelenstein, genannt wird. Das Äußere des Steines ist hier gleichsam die umgebende schwarze Hülle; der Lithos empsychos wird selbst aber innen feurig, innen glühend, wird als von sich begattenden Elektronen erfüllt, also als Quintessenz empfunden. Dies ist die Ursache des Steinkultes der Urvölker. Wenn der Lithos empsychos, hineingeworfen unter die Brüder, dieses gewaltige Ringen hervorruft, das zum Brudermord führt, wenn jeder der Brüder teilhaftig werden will der Quintessenz, so ist hier der Kampf um die Quintessenz auch in der Cavea*) des Amphitheaters das Wesentliche.

Haben wir irgendwie einen Anhaltspunkt bei den Gladiatorenkämpfen, daß es sich so verhält? Ja, der ist allerdings vorhanden. Sie wissen alle, daß der Fisch Seelensymbol ist noch bis hinein in die Tage des Christentums. Es sind Gladiatoren, die den Fisch auf ihren Helmen tragen (myrmillo); die Retiarier aber, die mit Netz und Gabel ausgerüsteten Gladiatoren, die jenen nachjagen und dabei einen eigentümlichen Spruch sprechen, der Ihnen sofort Aufklärung geben wird, worum es sich handelt, rufen den Fliehenden nach: „Ich will nicht dich, ich will den Fisch; was fliehst du vor mir, Gallier?" Also es handelt sich um die Seele, es handelt sich um den Seelenraub, um den Lithos empsychos in der Seele des einen. Was also geschieht in der Cavea des Amphitheaters, ist Seelenraub. Wodurch aber raubt man die Seele? Der Sitz der Seele, der Sitz des feurigen Fluidums, ist das menschliche Blut, und indem man es verströmen läßt, indem man die Herzkammer des Gegners öffnet, öffnet man auch die feurige Leuchte im Blute und wird dieser Mordblutleuchte teilhaftig.

Soviel über das Mysterium der Cavea des Amphitheaters. Sie sehen daraus, daß es sich hier um Prinzipien handelt, welche dem Konfraternitätsprinzip, wie wir es bisher hatten, der Lie-

besumarmung der Zwillinge, direkt entgegengesetzt sind. In die Cavea des Amphitheaters verlegt, in die Vulva der großen Amazone Roma, kann es nichts andres bedeuten als die evolutive Tatsache, daß dadurch der zu befruchtende Teil der Roma verschlossen wird. Mordblut schließt das offene Leben. Dieses finstere Symbol, diesen schwarzen Fleck hat auch die römische Kaiserzeit nicht zu überwinden vermocht. Sie hat nicht nur die Cavea des Amphitheaters mit Mordblut gefüllt, sie hat auch die Straßen des Imperium Romanum mit Gladiatorenblut bespritzt, sie hat selbst den Zirkus damit bespritzt und selbst die Caena Romana; denn wir hören von Gladiatorenkämpfen mitten unter den Tafelnden, sodaß in die Weinbecher der beim Mahle befindlichen Römer und Römerinnen die Blutstropfen der Gladiatoren gespritzt sind.

Der Circus Romanus. — Ganz anders verhält es sich mit dem Mysterium des Circus Romanus. Ehe ich aber auf dasselbe näher eingehe, möchte ich Ihnen rasch ein Bild des römischen Zirkus entwerfen. Sie haben das langgestreckte Glied, an das sich hinten die Carceres, die Kammern, anschließen, aus denen die Gespanne herausfliegen. Sie haben in der Mitte desselben die Spina, einen langen Acker, einen langen Damm von Erde zwischen zwei Mauern, an dessen vorderer Spitze, um welche die Gespanne umwenden, sich die eigentlichen Phalli des Zirkus (metae) befinden. Diese phallischen Gebilde an der Vorderseite der Spina treffen Sie ganz genau so als Grabdenkmäler der alten Etrusker, und es ist das Ihnen wohlbekannte sog. Grabmal der Horatier und Curiatier auch nichts andres als das Symbol der Metae im Circus Romanus, welches ebenso gut ein Grabmal ist wie das Grabmal bei Albano. Diese Spina nun ist besetzt mit unzähligen Denkmälern und ist der eigentliche Ort des Prunkes und der Pracht im Circus Romanus. Auf ihr

stehen die Eier auf einem Säulengestelle, welche herabgenommen werden, sobald ein Umlauf statthat, auf ihm stehen die Delphine, auf ihm steht auch der kleine Tempel der Magna Mater, welche die Spiele beherrscht.

Was hat es nun mit dieser Spina für eine Bewandtnis? Finden wir am Ende die Spina als dasselbe Symbol wie das Salzfaß bei der Caena und das warme Wasser in den Thermen? Findet sich ein Anhaltspunkt, daß wir in der Spina selbst nicht etwa einen Acker oder einen Damm erblicken dürfen, sondern eine Art von leuchtendem Samenkanal, der das quintessentielle Leben und somit auch das Leben der Toten darstellt, woran wir das Grabmal hier in den Metae erkennen? Dies ist allerdings der Fall; denn die Spina im Circus Romanus wird bezeichnet als Euripus*). Das ist bekanntlich eine Meerenge. Sie wird also bezeichnet als etwas Flüssiges, als etwas, was nicht ein Damm oder ein Acker ist, sondern etwas, was eine Art von Fluß darstellt. Ja, noch mehr, die im Tempel der Magna Mater auf der Spina befindliche Göttin wird Praeses Euripi, also Herrscherin dieses Euripus, genannt. Sie haben also hier die matriarchalische Vorstellung der Gottheit, der Mutter, welche das innere All, welche den inneren Samenfluß, welche die im Innern sich begattenden Fluiden beherrscht. Es ist die Spina nichts andres als das Salzfaß der Caena Romana, nichts andres als das Warmwasserbassin in den römischen Thermen. Deshalb auch die ungeheure Pracht, die auf die Spina verwendet wird. Sie erinnern sich auch der römischen Obeliske, welche die römischen Kaiser aufsetzen ließen. Deshalb ist auch der Circus Romanus der Ort der alten Freiheit. Und siehe da, wenn wir die übrigen Symbole des Circus Romanus, der gleichsam ein Pantheon dieser Symbolwelt darstellt, betrachten, so werden wir überall Symbole von Gottheiten, überall Tempel finden, die vergoldet sind, die auf das quintessentielle

Leben Bezug haben. Kein römischer Zirkus ohne einen Tempel des Kastor und Polydeukes. Noch Konstantin mußte im Hippodrom zu Konstantinopel diese beiden Tempel errichten, weil ohne den Schutz der beiden Gottheiten die Rennen unmöglich stattfinden konnten. Sie finden aber ebenfalls dort einen Tempel des Jupiter Liberator, den wir vorhin erwähnt haben, als ich von der Sklavenbefreiung durch Seneca vor seinem Tode sprach. Sie finden dort einen Tempel der Sonne und einen Tempel des Mondes. Damit ist sehr wohl angegeben der Ort, wo sich das quintessentielle Leben im Circus Romanus befindet. Allein ich habe noch nicht gesprochen von der Art und Weise, wie dieses Mysterium nun den Zuschauern mitgeteilt wird, wie die Zuschauer selbst in das Mysterium dieser quintessentiellen Spina eintreten und dadurch die Leuchte und dadurch den Seligkeitszustand des alten freien Urlebens empfanden.

Ich frage, was ist es, das diese Tausende und Hunderttausende, die auf den Sitzreihen sich drängen, in eine taumelnde Raserei versetzte, die uns die antiken Schriftsteller berichten, in Spannung, in Angst, in Jubel, in Ausgelassenheit, in ein wogendes Meer von winkenden Händen und Gewändern, in Frohlocken, in triumphierendes Drohen, sodaß vom Tosen das verlassene Rom wiederhallt und noch das Ohr des einsamen Wanderers auf der Landstraße getroffen wird, wie Seneca sagt? Was ist es, das die entfesselte Welt aller Gefühle, die hier tätig sind, in ein einziges unsagbar süßes kreisendes Weh zusammengerinnen läßt, in welchem die im Zirkus Sitzenden selbst teilhaftig werden prophetischer Schwingungen und Weissagungen, die sich teilweise auf den Untergang Roms, teilweise auf die kommenden Kaiser oder auf den Tod der gegenwärtigen beziehen? Was ist es, das die Römer hellseherisch macht, das sie einblicken läßt in die in der Spina vorhandene Quintessenz, welche alles Leben ist und in der also auch die Weissagungen und Prophezeiungen begründet sind, da die Quintessenz auch alle Ansätze des künftigen Lebens enthält?

Daß diese immense Begeisterung zusammenhängt mit dem Mysterium des Zirkus und keineswegs mit der Frage, ob die blaue oder grüne Partei siegt, wird selbstverständlich klar sein. Was aber nun vermittelt das Geheimnis der Spina den Zuschauern oder in welcher Weise, durch welche Praktik, wenn ich so sagen darf, wird der Zuschauer hineingezogen in das in der Spina vorhandene Mysterium? Er wird hineingezogen durch den Lauf der Gespanne (Blutumlauf!). Auf der Spina selbst befinden sich Eier und befinden sich die Delphine. Der Delphin ist als das Befruchtende im Euripus, das Ei als das zu Befruchtende oder Befruchtete gedacht, folglich als die beiden Pole in der Quintessenz darstellend. Bachofen spricht davon, daß die Vorstellung einer Eigeburt dem jeweiligen Rennen vorausgeht, daß das Gespann, welches aus den Carceres fliegend die Spina umeilt, nichts andres ist als die aus dem Ei, aus der Zelle hervortretenden Dioskuren Kastor und Polydeukes, daß Kastor und Polydeukes versinnbildlicht werden durch die beiden auf dem Wagen stehenden Renner, durch den Auriga und durch den andern, welche — als Zwillingspaar auf dem Wagen — die aus den Carceres hervorfliegenden zellaren Brüder und somit die Zelle, das Ei, die Quintessenz selbst darstellen. Diese sind es nun, welche auf den Gespannen die Spina umrasen und die als lebendiges Symbol im Zirkus dasselbe sind, was die Larendyas als lebendiges Symbol bei der Caena Romana ist. Sie sind Vermittler der lebendigen Quintessenz, Spender des lebendigen Innern, der lebendigen Seelenwelt an die Tausende von Zuschauern, die ringsherum sitzen. Indem sie die Spina auf ihren Gespannen umeilen, reizen sie gleichsam durch die lebendige Symbolik ihrer Dyas

das innere Leben zum Ausbruch, wie die Dyas der Laren, der crispuli und comati, zum inneren Ausbruch der Quintessenz reizte, so zwar, daß sie sich als feurige Leuchte und als lichtvolles Gespinst über die beim Gastmahl Lagernden herabläßt. So bricht auch in der Brust eines jeden Zirkusbesuchers, sei er Mann oder Weib, die latente Zelle aus, und durch die Wechselschwingungen ihrer inneren Erotik nehmen sie Anteil am Mysterium der Quintessenz der Spina, und überall öffnet sich nun die Einheit des zellaren Seins in einem jeden. Und die Tausende und Abertausende von Zellen, die sich ringsum öffnen, senden wieder in die Gesamtheit der vorhandenen Zirkusbesucher ihre Kraft aus, und hieraus geht nun hervor diese ungeheure Kraft des quintessentiellen Lebens, diese ungeheure Lebensakkumulation in all den Tausenden und Abertausenden von Zuschauern; welche furchtbare Gewalt es bewirkt, daß von dem Tosen das gewaltige Rom hallt und noch das Ohr des fernen Wanderers, und die von so ungeheurer Macht war, daß, als Antiocheia durch die Barbaren erobert worden, die Antiocheier, die im Zirkus saßen, nicht von den Spielen aufstanden, bis die mordenden Barbaren in den Zirkus eindrangen*). — Ich schloß die Betrachtung früher mit den Worten: Und so teilt sich die durch die Dioskuren befruchtete Monas in der Brust eines jeden, sei er Mann oder Weib, und unter den Wechselschwingungen ihres Eros leben sie das Wechselspiel des Lebens, wie es ausstreut, umbiegt und wieder zurückschlürft, um wieder auszustreuen, umzubiegen und wieder schlürft, und deshalb wird bei jedem Umlauf ein Ei heruntergenommen, weil eine Eigeburt, eine Dioskurengeburt vollendet ist und dadurch eine Erfüllung des Mysteriums stattgehabt hat. Soviel vom Circus Romanus.

Es ist vielleicht grade hier die Stelle, einmal rasch zu erwähnen: Wo befreit man Sklaven? Man befreit Sklaven im

Warmwasserbad, eine Sklavenbefreiung in balneo, wie sie das römische Gesetz nennt, im Zirkus, im Transitus und im Theater. Alle diese Orte müssen demnach Orte der alten Freiheit sein. Das Warmwasserbad haben wir als solchen Ort erkannt, den Zirkus gleichfalls. Wie aber verhält es sich mit dem Transitus und wie mit dem Theater? — Ich kann mich bei diesen Dingen heute nur kurz fassen, weil das übrige Material noch sehr umfangreich ist.

Der Transitus*) ist der Durchgang von einer Straße zur andern Straße und ist demnach das Symbol des offenen Lebens, indem er das Diesseits mit dem Jenseits verbindet. Er ist dadurch auch der Ort, auf dem die alte Freiheit entsteht. Was aber ist das Theater, und was ist das Ursprüngliche aller Bühnendarstellungen? Das Theater ist nichts andres, als, ich möchte sagen, der Guckkasten ins Jenseits; denn was auf der beleuchteten Bühne gespielt wird, ist nichts andres als das Leben der Toten, der Vorfahren, der Vergangenen, das in die Quintessenz, in die Ursprünglichkeit zurückversetzt ist; wodurch dem Diesseits, dem Zuschauerraum nun in magischer Weise wie mittelst einer Laterna magica das Leben der Toten sich eröffnet*).

Vom chinesischen Theater erfuhr ich von einem meiner Freunde, daß sich auch dort ein Transitus befände, eine Brücke, die vom Zuschauerraum hinüberführt auf die Bühne, und daß dieser Weg der Blumenweg genannt würde, d. i. der Floreszentenweg, der Weg des Blühens, der Weg der Quintessenz. Damit hängt es auch zusammen, daß in chinesischen Theatern nur Knaben bedienen dürfen, wenn man dort speist, und daß in den ursprünglichen Theatern die Mädchenrollen von Knaben gespielt wurden. Wenn Sie an die Caena Romana denken, wenn Sie daran denken, daß dort die Knaben selbst die verklärten Ahnen sind, wird Ihnen die esoterische Seite klar

werden. Man hätte auch Frauen dazu verwenden können, da es immer Hetären gab, und man hätte nicht die Frauen der Gesellschaft verwenden müssen. Auch in theatro konnte man Sklaven freimachen, auch in theatro ist der Ort, in dem quintessentielles Leben dem Zuschauer gegeben wird.

DIE SONNENKINDER

Sonnenkind und Korybantiasis. — Ich gehe über zu dem wichtigsten und schwersten Kapitel, nämlich zu dem Kapitel, welches handelt von den Sonnenkindern. Wir haben vorhin gehört, daß der Seelenstein quintessentielles Symbol ist. Die umhüllende Finsternis des Steines trägt in ihrem Schoß den sich begattenden Elektronenherd des Leuchtenden. Finstere Umhüllung ist gleichbedeutend mit Mutter des leuchtenden Elektronenherdes; wenn er herausgeboren wird, ist das gleichbedeutend mit Kind; der Mutterkindkult steht im Zenit aller Urreligionen. Allein es fehlt der Vater. Die sich selbst befruchtende Mutter ist es, welche das ihrem Wesen entsprechende hermaphrodisische Kind hervorbringt, die Leuchte. Osiris ist Isis, ist nicht trennbar von Isis; sondern die sich selbst als Osiris befruchtende und als Isis fruchtempfangende Isis steht in der Zentrale der alten ägyptischen Religion. Sie wird dargestellt auf Bildwerken, männlich und weiblich zugleich, sich — ithyphallisch erregt — gleich einem Wirbelsturm um sich selbst drehend mit ausgebreiteten Armen und ausgestreckten Händen, dadurch sich befruchtend und gebärend. Sie gebiert den Horus*), der auch nirgends den später von der Isis getrennten und sich getrennt als Gatte mit ihr einenden Osiris als Vater bezeichnet. (Äußerster Gegensatz: Athene, mutterlos aus dem Haupte des Zeus entspringend!) Dieses Wesen Isis-Osiris treffen wir wieder in dem Einwesen Aphroditos*) und Aphrodite. Wir treffen es wieder in dem germanischen Gott Tumbo*), der zugleich Hel ist und auf seinem Arm das geheimnisvolle Kind trägt, das er gezeugt und geboren hat. Nicht, wie manche Gelehrte der Gegenwart glauben, daß die-

ses hermaphroditische Urwesen erst einem späten spekulativen Denken entstammt! Es ist umgekehrt: Die Spätzeit hat in der letzten großartigen Ausgeburt, von der die alexandrinische und römische Kaiserzeit die Zentralen sind, ihre Ursprünglichkeit auf religiösem Gebiet wieder heraufgetragen.

Wie die Mutter hermaphroditisch ist, ist es selbstverständlich auch die Frucht. Adonis ist es, der aus Venus kommt, Attis, der aus Magna Mater kommt. Die Mutter ist dabei weiblich aktiv, das Kind ist konsequenterweise als Antithese männlich passiv. Puer pathicus, darin liegt das Geheimnis des Pathizismus der alten Zeit. Es ist der leuchtende, lichtspendende Pathiker, der hier geboren wird. Dies ist das Sonnenkind der Urzeit, Sonnenkind, weil es zugleich das absolute Leben, das quintessentielle Leben darstellt. Es ist die Leuchte der Welt. Der Marienkult ist der schönste und reinste Mutterkindkult, den uns die römische Kirche aufbewahrt hat, der in sie aus der Urzeit eingesprenkelt ist, nicht weil er zu ihr und zum ursprünglichen Christentum paßte, sondern weil die katholische Kirche dieses Urempfinden der Menschheit nicht übergehen konnte und es am besten dadurch unschädlich zu machen glaubte, daß sie es in ihren eigenen Schoß aufnahm. Es ist das Mysterium der Christnacht, das Mysterium der Weihnachtsnacht. Ich erblicke in dem reinen Gebilde des Kindes als Verkörperung der absoluten Quintessenz selbstverständlich nicht nur einen gedachten Vorgang, sondern einen tatsächlichen Vorgang.

Ich nehme an, daß von Zeit zu Zeit vom Leben ein Wesen herausgetrieben wird, welches mehr oder minder die absolute Quintessenz enthält. Als ein deutscher Forscher die Deukalionsage ihrer semitischen Überkleidung beraubte und sie von ihr reinigte, nämlich von jenem adam- und evaartigen Elternpaar, Deukalion und Pyrrha, die durch Hintersichwerfen von Stei-

nen die Menschen gezeugt haben sollen, fand er unter dieser semitischen Kruste ein gänzlich andres Wandbild verborgen, er fand darunter einen Knaben, den Deukalionknaben*), der von Zeit zu Zeit aus der großen Flut der Völker emporsteigt, wenn eine Wende des Lebens eintreten soll, sich mit der übrigen Menschheit mystisch vermählt und dadurch eine Weltwende heraufruft, einen neuen Sonnenaufgang des Lebens. Das Leben wird durch einen Stoß aus dem Innersten ab und zu neu gespeist. Die Menschheit muß solchem Erlebnis entgegenwachsen, um für die Neubefruchtung befähigt zu sein; es muß die Erlebnisfähigkeit eines jeden auf das große Erlebnis vorbereitet sein.

Dieses Kind enthält die Substanz der beiden kompositen Pole, die wir in den Floreszenteninnungen getroffen haben und welche wir dort als lichtspendend gedacht haben. Es ist der quintessentielle Leuchtstoff der Jugend, eingeschlossen in einem einzigen Gefäß, Kastor und Polydeukes in eins, im All. Die Floreszenten selbst in ihren Jugendmysterien, in ihrer Jugendliebe, sind nichts andres als das Gehäuse, als der Tempel dieses sakramentalen Kindes, und was sie in sich erneuern, in den einzelnen Völkerkörpern weiterführen, das alles stammt aus einer solchen ehemals fleischgewordenen Einheit, von der sie mehr und mehr Reflexlicht werden, je mehr sich das Leben von seiner ursprünglichen Quelle, von dem ursprünglichen welterlösenden Sonnenkind entfernt. Sobald ein neues Sonnenkind die Floreszenten erlöst, zu erlösen vermag, ist die Gewalt der Evolution gebrochen, ist das Leben wieder neu geöffnet.

Die Polarisation des Sonnenkindes nach außen zieht aktivere Wesen an, welche das Sonnenkind gleichsam umkreisen, welche, wenn wir so sagen wollen, den innersten Hofstaat des Sonnenkindes bilden. Daraus entwickeln sich die Kureten, die

Korybanten. Diese wirken durch die Zentralzelle Kind, welche passiv ist und das Licht spendet, nun aktiv auf das Kind ein, wodurch es zum Ergusse der innerlichen Zelle kommt. Das ist das Mysterium der Korybantiasis. Sie sehen die Darstellung der Korybantiasis in der Weise, daß ein Kind in der Zentrale sitzt und dieses Kind von Jünglingen umkreist wird, die mit Schwertern an Schilde schlagen. Auf die esoterische Bedeutung des Schwertes und Schildes, die eine ganz andre ist, als wenn wir sie als Waffen fassen, werde ich später zurückkommen.

Gehen wir vom Symbol der Mutter aus, so dürfen wir sagen: Die Korybanten wollen der gebärenden Mutter helfen. Noch heute soll im Kaukasus die Sitte herrschen, daß das Haus einer Gebärenden von Jünglingen umritten wird. Am besten aber können wir uns das Wesen der Korybantiasis vergegenwärtigen an den Berchta-Tänzen der Tiroler: In der Mitte der Tanzringe haben wir uns natürlich das Bild der sitzenden Göttin Berchta (= die Leuchtende) zu denken, der Mutter des Sonnenkindes. Um dieses Bild nun kreisen drei Ringe von Korybanten. Der innerste Ring (Schuhplattler) besteht aus jungen Burschen, die am Kopf einen roten Reif tragen, von dem bis zu den Waden herunter rote Bänder fallen, sodaß der Körper ganz dadurch verdeckt wird und zylindrische (phalloide) Form annimmt. Der zweite Ring besteht aus Burschen (Schönperchten), die auf dem Kopfe Behälter in Rautenform (Symbol der Vulva!) tragen, welche ganz und gar mit goldenem Schmuckwerk angefüllt sind. Diese Burschen sind umhängt mit Flitter und allerlei Zierrat, sodaß sie einen sehr prunkvollen Anblick gewähren. Den äußeren Ring bilden die Gesellinnen, das sind als Mädchen verkleidete Burschen. Um diese drängt sich dann das Volk. (Die beiden äußeren Ringe, Schönperchten und Gesellinnen, treffen sich am Schluß als Tänzer.)

Bedenken Sie nun, daß diese Ringe nicht nur in wildem Tanz um den Mittelpunkt sich drehen, sondern Himmelskörpern ähnlich auch zugleich um sich selbst, so kann ich ohne Übertreibung von einem kosmischen Wirbel von Korybanten sprechen, die durch ihren Lärm dem Leuchtkörper der Mitte immer neu die Lichtsubstanz entreißen, die von da dann auf das ganze Volk überströmt.

Warum das Sonnenkind stets ein Knabe ist. — Man könnte nun die Frage aufwerfen: Ist das Sonnenkind nie ein Mädchen, ist es immer ein Knabe? Diese Frage ist unzweifelhaft so zu beantworten, daß Sonnenkinder immer Knaben sind, genau so wie die Lares immer Knaben und niemals Mädchen sind. Der esoterische Grund liegt darin, daß die weiblich aktive Hälfte ja die Mutter ist, als erste Teilung zwischen weiblich und männlich; die weitere Teilung besteht zwischen der weiblich-männlichen Mutter und dem männlich-passiven Kinde. Das Kind als Knäblein, das Innerste, die Hostie des Kostbarsten, was es gibt und was das Leben besitzt, hat also die Menschheit niemals anders genossen als in Gestalt eines hermaphrodisischen Knaben. Das Mädchen ist der Urzeit überhaupt ganz und gar unbekannt. Dieser Satz wird Sie überraschen, trotzdem ist er richtig, denn die Völker der Urzeit sehen im Mädchen garnichts andres als ein physiologisch weibliches Knäblein. Puer heißt Knabe, das Mädchen heißt puella, eigentlich puerulo, was wörtlich übersetzt garnichts andres bedeutet als weibliches Knäblein*). Dies hängt zusammen mit matriarchalen Kultvorstellungen und mit dem Ereignis des Sonnenkindes, wie ich es eben geschildert habe.

Die Vorgänge im Mädchenkomplex, die dann ähnlich statthaben, sind Nachklänge dessen, was sich im Knabenkomplex vollzogen hat. So sehen wir als Töchter der Großen Mutter,

die zugleich ihre Priesterinnen sind, die weiblich aktiven Amazonen. Darin finden wir zwar nirgends das Mädchen als Sonnenkind, wohl aber andres sehr Wichtiges. Wir finden im Amazonenkomplex den Lithos empsychos als die Zentrale der Verehrung der Amazonen, und wir finden die Amazone stehend unter zwei Königinnen, womit die Polarisierung dargestellt ist, die dem Gesamtkomplex Leben verleiht. (Ich erinnere daran, daß auch beim Bagaudenaufstand in Gallien zwei Könige, Aelianus und Amandus, an der Spitze gestanden sind.)

Die Korybanten, welche das Kind umkreisen, schlagen dabei mit Schwertern an ihre Schilde. Andrerseits haben wir im Mädchenkomplex die amazonischen Waffen, den halbmondförmigen Schild zwischen den beiden gekrümmten Hörnern und die Doppelaxt. Alle diese Dinge sind keine Waffen, sie werden erst Waffen. Es ist das Schwert nichts andres als Symbol des Phallos, der Schild nichts andres als das Symbol des empfangenden Beckens, und die um die Zentralzelle von ihr erotisch attrahierten Korybanten tun nichts andres, als daß sie beständig ideale Zeugungsakte vornehmen, während sie das Kind umkreisen und so die Zentralzelle zu ihrer höchsten Lichtentwicklung und zum höchsten Ausfluß bringen. Es ist aber auch der Amazonenschild ein Kultwerkzeug, und ebenso ist es die Doppelaxt. Die Doppelaxt ist nichts andres als die Darstellung des Transitus, nur in andrer Gestalt. Die eine Hälfte der Axt schaut ins Jenseits, die andre Hälfte ins Diesseits. Den Stiel kann man in diesem Sinne als eine Art von Transitus betrachten. Es ist die Doppelaxt nichts andres als das Symbol des Ewigen, aber auch das Symbol des Doppelgeschlechtlichen, das die Voraussetzung und das Symbol alles Ewigen ist.

Erst der Kampf mit der Evolution hat diese Kultwerkzeuge in Mordwerkzeuge umgewandelt, erst der beginnende Brudermord, von dem ich im Amphitheater gesprochen habe, hat das Symbol des Phallos verwendet, um den Bruder damit zu töten, und der Schild wurde dann die Waffe des Schutzes. Ebenso verhält es sich mit Halbmond und Doppelaxt der Amazonen. Diese tritt als Mordwerkzeug erst zu Zeiten der Evolution auf und wird mit Mordblut von Brüdern besudelt. — Hier möchte ich noch eine Bemerkung einfügen, die später von Wichtigkeit wird. Ich sagte Ihnen, daß Rom sich durch die Gladiatorenkämpfe mit Bruderblut besudelt hat und es sich dadurch unmöglich gemacht hat, sich zu öffnen. Dies dringt auch tief in die Geschichte des Imperium Romanum ein, wo der Brudermord in der Reihe der Brudermorde von Kain und Abel, von Eteokles und Polyneikes, des Remus durch Romulus, des Britannicus durch Nero, des Geta durch Caracalla auftritt. — Ich will diese Betrachtung nicht verlassen, ohne einem Mann Ehren zu erweisen, der der erste war, der diese matriarchalische urzeitliche Welt aufgedeckt hat. Ich gedenke hier Bachofens, dieses großen Basler Forschers und seiner unsterblichen Werke, die ich ganz besonders zum Lesen empfehle*).

Entstehungsbedingungen des Cäsarismus. — Wir gehen über zu den Cäsaren Roms. Allein die Cäsaren erscheinen nur als Zwitter von Sonnenkindern und maskulinen Gewaltherrschern, und diese Mischung heterogener Dinge ist es, welche so eigentümliche Mißverständnisse ihrer Gestalten hervorgerufen und ihnen ein unruhiges, seltsames Gepräge verliehen hat, wodurch sie für uns im Lichte einer Krankheit, ja einer Art Irrsinn dastehen.

Wollen wir dieser Frage, nämlich der Frage: Was ist Cäsar und welche Wesenheit repräsentiert Cäsar? nähertreten, so ist es notwendig, daß wir die biologischen Prozesse im Staats-

körper ins Auge fassen, als deren Endergebnis der Cäsar zu betrachten ist. Im evolutiven Prozeß machen wir die Entdeckung, daß ein aktives Prinzip seinen okkupierenden Willen, der letzten Endes der Wille der Vernichtung ist, gegenüber der seelisch-passiven (quintessentiellen) Potenz betätigt und diese vermöge seines Willens aufsaugt und dem Gesamtleben entzieht. Entwickelt sich jedoch ein solcher Prozeß bis zur wirklichen Gefahr für das Innere des Lebens, so tritt ein eigentümlicher Vorgang ein. Das Lebensinnere zeigt sich in einzelnen Personen der aktiven Potenz, die hierdurch aus der Evolution ausscheiden und als höhere Einheit in die Mitte treten zwischen den quintessentiellen seelischen Komplex einerseits, den maskulin dominierenden Komplex andrerseits, demgemäß einen Ausgleich schaffen und dadurch den seelischen Komplex vor völliger Vernichtung retten oder mindestens den evolutiven Prozeß aufhalten. Durch dieses Ereignis ist dem quintessentiellen Leben wenigstens ein weiter befristetes Dasein im Gegenwärtigen gesichert. Als Beispiel für das eben Geschilderte erscheint die römische Republik und ihr Ende.

Die Evolutivkraft Wille, die Grundlage der Aristokratie, ist gänzlich Herr geworden über das urtümlich passive, demokratische Weib Volk. Ihrer saugenden Habsucht dient in Ketten der plebejische Schuldknecht, und ihr schwarzer Schlund bedroht das Leben des Innern. Da tritt — ein erster Versuch des Ausgleichs — aus der Optimatenfamilie der Sempronier ein Brüderpaar, welches die Macht seines Willens in den Dienst seines für das geknechtete Volk erglühenden Herzens stellt: C. Gracchus und sein Bruder Tiberius Gracchus: adliges Gegengift, vom Leben gezeugt aus dem Körper des Adels; Optimaten an Wille und Tatkraft, aber im Innern angeschlossen an das alte verklärte Sein, an die rätselhafte Sternenschrift im

Nachthimmel der Volksseele. Wir werden uns nicht wundern, wenn wir diejenigen, welche es unternommen haben, den Willen der Evolution zu bekämpfen, als *Muttersöhne* finden nach dem vorhin Ausgeführten, d. h. bei Zurücktreten des Vaters in geistiger Fühlung mit der Mutter oder in ihrem Stammbaum die Abkunft vom mütterlichen Urprinzip betonend, wie das Gaius Julius Cäsar getan hat, der sein Geschlecht auf Aphrodite, Aeneas und Troja zurückleitet.

So steht zwischen den beiden Volksbeglückern Tiberius Gracchus und Gaius Gracchus Cornelia, ihre hohe geistige Mutter, die erste Frau, der ein Denkmal gesetzt wurde in sitzender Gestalt, von dem wir noch die Basis haben, auf welcher sie mater Gracchorum genannt wird, und die erste Dame Europas, deren Briefwechsel veröffentlicht wurde. So steht diese hochbegabte Frau zwischen Tiberius Gracchus und Gaius Gracchus wie Helle zwischen Kastor und Polydeukes, die Ureinheit des alten Lebens repräsentierend. Ein böses Omen für die Zukunft der Muttergeburten, sieht sie ihre beiden Söhne blutüberströmt gleichsam in ihren Mutterleib zurückkehren, der zugleich ja auch das Symbol des Sperma majorum, der Totenleuchte ist. Schon beim Hervortreten des Tiberius Gracchus, namentlich aber des Gaius Gracchus zeigt sich die neue, die Kaiserzeit einleitende Polarisation. Der Wille der bisher Herrschenden tritt zurück, und der Einzelpunkt tritt als Cäsar der Gesamtheit, der Universalität gegenüber mit dem Willen, denjenigen zu befruchten, der den Willen hat, sich von ihm befruchten zu lassen.

Cäsar und Volk, ein solcher Standpunkt im Leben ist ein Standpunkt auf Leben und Tod. Es heißt für solche Wesen: entweder der Sturz vom tarpejischen Felsen oder der Palast des Herrschers. (Aut Tarpeja patet, patet aut clivus Palatini.) Wir haben noch Stücke aus den Reden dieser Sendlinge des

Lebens, welche uns zeigen, wie vor allem an Gaius Gracchus sich dieses furchtbare Dilemma, an dem er nichts zu ändern vermag, weil es ein Naturgesetz in ihm verlangte, dargestellt hat. Diese Worte, die ich jetzt sage, riefen selbst im Auge seines aristokratischen Feindes Tränen hervor: „Quo me miser conferam? quo vertam? in Capitolumne? at fratris sanguine madet. An domum? matremne ut miseram lamentantem videam et abiectam?" „Wohin soll ich Unglücklicher mich wenden, wohin mich flüchten? Aufs Kapitol, das trieft vom Blute meines Bruders? In mein Haus, damit ich die unglückliche Mutter in Jammer und Elend sehe?" Sie sehen hier „Bruder-Mutter". Die Zelle hat die eine Hälfte bereits verloren, die zweite steht noch, dem Untergange geweiht, die Mutter aber trauert zu Hause im Jammer über ihre Söhne, die sich aus ihrer Seele herausgewagt haben und die geeignet gewesen wären, einen neuen Matriarchalismus, eine neue goldene Zeit über Rom heraufzuführen.

Was ist Cäsar? — Nun: der lebendige Punkt gegenüber dem lebendigen All, d. h. der quintessentielle Kern aller Stoffe des Universums, diesem zugewandt, ihm deshalb die Wage haltend. Ins Fleischlich-Menschliche übersetzt und auf den großen Julier beschränkt etwa so: Der Cäsar ist nicht Aristokrat; in seinem Geist eint sich die Quintessenz alles aristokratischen Wesens. Er ist nicht Plebejer, in seiner Brust sternt das Religiöseste des Volkes, eingerechnet dessen Gelüste. Er ist nicht Mann, denn das Gebärende ist in ihm, modern geredet: das reinkarnierende Prinzip; er ist nicht Weib, denn der Stahl seines Willens setzt die Achse, um die sein Universum kreist. *Das ist Cäsar.* Und so tritt Gaius Julius Cäsar, der puer male cinctus, wie Sulla ihn nennt, in quo multi sunt Marii: der lässig gegürtete Bub, in dem viele Marius stecken, ins Zentrum der

Ereignisse vermöge seines Gleichgewichts in ihm und gegenüber der Gesamtheit, und so zwingt er in die schwarze Scheibe der Entnervung den Herrscherwillen des Aristokraten und stellt in die weiße die Blüte des Plebejers, und es steigt die Schale des gemeinen Mannes in dem Maße, in welchem die Schale des Privilegierten sinkt. So steht die politische Wage im Gleichgewicht, deren Ring an des Cäsar Finger hängt. Nichts liegt ihm ferner als die physische Vernichtung des Standes, dem er entstammt. Allein er nimmt weg aus den Ständen die Kraft des herrschenden und ringenden Willens, indem er die Leuchte des alten Lebens, welche er verkörpert, an deren Stelle setzt, den Pater Liber*), den Bacchus-Freiheit, den Gaius Julius nach Rom führt, und so schafft er um den in Stände und Ränge vielfältig gegliederten Gesellschaftskörper zum Transparent und buntfarbigen Lichtschirm seines göttlichen Seins. Die Wirkung eines solchen Schrittes auf die Gesellschaft ist enorm. Denn nach Lösung und Ausspannung aller Willenskräfte, die das bisher trennende Schrankenwerk geschaffen, bietet sie nun mehr oder minder das Bild eines Faschings, in welchem die Insignien und Gewänder der Macht untermischt mit den Trachten und Abzeichen des Handwerks nur der Buntheit des Lebens dienen. Und gemäß den polarisierten Eroten in des Cäsar Brust polarisiert er die Gegensätze der Stände um zu Quellen des Eros. Dies ist aber nur die Wirkung des hier herrschenden Prinzips; denn, wenn die Wiedergeburt alles ist, ist Larvenschaffen die Notwendigkeit.

Aus dem soeben Gesagten erklären sich gleichsam von selbst alle Charakterzüge des kaiserlichen Rom der ersten Jahrhunderte, wie wir sie in den Herrschern und den Beherrschten beobachten können. Wir sehen die Kaiser bestrebt, alle Lebenssymbole in ihrer Person zu akkumulieren, sodaß sie gleichsam jenes rätselvolle Ideal des quintessentiellen Lebens vor-

stellen, welches im späten Mittelalter der Baphomet genannt wird und das nicht nur beide Geschlechter, sondern alles Vitale in sich vereinigt und wegen dessen Anbetung die Tempelherren mit dem Feuertode gebüßt haben. So erscheint Gaius, so Commodus, so Elagabal fast in den Gestalten aller Gottheiten, bald als Jupiter, als Aphrodite, als Herakles, bald als Adonis. Und der eben genannte, von kosmischen Impulsen getriebene vulkanische Knabe von Emesa brachte das Prinzip der Einung aller göttlichen Teilerscheinungen zur letzten Vollendung, indem er seinen Gott, den schwarzen Stein (syrisches Meteor) nach Rom führte, ihn mit der karthagischen Tanit (Dea Caelestis) vermählte, die Attribute aller Götter in dessen Zelle brachte und sich selbst mit dem Gott identifizierte. (Und doch hat Elagabal mit der Einführung des Lithos empsychos nichts hineingebracht, was nicht dort schon gewesen wäre; denn längst schon schlummerte auf dem Forum Romanum der lapis niger, der schwarze Seelenstein, das Grabmal des Romulus, der vor einiger Zeit wieder aufgedeckt worden ist.)

So schillert auch das Äußere der Kaiser bald ins Männliche, bald ins Weibliche. Schon Julius Cäsars Kleidung hatte lang herabhängende weibliche Ärmel, die vorn in Fransen ausliefen. Neros Busentuch ist ebenfalls der weiblichen Kleidung entnommen. Gaius Caligula trug männliche und weibliche Kleidung durcheinander. Bald trat er als Tänzerin, bald als Aphrodite auf, und Elagabal, das Sonnenkind, bevorzugte die weibliche Kleidung, wie er sich überhaupt im Wesen als Weib gefühlt hat.

Dieser Ideenverbindung entspricht auch die Beteiligung der Kaiser an den eben geschilderten Organen Roms, denen ich sakramentalen Charakter beigelegt habe und in denen ich das quintessentielle Leben glaube entdecken zu können. Die Kaiser bauen Thermen, namentlich Tiberius, bauen Transitorien-

Paläste, Nerva baut das Forum Transitorium, also lauter Orte der alten Freiheit, lauter Orte der alten Brüderlichkeit, der alten Gleichheit. Commodus tritt als Gladiator auf, er tritt ein in das Blutmysterium des Amphitheaters. Neros Gastmahl auf dem Stagnum Agrippae bedeutet in seiner tieferen Symbolik die Preisgebung des Sonnenkindes an die gesamte Bevölkerung, und Neros verrufenes Bad im Aquädukte Roms bedeutet nichts andres, als daß durch Neros Berührung das Wasser in ganz Rom hostienartig getrunken werden sollte. Nero und Caracalla lenken als Dioskuren die Gespanne im Zirkus, und Gaius Caligula, was das merkwürdigste ist, rückte einen Teil des Palatiums bis ans Forum, verwandelte dabei den Tempel des Kastor und Pollux in die Eingangshalle des Kaiserpalastes und stellte sich zuweilen (als Helle) in die Mitte zwischen den Brudergottheiten hin, wo er sich von andächtig Nahenden anbeten ließ.

Diese Welt zentraler Cäsaren umgibt als Klientel der ganze von Rom unterworfene Erdkreis, und dem entspricht auch das Gewimmel von Tausenden zum Palatium strömenden, vom Palatium kommenden Menschen, wie Blutströme, die in ein Herz münden, wie Blutströme, die wieder vom Herzen kommen. Zentrum und Ringbildung! Dasselbe System, das keine Vererbung kennt, das alle Versuche zu Dynastiegründungen scheitern läßt, tritt an die Stelle der alten Domus Romana. Und in der Tat hat ein römischer Hausherr, wie ihn Cato schildert, in dieser Allerweltsherberge Roma keinen Platz mehr, in dieser Mutter des Weltalls, die aus ihrem Schoß die Zeiten herausgibt, sie wieder hineinschlürft und aufstapelt, um sie wieder als Seelenleuchte aus ihrem Schoß neu zu spenden. In diesem bunten farbigen Gedränge, das in den Tagen Elagabals seinen schwarzen Zentralstein im Lithos empsychos gefunden hat, da ein Tänzer Präfekt war, wird der Reiche so-

mit Mittelpunkt, und die alte Klientel, bestehend aus römischen Bürgern, die sich einem reichen Hause anschließen, um beim Herrn Rechtsschutz oder Summen für merkantile Zwecke zu erlangen, diese alte ehrenwerte Klientel ist längst aus den Vorsälen der Reichen geschwunden. In diesen aber drängt sich nunmehr die ganze Welt; Dichter, Erbschleicher jeder Art, verarmte Nachkommen der Nobilität, selbst Senatoren stehen neben jungen Burschen im abgerissenen Mantel und Sandalen; alle Denkbarkeiten des damaligen bürgerlichen Lebens kommen in die Vorsäle der Großen, der Reichen und bilden nunmehr die Klientel eines solchen Hauses. Für alle sorgt der Hausherr, der von ihnen Rex, König, genannt wird und der im Ausspenden von ungeheuren Kräften unermüdlich ist, von dem eine Unmenge an Kraft und Fülle ausläuft wie die Blutadern vom Herzen. Dadurch kommt es, daß die Gefahr des Gedankens, Cäsar werden zu wollen, nun eine allgemeine wird, daß in jedem großen römischen Hause der Gedanke schlummert, das Haus Rom selbst werden zu wollen; und das Emporkommen der zahllosen Prätendenten in allen Provinzen des Imperium Romanum ist eine Folgeerscheinung dieser esoterischen, dieser vulkanischen, dieser konsequenten Allbildung, welche jedes Haus eines Römers angenommen hat.

Von der Domus Romana in der Kaiserzeit. — Ich will zum Schlusse dieser Betrachtung, weil sonst keine Gelegenheit mehr ist, noch einen Augenblick bei der Domus Romana verweilen. In dieser, namentlich im Kaiserhaus, aber konsequenterweise in allen Häusern der Reichen, sehen wir folgende unsrem gegenwärtigen Familienleben gänzlich widersprechende Erscheinungen: Wir sehen, daß ein Hausherr umgeben ist von zahllosen Scharen von Menschen, in deren Kreisen seine erotische Polarisation liegt. Wir sehen ihn umgeben von Freigelassenen, von Sklaven, wie wir das alles schon besprochen haben, und wir sehen, daß auf der andern Seite die Domina, die Römerin, ebenfalls ihren Gegenpol hat in einem Kreise, der sie gleichsam wie Planeten und Sterne umschwebt und mit dem sie dem Herrn entgegentritt, wie zwei Welten aufeinanderstoßen, um sich zu begatten und gleichsam eine höhere Welt als die ihre auszugestalten. Die Sonne ist Symbol des Dominus, der Mond der Domina im Hause jedes Reichen wie auch Armen, und kosmische Gebilde sind es, denen wir hiebei begegnen. Die Absicht, die in dem Beschreiten des Ehebettes liegt, ist die, das ewige Rom fortzupflanzen. Je intensiver das römische Haus sich entwickelt, je mehr sich kosmische Kräfte entwickeln, umso wahrscheinlicher ist es, daß ein der Quintessenz nahes Leben sich bildet, daß das Haus als Familie zum Erlöschen kommt, das reale Haus dagegen fortdauert*). Die Familie nimmt eine Form an, in der sie sich erneut, ohne daß die Fortpflanzung in der Familie notwendig wäre; denn aus den Freigelassenen schießt gleichsam die Kraft wieder an. Es bildet sich eine neue, der alten ganz analoge Familie, auch in Namen und Typ, und das Haus, in scheinbarem Untergang, erneut sich wieder aus den Kräften, die sich im Hause selbst finden, erinnernd an die römisch-katholische Kirche, die sich auch nicht fortpflanzt und die sich immer wieder aus dem Laienstande erneuert und doch immer wieder die gleiche, doch immer wieder dieselbe bleibt.

Interessant ist bei dieser Betrachtung die Art und Weise, wie sich die Brautnacht in vornehmen Häusern vollzogen hat. Während der Kaiserzeit hören wir, daß Livia es war, die eigenhändig das Brautbett rüstete, selbst in Tempeln. Es galt der Schlaf in der Brautnacht gleich dem Tempelschlaf, er hatte eine sakramentale Höhe ohnegleichen erreicht. Das Brautbett war unter Baldachinen aufgeschlagen, vier große Kandelaber

umstanden dasselbe, es liegen Knaben da mit vergoldeten Flügeln, die die Eroten darstellen, die immer wieder Weihrauchkörner auflegen und die Lampen mit wohlriechenden Essenzen füllen. Der Gedanke an die Zurüstung dieses Brautbettes bringt den Gedanken an die Zurüstung aufgebahrter Leichen in der damaligen Zeit nahe. Auch die Kandelaber, auch der Weihrauch, auch die brennenden Lampen, auch der Baldachin über den aufgebahrten Leichen! Es ist klar, daß hier etwas Ähnliches sich vollzieht. Hier in der Brautnacht wird das Telesma hervorgerufen aus dem Innern und materialisiert, dort tritt der Tote auf dem Blumenweg, durch den Transitus, in dieses Telesma ein. Die Ankunft im Leben und das Abscheiden aus dem Leben tragen deshalb analoges Gepräge und tragen das analoge Gepränge, wie ich es eben geschildert habe.

Sechster Vortrag

DER CAESARISMUS ZWISCHEN ZWEI WELTEN

Cäsars Erben im Kampfe des Innern. — Wenn ein Knabe des Innern, d. h. ein Mittler zwischen der Quintessenz und den Lebendigen, verklärend wirkt vermöge der Wechselschwingungen innerhalb seines eigenen Wesens und vermöge der Wechselschwingungen zwischen ihm und dem ihn umgebenden Rosenring, so sendet er Kraft in gewaltigen Strömen und zwar radartig nach allen Seiten aus. Die Heiligkeit des Rades ist durch diese Tatsache bedingt. Das ist der normale Fall, die normale Funktion des Lebens. — Nach dieser allgemeinen Definition der Ausgleichsorgane gestatten Sie mir einige Andeutungen über das Wesen der Evolutivkraft. Es kann in diesem Vortrag die Frage keine Beantwortung finden, aus welchem Ursprung das Agens für die Kraftwellen stammt, die das alte Sein resorbieren und Astartes Schleier löschen, indem sie seine Sterne durch schwarze Punkte tilgen. Soviel nur sei gesagt: Es schwebt mir ein Bild vor, als wirke gegen das alte Rosenrad, dasselbe mit Untergang bedrohend, ein andres in den Geschöpfen tätiges Organ. In seinen Trägern scheint mir die Reinkarnationsleuchte, gezeugt von den Wechselschwingungen Eros-Anteros, gelöscht und an ihrer Stelle eine Kraft in Tätigkeit, welche grade umgekehrt entmaterialisiert und die ich unwillkürlich mit dem das Leben vom Körper scheidenden Tod in Beziehung bringe. Auch radartig, aber schwarze Schwingungen versendend, glaube ich diese Kraft zu sehen, Schwäche und Niedergang verbreitend, inde hrue Leben ausscheidet, zurückschlürft und sammelt. Hiedmcs, wähne ich, entsteht der transzendente Ort des entmaterialisierten Lebens. — Soviel über die Kraftquelle der Evo-

lution, durch die das verschlossene Leben bedingt ist, die Zeit, da der Todesengel auf der Schwelle des Paradieses steht —

Die Antwort auf eine andre Frage vermag ich gleichfalls nicht aus ihrer Tiefe zu entwickeln: Was ist die Ursache der Zerstörbarkeit des alten Rosenrades? Man spricht von stofflicher Umschlossenheit der Leuchte, man zeigt sie in ihrer Abhängigkeit von den Elementen, und sicher geht durch die Zerstörung ihrer tätigen Organe ein Reinigungsprozeß vor sich, Ausscheidungen materieller Art zum Zweck der Vorbereitung eines höheren Seins.

Diese Gedankengänge mußte ich der Frage voranschicken, deren Beantwortung dieser Abschnitt gewidmet ist: *Wie verhalten sich Cäsars Erben zum Kampfe des Innern?* — Betrachten wir nämlich die römischen Kaiser unter dem so gewonnenen Aspekt, dann erkennen wir in ihnen Übergangserscheinungen. Der Erneuerungsversuch des alten Rosenrades ist klar, wenigstens für ihre markantesten Typen; allein wir sehen sie zugleich im Bann von Schwingungen ganz andrer Art, die nur aus feindlichem Lager stammen können und welche sie verblenden, sodaß sie an sich selbst sich versündigen, voran Gaius und Nero, und den Untergang dessen bereiten, was sie wiederzubringen hätten, der alten goldenen Zeit. Hier liegen die Schlüssel zu jenem eigentümlichen Verhalten der Kaiser, welches bald Helle zeigt, bald durch gesandtes Verderben Transzendenzen schafft. Hier liegen die Schlüssel zum Charakter des gewaltigen mit Chaldäerwissen genährten Tiberius, der auf einsamem Felseneiland mit Hoffnungen die Lebensfülle seiner Opfer steigert, bevor er sie hinabschlingt, für einen Nero, der bald in passivem Verströmen die rote Geschlechtsleuchte der „Freinacht" öffnet, bald den schwarzen Strahl der Vernichtung gegen die Voraussetzung der „noctes Neronis",

gegen das Realsymbol des mütterlichen Prinzips, gegen die Mutter kehrt und mit Märtyrerblut von Stoikern und Christen unbewußt die Glorie der Auferstehung schwängert. So schreiten diese übermenschlichen Gestalten, die man noch lange nicht vergessen wird, durch die Geschichte, bedeckt mit dem unruhvollen Flimmern täuschender Elektronen und doch umweht von den Mollakkorden der alten Welt, rückwärts blickend in Urfyr-Sodom, wie ihr großer Widerpart, der Nazarener, mit dem sie eine Art von Janus bilden, nach vorwärts schaut in lichtvolle Reinheit; die Röte der Vergangenheit schließend, soviel an ihnen lag, mit den schwarzen Siegeln ihres Willens, wie jener den Weg in die Zukunft bahnt durch sein den Tod überwindendes, den Blutkelch wählendes Willensopfer. So erscheint die Kaiserzeit als eine Scheide im Leben und anstelle des Deukalionknaben, der die Erfüllung ist, klafft der Abgrund zweier auseinanderstrebender Welten*).

Der Feind des Reiches. — Zwei Säulen will ich vor Ihnen aufbauen, die — ein unverlöschliches Bild — Ihnen die Meinung meiner Vorträge verdeutlichen sollen. Hier zur Linken die goldene Säule, gekrönt mit dem Sonnenkinde; zur Rechten die schwarze Säule, gekrönt mit dem Magus. Das Sonnenkind ist die Blüte des offenen, der Magus der Tyrann des geschlossenen Lebens. — Im Leben der Völker muß uns als das eigentliche Palladium offenen Daseins die *Stadt* gelten. Irgendein Weiser hat einmal gesagt, die Menschen könnten nur auf dem Lande beherrscht werden. In dieselbe Richtung weist die Erzählung der Bibel: „Sie wollten die Stadt und in der Stadt den Turm bauen; da verwirrte Gott (d. i. der Magus) ihre Sprachen." Der tiefere Begriff der „Stadt" spricht sich schon in dem Worte ἄστυ*) aus, was etymologisch gleichbedeutend ist mit vestis, d. i. das Kleid, die Hülle (der Bedeutung nach

verwandt mit Kalypso, die Verborgene, Hel, Venus im Berg usw.); im Gegensatz zur griechischen πόλις, die als politische Zentrale und ganz im Sinn der Evolution zu fassen ist. Für die esoterische Bedeutung der Stadt spricht auch die Anlage alter indischer Städte, denen das Swastika zugrunde liegt. Als Urtype der heiligen Stadt mögen wir Troja fassen (Ἴλιος ἱερή), in deren Mitte Helle (Helena) geborgen liegt. (Natürlich muß Helena als in Troja einheimisch gefaßt werden; der Raub ist erst spätere griechische Erfindung!) Ursymbol der Städteschändung: der um die Mauern Trojas geschleifte Leichnam Hektors. Dieses Symbol wird in der Mythe bloß noch durch die wirkliche Zerstörung Trojas überboten. Damit ist für alle Folgezeit der Städtebrand eröffnet. — Nach Troja muß Alexandria, nach diesem Rom uns als die „ewige Stadt" gelten.

Bevor ich mich auf Betrachtungen über den Feind des Imperium Romanum einlasse, ein Wort, meine verehrten Zuhörer: Selbstverständlich fasse ich das Leben als eine Einheit, die sich aus den ihr immanenten Gesetzen entwickelt, und demgemäß die Evolution als einen im Wesen des Lebens begründeten Vorgang. Ich erhalte den Eindruck, als sondere sich eine aktive Zentralkraft — im Menschen natürlich — aus dem übrigen und bewirke durch eine an das Gesetz des Hebels erinnernde Tätigkeit jene gewaltigen Metastasen, welche der Inhalt der Geschichte sind und das Leben einem neuen Ausgleich zuführen. Diese Zentralkraft wäre als Herr des schwarzen Rades zu denken und die Funktionen ihrer Exekutivorgane eine fortgesetzte Kette von Gewaltakten am Gegebenen, also ein Weg der Frevel. Nun lehrt ferner die Betrachtung des Lebensprozesses, daß Frevel stets von Sühne gefolgt ist und daß die zur Vernichtungsarbeit benützten Organe dem in ihnen wirkenden negativen Prinzip nach vollendeter Tat selbst anheimfallen.

Wenden wir uns mit diesen Gedanken nunmehr dem Verhängnis zu, das über das Imperium Romanum hereinbrach. Vielmaschig und raffiniert genug ist das Netz geknüpft. Als das Patriarchenregiment der Republik sein Ende zu ahnen begann, verhärtete es sich zu Freveln von ganz besonderer Art, die werdende Anthusa dem Gesetz der Sühne zu überantworten. So stieß es aus „den Augapfel von Hellas", das aphrodisische Korinth, so vernichtete es Karthago, die Stätte der „Virgo Coelestis", wehrlos beide zu den Füßen des Siegers statt der Brautnacht den tötenden Stoß empfangend*); Lustmord am Weiblichen mit dem Vorgeschmack vom Lustmord an der erblühenden, als Schlachtopfer der Sühne gedachten Roma. Cäsarische Funken waren es in der Brust des Cornelius Scipio, die ihn hellseherisch machten, als er schaudernd vor der ihm aufgezwungenen Henkerrolle im flammenden Karthago Roms Ende sah und jene Trojas Untergang weissagenden Verse Homers auch über Trojas Tochterstadt verkündigte. Vergeblich suchte das innere Wissen des Gaius Gracchus, des Muttersohnes, das Verbrechen an der punischen Metropole zu sühnen durch den Gedanken der Errichtung einer der mütterlichen Juno geweihten Kolonie auf den Trümmern, und der bangende Cäsar, Aphroditens Sprößling, schuf Neukarthago, die „Venus-Kolonie", und führte über den geschändeten Boden Korinths die Säulengänge seiner Laus Julia Corinthus. Sehen wir zu, ob der Prophetenblick des Scipio Africanus recht behält oder ob die rote Weltrose das schwarze Gefäß, das ihr schon als Knospe ward, mit ihren Wurzeln zerberstet.

Mommsen sagt: „Der Zaubertrank der Spekulation, immer gefährlich, ist verdünnt und abgestanden sicheres Gift. So schal und verwässert reichten ihn die Griechen den Römern." Auch Mommsen, dem der Gedanke an alten Ausgleich und

Erneuerung durch Rom fernliegt, hat doch die Quelle erkannt, aus der die Seele dieses Weltreiches unheilbares Siechtum schlürfte. Ich wende mich mit wenigen Worten zur Lehre der Stoa, denn ihre Vertreter sind ganz wesentlich am Scheitern der aurea aetas beteiligt, zu jenem süßen, verführerischen Honig aus den Lippen des schiffbrüchigen kyprischen Kaufmanns, gebreitet über die Mordblutkruste der vierzehnhundert Gerichteten in jener fluchbeladenen atheniensischen Halle ...*). Worin erkennt der Ausgleich das Göttliche? Im offenen Fluß zwischen Leben und Tod. Und wodurch offenbart er sich in uns? Durch den Zusammenklang aller Affekte als die Süße unsagbaren Wehs. Was lehrt die Stoa? Die Zerstörung der Affekte als Wahnvorstellungen, indem sie dieselben zerlegt; also die Wegnahme der Bedingungen, unter denen sich Helle zeigt; denn die Synthese der Affekte ist das Öl für die Flamme des Innern. Dies wenigstens gilt für den erlebten Ausgleich. — Und was ist anstelle des verklärten Seins der Gott der Stoa? Den Schlüssel zur Lösung der Frage glaube ich der Auffassung dieser Philosophenschule entnehmen zu können, welche Gott als die ordnende Vernunft bezeichnet. Stoikerbegriffe wie „alles bewegende Ursache", „Verstand des Alls", „Ordner des Weltalls" bleiben dabei, als der anthropozentrischen Grundlage dieser Vorträge fremd, ohne Berücksichtigung. Wer ordnet? Was wird ausgeschieden und wo koaguliert? Denn das versteht man doch unter dem Wesen des Ordnens. Finden wir nun für ein uns bereits bekanntes Phänomen diese Funktion charakteristisch? Da entsinnen wir uns unsrer Einsicht, daß im Evolutivprozeß ein ausscheidendes Prinzip an der Stelle der reinkarnierenden Leuchte steht. Und in der Tat gewahren wir in der Stoa das beginnende Lichtreich transzendentalisierten Lebens. Beim Stoiker Seneca finden sich Ausmalungen des Glückes der Abgeschiedenen, die kaum mehr zurückstehen hinter den Schilderungen von ins Jenseits schauenden Christen: „Es hat die Seele schwebend unter den Gestirnen eine heilige Schar aufgenommen." „Denke dir, wie groß jener Glanz sein wird, wenn so viele Sterne ihr Licht vereinigen!" „In deinem ganzen Wesen wirst du das ganze Licht erblicken." „Wie wird das göttliche Licht dir erscheinen, wenn du es an seinem eigenen Orte schaust!" Folglich müssen wir die ordnende Vernunft als das Ausführungsorgan des Willens erachten, der ausscheidet und transzendentalisiert. Folglich ist also der Gott der Stoa in Wahrheit der Herr des schwarzen Rades, der das alte Sein entleerende Wille. Die Definition dieses Mordphänomens als „Spermatikos Logos" nehme ich beiseite. Unter derselben scheint sich, auf maskuliner Basis gedacht, ein bewußter Selbstbefruchtungsakt zwecks Schaffung höher organisierter Reinkarnierungsorgane zu bergen. Verhält sich das so und ist dies der Weg, dann allerdings beginnen sich Tatsachen des Innern zu lichten, deren Blutspur schaudernd unser Gedanke kreuzt...

Doch ich kehre zurück, ich berichte vom Untergang des Bisherigen. Voraussetzung des geöffneten Lebens ist die im Gleichgewicht stehende Wage, d. h. das Erscheinen von Pol und Gegenpol als die leuchtende Zwillingsgeburt in der essentiellen Zelle. Auch die Stoa will Gleichgewicht schaffen, aber sie erblickt ihr Gleichgewicht, die „aequa mens" des Horaz, in der durch die Vernichtung der Affekte entstandenen Apathie (ἀπάθεια). Sie muß also, um zum Ideale ihres Gleichgewichts zu gelangen, die Wiege des alten Seins auseinandersprengen. Dieser Zerstörungsdrang erscheint unter der Maske der Arbeit. Er allein erst hat den tendenziösen Begriff Arbeit geschaffen. So liegt denn in Wahrheit garkein Gleichgewicht vor, sondern die Pendelschwingungen eines gehässigen Vernichtungsdranges, der die schwarze Uhr in Umlauf hält, ge-

richtet gegen alles Bestehende, also letzten Endes die Zerreibung der eigenen Lebensenergie. Die „Arbeiten“ des von der Stoa so hoch gepriesenen Herakles, sein Weg von Raub und Mord an den gegebenen Potenzen — so am Dreifuß, dem Becken der Befruchtung im Innern, so an Plutos Füllhorn, dem lebenstrotzenden Totenphallos*) — sind Etappen dieser Vernichtung. — Was bedeutet nun der hier geschilderte Ideenwandel für den alten Eros? Wir fanden ihn als Mittler zwischen entkörpertem und verkörpertem Leben, wirkend in Totenfloreszenz und Jugendblüte, die er zum Entzünden der Verklärung gattet. Die Stoa lehrt, ein vages Reflexlicht Platons, man solle sittlich schönen Erscheinungen sich befreunden. Allein der Schwerpunkt, in die Sittlichkeit verlegt, d. h. in die hier sittlich genannte Entsinnlichung, statt in das, was die Blüte hervortreibt und nach dem Schmelz und nach der Röte jugendlicher Wangen zurückstrebt, schafft Mittler zwischen Person und Transzendentalreich, zieht ab, empor, entkörperlicht und läßt den Liebenden leer und fruchtlos über dem Brandschutt seiner primitiven Impulse brüten, die Erhabenheit des Geistes als Larve leihend für die Dürre in der Herzgrube, wo die reinkarnierende Stelle losch. Denn es ist keine Rückkehr der Toten, es sei denn durch die Sinne —. Erkennen wir bereits im Bisherigen die Scheinanalogie als das wirkende Mittel, welches die Lichter des alten Seins hinüberrafft in den Machtbereich tötenden Hasses, so treffen wir eben diesen Konkurrenztrick in akkumuliertester Stärke beim Stoiker als dem Verkündiger der neuen Ordnung.

Denn, erfüllt von resorbierten Kräften, die zu beherrschen er geübt hat, umblendet Zenon seine auf dem schroffen Gegensatz der Geschlechter beruhende Schöpfung mit Schlagworten, die — bereits anklingend an die Leitsätze evangelischer Gemeinden — sich den Anschein geben, als ob sie das Leben von

allen überlieferten Fesseln befreien wollten. Jene Lügentrias auf dem Banner der Evolution: Freiheit, Gleichheit, Bruderliebe, stammt aus seinem Munde, und wenn er bei seiner Forderung der Gleichheit für alle, für Griechen wie Barbaren, Freie wie Sklaven, Mann wie Weib, in letzteren durch sein Verlangen der gleichen Tracht auch den Unterschied der Geschlechter zu ignorieren scheint, die Ehe zu sprengen, die Blutsbande zu lösen vorgibt, wir wissen es, für welche Art menschlichen Bewußtseins er diese Köder in seine Falle hängt. Solche Postulate schwinden denn auch rasch nach geglückter Reklame, und siehe da, im Lager der Stoa taucht als Tendenz die Antithese auf: Die Ehe als κράσις δι' ὅλων, d. h. als restlose Verschmelzung von Mann und Weib zu „einem Fleisch“. Ich übersetze die Definition des Stoikers Antipater mit den Worten des Nazareners. Es ist das gleiche: jener eigentlichste Hebel der Evolution nunmehr Tatsache geworden, jenes beabsichtigte Endergebnis tausendjähriger Würgarbeit im Innern, das die Trennung der Geschlechter vollendet, den Stab über der Zelle im Fleische bricht, die Masse in den Laienstand verurteilt und das „Wesen“ den schwarzen Händen einer verborgenen Macht anheimstellt ... Ich erblicke die Ehe als das Siegel auf dem geschlossenen Leben ... — Von diesen Miasmenschwärmen Weltgift atmender Gedanken sehen wir das im Erblühen sich rötende Rom befallen, überall anschießend, sich einbohrend, entwurzelnd, das Christentum vorbereitend, bis jenes zweite gewaltigste Netz, man soll denken, von der gleichen Hand geschleudert, sein Verderben besiegelt hat.

Vergegenwärtigen wir uns nun die römische Gesellschaft zu Beginn der Kaiserzeit und ihre Bluttaufen, durch die sie gegangen, die Morde des Marius, die Proskriptionen Sullas, der Triumvirn, und stellen wir uns dichtgeballte, braunrote Wolkenzüge von Blutdunst vor, welche noch die Lebens-

atmosphäre durchwogen, bei jedem Anlaß in den aufgelockerten Gemütern, den noch kaum besänftigten Gehirnen dumpfe Beklemmungen, Furchtvorstellungen, Todesgrauen hervorrufend, und beobachten wir in einem konkreten Fall den Feind an der Arbeit. Ich wähle Horaz. Ein Forscher der Gegenwart vermutet in ihm wie in Seneca Mitglieder eines Hermes-Trismegistos-Kollegiums, das wäre einer verdeckten Jahwe-Loge. Wie dem auch sei: Mit giftigen Tropfen, auf der schwarzen Schwelle gesammelt, hat er reichlich den Trank durchwürzt, den er in so kunstvollem, mit zälierten Eroten geschmücktem Becher der vornehmen Welt kredenzt. Man höre nur, wie er rachsüchtig mitfiebert in den Sälen aufgeschreckter Großen, die zitternd vor den Gefahren ihrer Gedanken und den unentrinnbaren Folgen ihrer Machtschwingungen mit ihren Mamorbauten in die Meere flüchten:

Sed Timor et Minae
scandunt eodem, quo dominus: neque
decedit aerata triremi et
post equitem sedet atra cura.

(Aber die Furcht und die Drohungen steigen mit dorthin, wo der Herr hinflüchtet: und es weicht auch nicht vor der erzbepanzerten Trireme und sitzt hinter dem Reiter die schwarze Sorge.) Verklärtes Sein glüht über allen Dingen, die den Verklärten umgeben, und der Beweis, daß es so war, leuchtet aus den veredelten Buchstabenformen jedes Meilensteins römischer Landstraßen. „Nescio quid semper abest rei" (Etwas fehlt immer daran) — mit diesen Worten haucht Horaz über den Dingen die Aura fort, das Licht löschende Leid zwischen den Reichen und seine Herrlichkeiten setzend:

quodsi dolentem nec Phrygius lapis
nec purpurarum sidere clarior
delenit usus . .

(Wenn den Schmerz darüber kein phrygischer Stein mehr lindert noch der Gebrauch des sternüberleuchtenden Purpurs . .), um in der Zukunft nur wachsende Laster, „progeniem vitiosiorem", zu erblicken und — hier wird sein heimlicher Haß gradezu prophetisch — auf den Pflastern des in Asche sinkenden Rom den wiederhallenden Hufprall eines Alarich, eines Geiserich zu erlauschen und das Herz der alten Stadt, die unter dem schwarzen Marmorviereck ruhenden Gebeine des Quirinus, von Barbarenhand zerstreut zu sehen:

barbarus heu cineres insistet victor, et urbem
eques sonante verberabit ungula;
quaeque carent ventis et solibus ossa Quirini
— nefas videre — dissipabit insolens.

(Fürwahr, der barbarische Sieger wird über die Asche reiten, und sein Pferd wird mit dröhnendem Hufschlag über die Stadt stampfen, und die Gebeine des Quirinus, die weder Wind noch Sonne spüren, wird der Freche — ein schändlicher Anblick — zerstreuen.)

Wiedererweckung des Matriarchalismus. — Das Jahr 204 v.Ch. ist für den Beginn der römischen Kaiserzeit von höchster Wichtigkeit. In diesem Jahre wurde die Pessinuntische Göttermutter in Gestalt ihres Lithos empsychos, in Gestalt ihres Seelensteins, auf einem Schiff den Tiber heraufgebracht und in Rom gelandet, um von nun an mit ihrem Gefolge ihren Einzug in die römische Republik zu halten und in ihren Wirkungen langsam, aber sicher den Boden der männlichen römischen Republik zu unterwühlen und jene Periode heraufzuführen, die wir unter dem Namen des Imperium Romanum kennen. Mit der Pessinuntischen Göttermutter zugleich, deren Seelenstein im Tempel zu Rom aufgestellt wird, wagen jetzt auch die Korybanten in Rom ihre geheimnisvolle Wirkung

auszuüben. Sie brachte mit sich ihren Sohn und Geliebten, den entmannten Attis, sie brachte mit sich die Galli, den Archigallus, ihre entmannten rasenden Priester, und von dieser Gruppe von Personen aus, welchen allen das hermaphrodisische Gepräge zuteil ist, von dem ich Ihnen im Laufe meiner Vorträge beständig gesprochen habe, von dieser Gruppe aus breiten sich fortan die quintessentiellen Erschütterungen weithin durch den Körper der römischen Gesellschaft.

Es ist eine tropische Atmosphäre, die sich nunmehr in Rom verbreitet. Und zwar gleicherweise in den Kreisen des Adels, der Hochgebildeten, welche von dieser Zeit an immer mehr hellenische Bildung und hellenische Kultur annahmen, wie aber auch in der Plebs, im Volke, unter den Sklaven, den Freigelassenen breitet sich mehr und mehr die matriarchale Welt aus, die grade in diesen untersten, tiefsten Schichten niemals aufgehört hatte. Denn es ist im ganzen und großen nur die Oberschicht, die in patriarchal-evolutiver Weise tätig ist, während das Volk, wie es sich bis in die heutigen Tage hinein beobachten läßt, dem Mutterkulte und der Vergangenheit dient. Es ist, wie wenn der allumfassende Mutterleib des alten Lebens sich als eine riesenhafte Zelle in Rom verbreitet und Rom tatsächlich das zellare Gepräge verleiht, von dem ich Ihnen bereits gesprochen habe.

Ich habe Ihnen früher jene Verse des römischen Dichters Claudius Claudianus zitiert, die für die Kaiserzeit und bereits für die ausgehende Republik durch eine Definition der Göttin Roma sehr bezeichnend geworden sind: „Annorum squalida mater immensi spelunca aëris, quae tempora vasto suppeditat editat revocatque sinu"*). „Die von Schmutz starrende Urmutter des Alls, die in ihrem kosmischen Schoße die Zeiten aufstapelt und sie wieder zurückruft", d. h. den Ring der Vergangenheit schließt. Von Schmutz starrend, squalida, wird

sie genannt sicherlich im Sinne jener späteren Zeit, welche mit der Urzeit, mit dem Matriarchalismus stoffliche Gebundenheit verknüpft hat.

Die Schwingungen einer großen Festesfreude verbreiten sich nun immer mehr durch Rom. Es entstehen heimliche Bacchanalien, heimliche Saturnalien, und wenn auch die frühesten dieser Bruderschaften aufgedeckt und ihre Mitglieder selbst mit dem Tode bestraft wurden, es ließen sich diese geheimen sinnlichen Mysterien, die durch die Große Mutter gekommen waren, auf die Dauer nicht mehr unterdrücken. Es entstehen auch Zechgelage; man begann zu trinken nach Comment, more Graeco, d. h. man stellt sich beim Trinken unter den Willen eines „Rex", einer Einzelperson, welche beim Trinken das Kommando hatte.

Zugleich findet ein Einbruch der Mutterherrschaft sogar in die Seelen der höchsten Staatsmänner statt. Dem Sulla erscheint die kappadokische Göttermutter im Traum, und Marius wallfahrtet zur Pessinuntischen Mutter. Mommsen sagt von dieser Zeit, es wären Riesenbäume über Nacht aus der Erde gewachsen, niemand wußte, woher und warum. Und grade dieses rasche Emporkommen ergriff epidemisch alle nicht ganz gefestigten Gemüter. Der im Matriarchalismus wie im alten Ausgleich tief begründete Hermaphroditismus beginnt in den Römern oder der römischen Gesellschaft zu wirken, und die relative Annäherung der beiden Geschlechter vollzieht sich immer stärker und stärker bis vor die Schwelle der Kaiserzeit.

Hier ist es wichtig, daß ich eine kleine Bemerkung dem Kommenden vorausschicke, eine Bemerkung über Entartung und Überart, zwei Begriffe, die zwar antithetisch, aber doch in gewissem Sinne nahe verwandt sind und deren Wurzeln nebeneinander liegen, sich verschlingen, ja die letzten Endes

auf eine einzige Wurzel zurückgehen, nämlich auf die hermaphrodisische Veranlagung des Menschen, mit welcher Betrachtung ich meine Vorträge eröffnet habe.

Die Entartung, die einsetzt, wenn eine alte Art sich auflöst und zerstört wird, zeigt in ihrem Wesen zu Beginn die eigentümlichen Züge, daß im andern Geschlecht das Gegengeschlecht auftritt, aber in einem Maße und in einer Form, welche dem natürlich gegebenen Maße widerspricht. Hier findet ein Rückschlag statt gegen das schroffe Prinzip, welches Mann und Weib trennt, und das gilt auch für das Ende der römischen Republik. Für die Entartung ist ein andrer Punkt noch wichtig, nämlich daß die gesamte Vitalität, angezogen von der stofflichen Sinnlichkeit, gleichsam gewaltsam ausbricht und dadurch dem Leben als solchem große Gefahren bereitet. Trotzdem sind große Entartungserscheinungen, große die Gesamtbevölkerung ergreifende Laster doch nichts andres als ein Zeichen, daß eine alte Welt zu Ende geht und daß in nuce bereits der Anbruch eines neuen Tages der Menschheit heraufkommt.

Nietzsche sagt, bei Einstürzen zeigen sich neue Quellen, und so ist es auch im Leben. Zuerst müssen gewaltige Einstürze, gewaltige Zerstörungen vor sich gegangen sein, bis die neue Quelle, aus der die Zukunft fließt, sich bloßlegt. Große Entartungserscheinungen also zeigen nichts andres, als daß eine bisherige Gesellschaft zerspringt, sich in Bruchstücke auflöst, und dies ist der Beweis dafür, daß eine neue Kraft im Innern eingeschlossen ist, welche gleichsam vulkanisch-explosiv die bisherige Rinde und Hülle der alten Sittlichkeit zersprengt. Es mag für Leute, die der alten Moral näherstehen als ich, beklagenswert sein, solche Erscheinungsformen in der Gesellschaft zu beobachten, die eine Sittenverderbnis sind. Wir, die wir außerhalb der moralischen Anschauungen stehen, sehen

darin nichts andres als ein Symptom, daß eine neue Zukunft heraufkommt.

Diese Anschauung ist selbstverständlich von höchster Wichtigkeit zur Beurteilung der römischen Kaiserzeit und der Erscheinungen, die in der römischen Kaiserzeit niemand, auch ich nicht, leugnen möchte. Es ist aber noch ein andrer Entschuldigungsgrund vorhanden für die großen Erscheinungen der ausgehenden Republik und des ersten Jahrhunderts der Kaiserzeit. Sie alle wissen vielleicht, daß die physische Natur, der Sexus der physischen Natur, instinktiv reagiert gegen starke und schwere Depressionen, denen wir durch Mißgeschicke, durch Gefahren usw. ausgesetzt sind. Ich habe Ihnen gesagt, durch welche Greuel die ausgehende römische Republik gegangen ist, bis das Imperium Romanum den Altar des Friedens aufgerichtet hat. Aber diese Erschütterungen dauern doch auch noch fort im Imperium Romanum. Die Sicherheit des einzelnen, namentlich der Großen, bleibt noch lange gefährdet, und ich glaube, daß diejenigen Dinge, die man der römischen Kaiserzeit als schlimm nachredet, zum Teil Reaktionen dieser Art sind, Reaktionen der Natur gegenüber den gewaltigen Gefahren, die dem einzelnen Depressionen verursachen. — Man könnte auch denken, daß die patriarchale Welt, welche das innere Leben haßt und seine Triebe in jedem Sinne bekämpft, gleichsam eine Schleuse schließt, hinter der nun das Leben anstürmt, wodurch sich, wie Sie das bei Schleusen sehen, zuerst viel Unrat ansetzt an diesem Damm, der das Wasser hindert, nach außen zu fließen. Wird die Schleuse einmal durchbrochen, so ist es zuerst Schmutz, der aus den Öffnungen der Schleuse fließt, bis das reine klare Wasser einer besseren Zukunft kommt.

Der Patriarchalismus also wird gegen das Ende der römischen Republik zu Grabe getragen. Auf was beruht nun we-

sentlich der Patriarchalismus und mit ihm die durch ihn gestützte Evolution? Auf dem Willen des Mannes, wie ich Ihnen das schon des öfteren ausgeführt habe. Weib und Kinder in der Gewalt des Mannes, der das Tötungsrecht über Weib und Kind hat; diesen äußersten Exzeß birgt auch im innersten Grunde die früheste römische Republik. Die Frau steht demgemäß unter der Vormundschaft des Mannes, sie kann in der Frühzeit kein Vermögen erwerben, kann kein Rechtsgeschäft vornehmen, und wenn sie nicht unter der Gewalt des Mannes steht, so steht sie unter der Gewalt ihrer nächsten männlichen Verwandten, der Agnaten, die für sie handeln, für sie Rechtsgeschäfte vornehmen. Was aber das wichtigste ist, die Frau der alten römischen Zeit kann auch kein Vermögen erwerben, bleibt somit machtlos. Nun beginnt innerhalb der eben geschilderten Periode, welche die tropischen Tage eines Nero und Elagabal vorbereitet, ein eigentümlicher Prozeß in der Frauenwelt. Das Weib strebt danach, die alten Fesseln, die Gatte, Vater, Bruder oder ein andrer Agnat auf sie gelegt hat, allmählich abzustreifen, und demgegenüber ist das männliche Geschlecht nicht mehr standhaft genug, sein altes usurpiertes Recht über die Frau aufrecht zu erhalten. Deswegen entstehen Scheinehen, die von den Frauen dazu geschlossen werden, sich von der Männerwelt zu emanzipieren. Advokaten finden Schleichwege, wie Frauen doch zu Vermögen gelangen können. Und in der Tat sehen wir gegen Ende der römischen Republik die Frauen mehr oder minder emanzipiert, manchmal schon im Besitz von Vermögen, zuweilen sogar von bedeutendem Vermögen, sodaß sie nunmehr eine Macht repräsentieren und als selbständige Wesen in die Geschicke Roms eingreifen. Selbst männliche Berufe finden wir schon in der Zeit der ausgehenden Republik in den Händen der Frau, so den Advokatenberuf. Namentlich wenn es sich um Prozesse

reicher Damen handelt, gab es Advokatinnen, rechtsgelehrte, kundige Frauen, die diesen mit Rat und Tat zur Seite standen und sie vor Gericht vertraten. Auch mischten sich Römerinnen, der alten Fesseln entledigt, in die Republik, und schon Cicero benutzt Damen der römischen Gesellschaft, um Geheimnisse des Catilina zu erfahren.

So weit über die Emanzipation der römischen Frau, welche bald eine so bedeutende wird, daß die Frau, die bisher keine Rechtsgeschäfte vornehmen kann, ohne daß die Urkunde unterzeichnet wurde von ihrem Manne oder von ihrem Vater oder einem andern Agnaten, nunmehr Rechtsgeschäfte vornehmen kann, wenn nur irgendein Mann die Urkunde unterzeichnet. Das waren nun meistens die Freigelassenen und sonstige begleitende Personen. Wie eine Dame, wenn sie durch Rom getragen wurde, einen Nomenklator bei sich hatte, der ihr die Namen der Vorübergehenden nannte, so hatte sie auch einen Mann bei sich, der zu ihrer Unterschrift seinen Namen setzte. Sie war also eigentlich vollkommen frei geworden.

Ich sagte Ihnen, daß, wenn Schleusen geöffnet werden, zuerst der Unrat vorausfließt und dann das klare Wasser folgt. Dies gilt erst recht bei der Beurteilung der römischen Frau, wie sie sich in der römischen Republik betrug, etwa der in der Tat von Verbrechen bedeckten Gattin des Antonius und andern Gewaltweibern der ausgehenden Republik, wenn wir diese vergleichen mit denjenigen Frauen, die ich Ihnen nunmehr schildern will, vor allen Dingen mit der Kaiserin Livia, welche an der Schwelle der römischen Kaisergeschichte steht und deren enorme biologische Bedeutung ich versuchen will, Ihnen in einigen Worten zu schildern.

Augustus und Livia. — Augustus tritt nach Julius Cäsar die Herrschaft über Rom an und muß sich daher abfinden mit

der eben geschilderten Welt der großen Mutter, die sich über den kultivierten Erdkreis verbreitet hat. Augustus selbst ist nicht matriarchal bedingt. Sein Wesen ist solar. Er dient vielleicht nicht so sehr dem männlichen Prinzip als einem dem männlichen übergeordneten Prinzip. Augustus ist von allen Personen jener Geschichtsperiode sicherlich die am meisten solar bedingte, der geistigste aller römischen Herrscher. Er ist sich dessen genau bewußt, und seine Absicht muß nun sein, von seinem geistigen Standpunkt aus den Matriarchalismus, den er nicht hemmen und nicht hindern kann, trotzdem möglichst unschädlich zu machen für seine Herrschaft. Aus diesem Grunde befolgt er eine Taktik, die wir auch in der Gegenwart beobachten können, die der Jesuitismus der Vergangenheit angewandt hat und die wohl immer angewandt worden ist vonseiten der patriarchalen Welt, nämlich daß man das, was emporkommen will, nicht zerstört, ihm nicht feindlich entgegentritt, im Gegenteil es begünstigt, ja es schafft, hervorhebt und wieder herausgestaltet, allein ihm den Kern wegnimmt, dieser Blüte die Samenkapseln raubt und sie somit zur Unfruchtbarkeit verdammt.

Beobachten wir nun, wie Augustus im einzelnen Falle auf diesem Gebiete verfahren ist, so werden wir sehen, welch eminent kluger Geist dieser Mann gewesen ist, wie er überall das Wesentliche hervorhob und das Wesentliche zu entkernen, zu entzellen versuchte. Ich habe Ihnen bei meiner Betrachtung über die römischen Serails davon gesprochen, daß Augustus das alte Knaben- und Mädchenhaus wieder gegründet und in seinem Palatium um sich versammelt hat. Es spricht Ps.-Sextus Aurelius Victor dies aus in dem Satze: „Augustus inter duodecim catamitos totidemque puellas accumbere solitus erat.“*) (Augustus pflegte seine Mahlzeiten zwischen zwölf Knaben und zwölf Mädchen liegend einzunehmen.) — Er erneuert also das

alte Knaben- und das alte Mädchenhaus. Allein er drängt ihm die solare Zahl zwölf auf und stellt es somit unter das solare Prinzip seiner Persönlichkeit und entkleidet es des alten matriarchalen, zellaren Prinzips der Vergangenheit. Dies ist der eine Punkt.

Augustus tut aber noch viel mehr. Augustus bringt, wie ich Ihnen sagte, die Compitallaren anstelle des einzelnen Lar der Republik in die Caena Romana und in den Ahnenkult der Ahnenhäuschen der römischen Gemächer. Er schafft also hier Pol und Gegenpol, aus denen der Quell der alten Seelengöttin Compita, die natürlich durch diese matriarchale Zeitperiode wieder eine besondere Wichtigkeit erlangte, ihre Seelenleuchte in die Gesellschaft schütten konnte. Auch befiehlt er, daß die ithyphallischen Tempel der Compita, die an Kreuzwegen standen, mit allen Blüten umwunden wurden, mit den Blüten des Frühlings, den Blüten des Sommers. Das tut allerdings Augustus und hat damit eigentlich genau so, möchte ich sagen, das offene Leben der Kaiserzeit eröffnet, wie er mit seiner ara pacis, mit dem Altar des Friedens, mit dem Schließen des Janustempels eine neue glückliche Friedenszeit, ein goldenes Zeitalter heraufführen wollte. Allein anstatt der Göttin Compita setzte er seine Büste, sein solares, sein geistig bedingtes Haupt zwischen die beiden Laren der Compita und sucht somit den Strom des alten Matriarchalismus zu hemmen und ein geistiges Sonnenreich zu gründen; welches ihm nicht gelang, welches aber vielleicht eine Zukunft für die Menschheit heraufführt. Augustus stellt ferner das sog. Luperkalienfest wieder her oder, was wohl richtiger ist, er verleiht dem Luperkalienfest einen besondern Glanz, eine besondere Würde; denn es war ja auch unter Julius Cäsar und immer im Gebrauch gewesen. Beim Luperkalienfest war es Sitte, daß junge Burschen durch die Stadt liefen und mit Riemen eines geopferten Bockes den

Mädchen und Frauen Roms auf die Hände oder den Leib schlugen, um dadurch ihre Geburten der telesmatischen Leuchte teilhaftig zu machen. Denn so ist das Luperkalienfest zu verstehen, nicht allein, daß unfruchtbare Weiber durch die Berührung mit diesen jungen Burschen des Fluches der Unfruchtbarkeit von Natur entkleidet würden! Das tut Augustus sehr wohl, allein er verbietet der Floreszenz, die doch, wie Sie aus meinen früheren Vorträgen wissen, von höchster Wichtigkeit, ja die Zentrale des quintessentiellen Seins ist, diese Maskenläufe durch die Stadt mitzumachen. Derjenige, der noch kein Bartfest gefeiert hatte, dem also noch kein Bartflaum gewachsen war, durfte sich an den Maskenläufen durch die Stadt beim Luperkalienfeste nicht beteiligen. Wir haben also in allen diesen Einzelheiten das Prinzip: Augustus hebt das Alte hervor, das er nicht abwenden und nicht hindern kann, allein er entkernt es und beraubt es dadurch seiner biologischen Wirkung.

Wir werden gleich sehen, in welcher Beziehung Livia Augusta gestanden hat zu den weißen Hühnern, zum Mysterium des weißen Huhns. Das weiße Huhn ist in der Symbolik gleichbedeutend mit dem salinum. Es ist in der Symbolik gleichbedeutend mit dem Inhalt des Lithos empsychos. Es ist ein Symbol der telesmatischen Seelenleuchte. Es ist Seelenhuhn. Es ist die im Innern des Lebens noch nicht oder schon gewesene Leuchte kat'exochen. Augustus begünstigt die weißen Hühner, aber er nimmt den Namen der weißen Hühner an, er selbst benennt sich nach ihnen, und somit tritt nun seine solare Person auf anstelle der ursprünglichen Seelenleuchte des weißen Huhns; denn Augustus kommt, wie Sueton sagt, nicht von augeo, ich vermehre, sondern von „avis gustus"*). So wird es bereits von Ennius erklärt, d. h. „aves" sind die weißen Hühner, welche Bewegungen und Windungen machen,

und „gustus" bezieht sich darauf, ob sie Körner wirklich zu sich nehmen oder sich der Körner enthalten. Das ist die Art und Weise, wie man die Orakel der weißen Hühner entgegennahm. Also avis gustus ist in dem Worte Augustus enthalten, das Oktavian als seinen Titel angenommen hat. Somit hat er das Hühnermysterium usurpiert und auf seine solare Person angewendet. Dies würde bedeuten, daß die römische Kaiserzeit das nicht erfüllt, was das gesamte Leben, welches die Schleusen gesprengt hatte, damals in schäumendem Ungestüm wünschte, die Heraufkunft des goldenen Zeitalters. Allein es steht neben ihm ein Weib, seine Gemahlin Livia .. Livia, matriarchal genau so wissend, wie Augustus es geistig, solar, patriarchal ist, imitiert ihn, schafft für ihre Person das gleiche und hemmt somit die Wirkung ihres Gemahls, obschon sie ihn liebt, durch einen ungeheuren Wettkampf der beiden gegeneinander stehenden Welten, des Patriarchalismus, der in Augustus schon solare Gestalt annimmt, und des Matriarchalismus.

Auf der Marmorskulptur, welche den Festzug darstellt, wo Augustus auf seinen Handflächen die Compitallaren nach Rom bringt, sehen wir Livia neben ihm schreiten. Auch auf ihren Handflächen erscheinen Schenkbuben der Compita. Dazwischen aber ist das Antlitz des mütterlichen Weibes, sind die Züge der Kaiserin Livia, die nach dem Gesetze der hier obwaltenden Naturreligion erglüht in der alten Seelenleuchte, in der alten Röte des Urwesens der Vergangenheit.

Es ist nicht uninteressant, daß die wissende Livia, die auch geistig ihrem Manne Widerpart leisten konnte, denn sie war sicherlich eine der klügsten Frauen der Weltgeschichte, daß diese Frau zugleich tief eingeweiht ist in das Mysterium des Matriarchalismus. Das wird einerseits klar beim Compitallarenzug, andrerseits aber auch dadurch, daß sie in ihrer

Schwangerschaft ein Ei in ihren Busen steckt, um eine zellare, quintessentielle, telesmatische Geburt zu erzielen, welche das Imperium Romanum beherrschen sollte. — Soviel als Einleitung zum Charakter der Livia. Ich komme nun zu einem neuen Kapitel: Die Entscheidung im Zentrum, welches ich beginnen will mit dem großartigen Wunder, das der Kaiserin Livia begegnete, dem Wunder des weißen Huhns.

DIE ENTSCHEIDUNG IM ZENTRUM

Das Wunder des weißen Huhns. — Als Livia, des Augustus Gemahlin, auf ihrem Landgute vor der milvischen Brücke saß, „ließ ein Adler eine weiße Henne, welche einen Zweig in Frucht stehenden Lorbeers trug, in den Gewandbausch ihres Schoßes fallen. Da dies ein bedeutsames Zeichen schien, σημεῖον οὐ σμικρόν, gab sie das Huhn in Pflege und pflanzte den Lorbeer, der wurzelschlagend sich verbreitete, sodaß er den von nun ab im Triumphe Ziehenden noch lange Genüge bot." Dio öffnet die Stelle mit den Worten: „Was der Livia begegnete, machte ihr zwar Freude, den andern aber flößte es Furcht ein"; und schließt: „Die Livia sollte auch des Cäsars Macht in ihrem Schoße bergen, ἐγκολπώσεσθαι καὶ τὴν τοῦ Καίσαρος ἰσχύν, und in allem stärker sein denn er."

Der Sinn dieser Symbolenwebe ist etwa folgender: Adler und Lorbeer, die Insignien des Geistes, dem Vertreter Jupiters, dem Apollosohne Augustus heilig, kennzeichnen das von ihm geschaffene Imperium als die Tat sieghafter Mannheit. Wenn jedoch in der von Dio bewahrten Verkündigungsszene der väterliche Adler selber λευκὴν ὄρνιθα, den leuchtenden Vogel, über Livia herabläßt und grade durch den Schnabel der weißen Seelenhenne, der im Symbol zurückerstatteten Essenz, fruchtbeerprangend der cäsarische Zweig ihrem Schoße zuteil wird, bedeutet das den Übergang der Gesamtmacht in die Höhle des Weibes, und die Claudierin, durchdrungen von der Symbolkraft beider Potenzen, zeugend von nun ab und empfangend im Telesma, tritt in den Strahlenkranz wirkender Weltmutter. Durch dieses Ereignis wendet sich gegen das geistige Prinzip der freien Sohneswahl in der Adoption, wie sie

Julius Cäsar an Oktavianus vollzog, auf der Schwelle des Reiches der Mutterleib als der Begründer der Erbfolge in der Macht, gegen den Anbruch der augusteischen Sonnenära die essenzschwangere Seelenurne der Vorzeit, und die Siegeskränze, gewunden vom Lorbeer des Huhnes, füllen die pompa triumphalis (d. h. die Formierung der siegenden Lebensschlange) mit der dunklen Röte urtümlichen Wehbrands ... Wenn es wahr ist, daß Livia ringend für ihre und der Frucht ihres Schoßes Macht den männlichen Weg der verbrecherischen Tat beging und den von ihr zu bringenden alten, goldenen Seelenfrieden befleckt hat, war dies die Tragik der ihr von den Sendern der Geschicke aufgezwungenen Rolle. Denn für das Geschenk des Huhnes, den ihrem apollinischen Gemahl entfremdeten Lorbeer, bot sie jenem, wie das Gerücht will und die Symbolik zu beweisen scheint, da sie gemeinsam von dem gleichen Baume brachen (hier dringt das Urbild aus dem Paradiese durch), vergiftet die priapische Feige*) dar, das Sinnbild der Geschlechtlichkeit, an die gekettet in der Person der Livia Augustus sich und sein Haus verdarb. So rächte die Römerin ihre ägyptische Schwester, welche, im Kampf um die Macht gebrochen, sich vor den Füßen dieses gleichen Cäsars wand und den ihr von der zwingenden Hand des Innern in Gestalt der giftigen Schlange gereichten Tod aus den bergenden Feigen nahm ... Der Claudier Tiberius aber, vertraut mit der Magie des Mannes und somit wissend über das Geschick des in Livia thronenden Muttertums, schloß, zur Herrschaft gelangt, die verkörperte Maja vom Bezirke der Macht aus. Diese Kampfszenen sind nur das Vorspiel zu jener gräßlichen Katastrophe, in deren Mittelpunkt Nero steht.

Nero. — Abermals ist es eine Mutter, die Urenkelin des Augustus, Agrippina, welche, eingedrungen in das herrschende

Haus, nach Ermordung ihres kaiserlichen Gatten Claudius ihre Frucht auf den Thron erhebt. — So wurde jener Sendling aus der Gegenwelt der Propheten des Alten Testamentes, von dem ihr vorhersehender Geist verkündete, daß er in seiner Person die beiden Geschlechter vereinigen werde, Herr des Reiches, sein vollendetes vulkanisches Sein die Zentrale für die Entscheidung. Noch sehen wir seinen unter dem kranzartig geordneten aschblonden Haar emporgerichteten und doch nach innen schauenden Blick, und selbst in den Abscheu seiner Feinde mischt sich das Grauen vor der gewaltigen sich hier offenbarenden Naturkraft. „Mit Blut gekneteten Lehm" nennt ihn Seneca, und wir erinnern uns unwillkürlich an das Faust-Wort von der „Spottgeburt aus Dreck und Feuer". Es ist das gleiche, ein Urteil über das vulkanische Prinzip*). — Nun handelt es sich darum: Sollte — um apokalyptisch zu reden — die große Hure, die, in Scharlach und Rosinfarbe gekleidet, auf den Sieben Bergen sitzt, sollte Roma Anthusa allmächtig werden durch die Herrschaft des Muttersohnes oder sollte Nero als Golem des Feindes vernichten, was er zu bereiten hatte?

Dreifach sind die Kräfte im Urei, d. h. der alten kosmischen Zelle: die Brüder im Gamos, die Lichtgeburt, die umhüllende Mutter. Was mußte geschehen, wenn Nero diese Kräfte in sich brechen sollte? Bruder- und Muttermord. Beides geschah. — Der Stoiker Seneca ist Neros Erzieher*) und anfänglicher Mitregent, hinter ihm die stoische Loge Roms, stumm, aber mit umso stärkeren Willensschwingungen: ein Thrasea Paetus, ein Barea Soranus und andre; entthronter Adel von den Gesinnungen der Mörder Cäsars. Wir dürfen ohne weiteres annehmen, daß Seneca die Aufgabe zufiel, Mutter und Sohn zu trennen. Gelöst hat er sie aufs glänzendste. Der Augenblick, da er Nero aufforderte, seiner Mutter wieder zum Willkommen entgegenzugehen, damit sie nicht neben

ihm throne beim Gesandtenempfang, war bereits entscheidend für Agrippinas Schicksal. Gemäß dem in ihr sich verkörpernden Prinzip durfte sie dem Kampf um die Weltherrschaft unter keinen Umständen entsagen, auch nicht um ihres Lebens willen. Am Untergange Agrippinas ist auch Poppaea Sabina, Neros spätere Gemahlin und damalige Geliebte, beteiligt. Allein Poppaea ist wenigstens als Kaiserin Proselytin des Tors*), und Nero selbst ist umgeben von Schriftgelehrten, die ihm die Weltherrschaft prophezeiten, um dadurch den Rausch seines Allmachtsgefühles zu steigern und seine Instinkte zu betäuben. Wie aber auch die Fäden der Intrigen gelaufen sein mögen — ein Blick auf das Gesamtleben beweist klar, daß in der Zentrale der Evolution Agrippinas Ermordung als Notwendigkeit beschlossen und von deren Exekutivorganen betrieben wurde. So dringen denn von allen Seiten schwarze Schwingen auf Nero ein, insbesondere auch Furchtvorstellungen (das Kardinalmittel der Schwächung), als sei er von seiner Mutter bedroht, in ihm erweckend, und Nero erliegt. Es kennzeichnet dies die zwingende Gewalt der Weltsymbolik, daß der Gedanke auftaucht, die Mutter zu zermalmen durch Zusammenbruch des sie tragenden Schiffes; denn das Schiff ist wieder Symbol der mütterlichen Umschlossenheit (ich erinnere nur an das Isisschiff und das Seelenschiff der germanischen Nehalennia ..). Allein das Symbol weigert sich der Besudelung durch das Mordblut der Mutter. Man muß die Gerettete in ihrem Landhause niederstoßen. Doch Nero erwacht, geschreckt von Trompetenstößen, die er vom Grabe der Mutter her vernimmt, und den Bruch des eigenen Prinzips ahnend sucht er durch magische Begehungen ihren Schatten zu versöhnen. So ist durch des Britannicus Ermordung das Dioskurenprinzip, durch Agrippinas Untergang das Mutterprinzip vernichtet, und wenn Nero im brennenden Rom zur Lyra

Trojas Ende sang, das Ende vom „Ursprung Roms", des ältesten ursprünglichsten Sitzes der leuchtenden Helle, so hören wir nur den Schwanengesang seiner eigenen Seele. Wie nun Nero nach rückwärts die alte Welt versiegelt, öffnet er durch eine folgenschwere Tat die neue. Wieder müssen wir die Kräfte der Evolution am Werk erachten bei der Christenverfolgung nach dem Brande. Vergeblich, daß Nero die Christen in Fackeln wandelt, damit die Gefäße des neuen Lichtes als Urfeuer den Rotationen seiner nächtlichen Gespanne leuchteten, er schuf nur den ersten blutigen Rosenring der Märtyrer, der sich um die Verklärungsfülle ihres Meisters schließt.

Eigentümlich berührt uns die Analogie zwischen Nero und Christus bei ihrem Tode: Grundverschieden und doch wie nahverwandt zur Ölbergszene ist Neros Todesnot in den Sumpflöchern bei der Villa des Phaon; und wie eigentümlich berührt uns das beim Tode beider auftretende Drei-Frauen-Mysterium. Denn drei Frauen sind es, die am Auferstehungsmorgen mit Gewürzen und Salben zum Grabe Christi kommen, und wiederum drei Frauen sind es, die den Nero beerdigen. Unendlich ist die Fähigkeit im Verzeihen einer Mutter gegenüber dem Sohn, auch dem abtrünnigen, vielleicht selbst dem Mörder gegenüber. Und was für die einzelne Mutter gilt, in weit höherem Grade gilt es für das mystische Mutterprinzip. Wie die große Mutter-Trias der Kelten, die dreigestaltige Compita von den Gabelwegen Italiens, erscheinen drei Frauen um Neros Leiche, Claudia Akte, seine Jugendgeliebte, Egloge, Alexandria, seine beiden Ammen. In den weißen mit Gold durchwirkten Tüchern, die er beim letzten Neujahrsfeste gebraucht hatte, haben sie ihn verbrannt, und ihre mütterlichen Hände schmückten sein Grab im Mausoleum der Domitier mit allen Blütenarten, wie sie die Jahreszeiten hervorsprießen lassen.

Untrügliche Zeichen sprechen es aus, daß nunmehr die Entscheidung gefallen ist. In der Villa ad gallinas albas sterben die weißen Hennen der Livia*), und der Lorbeer des Weibes verdorrt. Im Orkus aber nach einem von Statius heraufbeschworenen Bilde starrt Nero totenbleich in die Lampe der Mutter, die Zelleneinheit von Geburt und Gebärerin. Es ist die gleiche wohl, welche die Mordnachtszene, neben dem blutdurchtränkten Polster brennend, erleuchtet hat: „pallidumque visa matris lampade respicis Neronem" (und du bemerkst hinter dir den Nero bleich vom Schein der Fackel seiner Mutter).

Das Reich der weißen Kaiser. — Begleiten wir die einzelnen Etappen des versinkenden Reiches, so erscheint nach Beseitigung der flavischen Dynastie durch Domitians Ermordung eine eigenartige, die Atmosphäre völlig wandelnde Typengruppe von Herrschern. Man gewinnt den Eindruck, als habe sich eine weiße Loge aufgetan, in welcher immer der Würdigste den Würdigsten zu seinem Folger ruft, die Sohnschaft des Geistes die des Blutes vertritt und im Zug der weißen Kette der Meister erkennt und kindet. „Nerva tantum fuit minister atque is, qui adoptabat, tam paruit quam tu, qui adoptabaris."*) (Nerva war nur Diener, und der, welcher adoptierte, gehorchte ebenso sehr wie du, der du adoptiert wurdest.) Diese Worte findet Plinius für die Ankindung des allerdings noch anders gearteten Traianus an Cocceius Nerva, in dessen priesterlichen Greisenkörper zuerst die weiße Folge sich herabsenkt. In der nun kommenden Kaisertrias: Aelius Hadrianus, Antoninus Pius, Marcus Aurelius hat die steigende Vergeistigung sich eine neue Ebene geschaffen. Schon das Äußere dieser im Zeichen des Barts erscheinenden Gruppe: Hadrians leicht vorgestrecktes mit Augen und Lippen saugendes Haupt, des Pius schlaffe Haltung bei der trockenen Helle seines Ruhe verbreitenden Kopfes, der auffallend semitoide Typ dieser Gesichter, der besonders für des Marcus milde, geklärte Züge orientalische Denker voraussetzt, lenkt die Vermutung auf Stoiker. In der Tat, jener weiße, fremde, durch diese Verkörperungen wirkende Gestaltenring, den unser inneres Auge auf kurze Strecke das Imperium schneiden sieht, ankert durch ebendiese in der Stoa. Fanatischer Ingrimm unter der Geste des Gleichmuts, solange sie um Herrschaft rang, erscheint sie jetzt auf Julius Cäsars goldener Sella als die müde Resignation großer nach innen verketteter Seelen. *Die weißen Füße der Gewaltigen haben den Palatin berührt, das alte Leben verdorrt ...*

Ihr Bahnbrecher Aelius Hadrianus verlangt besondere Würdigung. Aus seinem Innern — er ist durch die Mutter phönikischer Mischling —, welches des Ausgleichs bar in steter Zerreibung passiver Kräfte treibt, tritt die schwarze Potenz in herkulische Arbeit. Bald tilgt ihre Triebkraft als Neid und Argwohn Wesen der Fülle: so Apollodoros, Traians Baumeister an der ewigen Stadt, so Palma, Celsus*), wert ihrer Namen. Bald trifft aus verpestet empfundenem Sexus, jener typischen Erscheinung am Menschen im Übergang, ihr schändender, scheidender Blick in die wogende Symbiose: Hadrian trennt die Geschlechter im Bad. Oder es schafft der im Kaiser verborgene Brecher durch abgelauschte, analoge Gebilde sich die Saugröhren in die Welt der Erlebenden. Er ist Nachahmer auf allen Gebieten der Kunst, Mitringer in allen Schulen des Geistes, und ungesättigt in der Leere der Gegenwart bricht er durch Archaisieren verlockend in die sich hebenden Schätze der Hel ... Diesen fiebernden Bewegungen im Innern entspricht seine physische Unrast: Hadrian ist Ahasver auf dem Thron, umgetrieben über allen Heerstraßen, in allen Städten, durch alle Adern, in allen Organen des Reichs, das er als Frieden, als Weib genießt, eifersüchtig mit Kastellen und Wällen

schützt, mit Geschmeide funkelnder Bauten schmückt und genossen in Schwäche läßt, um vom Gipfel des Kasios bei der auftauchenden Sonnenscheibe wie in ferne Verheißung zu schauen oder vom Ätna, Moses auf Nebo gleich. — Denn wie die schwarzen Finger seiner Linken in der verbleichenden Rose zucken, greift seine weiße Rechte in die Zukunft. Gierig durchstößt er nach dem Unsterblichen die Form, daß er im Akte der Befruchtung flammend an ihm des Geistes Zeugekraft erprobe, und den Unbefriedigten zu Eleusis und Samothrake, wo er in Weihen der Mysterien suchte, treibt die entkörpernde Gewalt einer endlichen, ach so schmerzlichen Entspannung seines Dranges zu. — Verweilen wir einen Augenblick beim Tode seines Lieblings Antinous, der seine schöne Hülle gesprengt hat um dieser göttlichen Berufung willen und dessen Opfer im Nil man mit dem für den Vater gebrachten Kreuzesopfer vergleichen mag. Zwiegestaltig doch aus einem Wesen wirkend ist die Geheimkraft dieses Todes: Hier Brandopfer in der geistigen Lohe des Herrn und Wiedergeburt als Sternbild im Ewigen, 'Αντίνοος 'Επιφανής*), dort die Exuvien seiner Leiblichkeit aufgedrungen der antiken Welt als ihr Eros des Todes …

Mit Antoninus Pius scheint die Zeit selbst still zu stehen. Denn es ist kein Zufall, daß auch sein Biograph so gut wie nichts von ihm zu berichten weiß, es sei denn vom gedämpften Einklang seines makellosen Tagewerks, um das schweigend ein Reich schwingt, welches zum All wächst. Doch es genügt zur Charakteristik dieser wahrhaft großen Erscheinung, daß sie, ihrem göttlichen Urbild nah, „Vater der Menschen" genannt wird. Ihr möchte ich die ernste, weißleuchtende Gestalt des Rhetors Misitheus gesellen, der unter Gordian dem Dritten das Reich verwaltet hat, dem Wesen des Antoninus auch in den Benennungen verwandt: „parens principum", „tutor rei-

publicae". Es ist von besonderem Interesse, zu beobachten, wie des Pius Folger Marcus in seinem ΕΙΣ ΕΑΥΤΟΝ, jenen Anleitungen zur Entkörperung des Innern, die lebendigsten Bannzentren des vibrierenden Lichtes zu brechen rät: Gesang, Tanz und Ringkampf, indem er das harmonische Ineinanderweben ihrer Kraftströme durch Zergliederung hemmt und somit die Essenz dem „Verschweben" anheimgibt. Denn was ist Gesang anders als Klingen der Körper im Ausgleich, und was ist sein Zerlegen anders denn Seelenmord? Und was ist Tanz anders als Schwingen der Körper im Ausgleich, und was ist sein Zerlegen anders denn Seelenmord? Ringkampf aber, das Symbol der Zwillingsschwingungen in Hel, ist Brennpunkt antiker Erotik. Deshalb steht in der Palaistra die Ara des Eros und Anteros. Fragen wir nun, wie verhält sich dieser müde Zerpflücker des Lebenskranzes zur Liebe als solcher? Ich will Ihnen eine Stelle geben aus den „Selbstbetrachtungen" des Marcus, in der trotz der zersetzenden Tat des stoischen Weisen melancholisch wundersam der Katakombengeruch römischer Liebe nachschwingt und die zugleich ein unwillkürliches erschütterndes Eingeständnis der Allgewalt menschlicher Liebe ist. Ich meine jene Stelle, an welcher er der schönen und geistvollen Smyrnäerin, der Geliebten des L. Verus, der Panthea gedenkt: „Sitzt etwa noch Panthea oder Pergamus am Sarkophag ihres Herrn? Oder Chabrias und Diotimus an dem Hadrians? Es wäre zum Lachen. Und wenn sie dort säßen, würden die Toten es empfinden? Und wenn sie es empfänden, würden sie ihre Freude daran haben? Und wenn sie ihre Freude daran hätten, würden jene unsterblich sein? Ward nicht auch ihnen verhängt, erst Greise und Greisinnen zu werden und dann zu sterben? Und was sollten sie dann tun, wenn jene tot wären? Alles ist eitel Verwesung und ein Balg voll Unrat." Wie aber empfanden die Menschen sich unter dem weißen Lei-

chentuch dieser stummen Periode? Wir erfahren es aus Aelians markanter Schilderung der vitalen Optik jener Tage. Auch die Erdbeschaffenheit schien ihnen verwandelt, die Flüsse seichter, die Berge niedriger zu werden. Vom Meere aus sah man den Ätna nicht mehr aus so weiter Ferne wie bisher, und vom Parnaß und dem pierischen Olymp verlautete das gleiche. Eifrige Naturbeobachter glaubten sogar, der Kosmos selber sei im Untergang begriffen — Es ist die Aura, die schwindet ... Das große, zwiegeschlechtliche, vibrierende Telesma ...

*Die letzten Kämpfe in der Höhe**). — „Mater et Virgo". Einmal noch öffnet Astarte die Siebenzahl ihrer sterndurchfunkelten Schleier, und heraus tritt das gewappnete Weib und der leuchtende Pathiker, und wieder sühnt das Mordblut der zerschmetterten Gefäße den Fleischgang uranischen Lichtes. Ich rede vom Hause des Septimius Severus. Aus Emesa in Syrien, aus der dem schwarzen Aerolithen Elagabal geweihten Priesterfamilie des Julius Bassianus taucht viergestaltig die semitische Mutter auf, verkörpert in Julia Domna, Severs vergeistigter Gemahlin, in Julia Maesa, ihrer verdeckt und machtvoll wirkenden Schwester, und in deren Töchtern Soaemias und Mamaea. Eine Helle zwischen Kastor und Polydeukes stehen auf der Münze verewigt Julia Domnas ruhige, mondklare Züge zwischen den Büsten Caracallas und Getas, und das Urbild löschend, eines Romulus und Nero Tat erneuernd, trifft Caracallas brudermörderischer Stahl den Körper des an die Brüste der Mutter geflüchteten Geta. „... καὶ τὸν θάνατον αὐτοῦ ἐς αὐτὰ τὰ σπλάγχνα τρόπον τινὰ ἐξ ὧν ἐγεγέννητο ἐσεδέξατο" (.. und sie nahm seinen Tod gleichsam im selben Mutterschoß auf, wo sie ihn geboren hatte), sagt Cassius Dio hellsehenden Geistes und findet für die todgeweihte Mutterleuchte wie für das löschende Mittel — „καὶ γὰρ τοῦ αἵματος πᾶσα ἐπλήσθη"

(denn sie war ganz vom Blut erfüllt) — das treffende Wort. Mit Caracallas Ermordung schwindet um die Stirne der Kaiserin das bleiche Resorbtivlicht eines Apollonios von Tyana, den sie, gegen Jesu Parallelkraft formend, der Welt als Erlöser pries, und wir hören einen kurzen Metallklang der kosmischen Amazone, wenn die, wie ihr Zeitgenosse Dio bemerkt, nunmehr einer Semiramis und Nitokris gleichende Tochter des Ostens mit Macrinus um die Gewalt ringt. Sie zerschellt, doch inmitten der ihr blutsverwandten, für ihn sich waffnenden Frauen steht ein „Knabe des Innern", das sich identisch mit seinem Gotte, dem feurigen Samenkerne des Alls, verkündigende Sonnenkind Elagabal, auf den Thron gehoben durch Maesa und seine Mutter Julia Soaemias. Und es wird Hochzeit in dem alten Hause des Lebens ... Wie Julia Domna zwischen Caracalla und Geta, steht Julia Maesa, die lampenhelle Greisin, zwischen Elagabal und Alexander Severus, ihrem Enkelpaar; jedoch das Agens zu dem von ihr vereitelten Brudermord, den Elagabal gegen Alexander plante, entschädigt sich durch eine Doppelszene unerhörten Greuels. Wer auch die Sender der Geschicke sind, nach Laster oder Keuschheit sind ihre Urteilssprüche nicht in Schwärze oder Licht getaucht. Dem in Fleischlust sich wild vergeudenden, hetärischen Sternknaben wie seinem jungfräulichen Gegenspieler fällt das gleiche Los: Die Bluttat vor den Urinkrügen der Castra Praetoria zu Rom, da Elagabal in den Armen seiner Mutter mit ihr gemeinsam unter den Schwertern der Soldaten fiel, wiederholt sich im Kaiserzelt bei Mainz, da Julia Mamaea, den Nacken ihres Sohnes umschließend, mit ihm gemeinsam der aktiven Potenz erlag. Beider Muttersöhne Blut mischt sich in das Mordblut ihrer verhauchenden Mütter. Das über den Blutbächen geschlachteter Pathiker den Thron umzuckende telesmatische Gold zieht nun als Fangnetz auch die Entkörperer

seiner Gefäße nach. Die Blutrache des Lichtes schlingt ihre Opfer. Gleich der kadmeischen, sich im Wechselmord tilgenden Drachensaat, dem Urbild der Gladiatorenkämpfe, stößt ein Getümmel von Männern auf, reißt sich um das noch pulsende Vließ und wandelt das Imperium in die Cavea sich mordender und zum Mordwerk neuender Fechterpaare. Es ist die Zeit der „dreißig Tyrannen", des Leichenbegängnisses der alten Welt, gefeiert in rasendem Gladiatorenkampf. Doch die Geister der Frauen von Emesa streben in nochmalige Verkörperung und das in Todesqual sich windende Leben nach Genesung an Mutterbrust. Im Osten wie im Westen taucht das behelmte Haupt einer gewaltigen Amazone auf: dort Bat Zabbai, des Odaenathus mannweibliche, schlachtenkundige Witwe, welche die Geschichte als Septimia Zenobia von Palmyra kennt und in deren Stammbaum sich mit Semiramis Kleopatra teilt; hier Victoria, die keltische Mutter. Auch sie sah unter ihrer von Soldatenschwertern durchstoßenen Purpurstola zu Köln den Sohn verzucken, sah den Enkel im Blute schwimmen; doch des gemeinen Mannes Herz kehrte wieder und wieder zur „mater castrorum" wie das des Christen unter den gebreiteten Mantel Mariens, und Gallien empfing Kaiser um Kaiser aus dem Willen des Weibes. Über den von Mordblut rauchenden Erdkreis reichten sich beide die mächtige Schwesterhand zum Sturz der Männerherrschaft und zur Öffnung des Lebens. Umsonst —: Vor dem Triumphwagen des solar bedingten, rauhen Aurelianus, der sie unter der Metall- und Steinlast ihres der Königslohe beraubten Geschmeides stöhnen ließ, schritt Bat Zabbai, die überwundene Amazone des Orients, und neben ihr Esuvius Tetricus und sein Sohn, die letzten gallischen Cäsaren aus Victorias, des Weibes, Hand. Die Wiege werdenden Lichtes steht von nun ab in der Gewalt des Mannes. „ORIENS AUG"usti um steigenden Sol, zu

seinen Füßen kauernde Gefangene im Spitzhut der Pathiker — eine Münzlegende des Aurelianus.

Im Zeichen des Abendrots. — Längst sind die Tage dahin, da der gewaltige dalmatische Bauernsohn, der Sklave Diokles, der römische Kaiser Diokletianus, mit blutigen Fingern in den zuckenden Geweiden der Opfertiere wühlte und immer nur die gleiche Antwort fand — ich gebrauche einen technischen Ausdruck der Geweideschau —: Die Pforte des Lebens war verschlossen. Längst hatte auch der Philosoph Kanonaris*) in seinem Blute gebüßt für die Verwünschung, die er Konstantin entgegenrief: „Überhebe dich nicht über die Ahnen, da du die Ahnen zu Schanden gemacht hast". Und wir wissen es besser wie Burckhardt, daß er darunter nicht die Sitten der Vorfahren, sondern die wirkende Seelenleuchte in den Lebendigen verstand.

Das Christentum ist seit über einem halben Jahrhundert Herr. Aber grade jetzt zeigt sich noch einmal das Heidentum auf kurze Augenblicke in seiner reinsten Herrlichkeit. Es sind die Tage des Kaisers Eugenius, da über die Basaltplatten des Pflasters der ewigen Stadt in nie gesehener Pracht der Zug der Großen Mutter einherwallt unter dem Schutze und der Ausstattung der letzten großen edlen Heidengeschlechter, der Symmachi und Nikomachi, da die Türe des Hauses eines der Großen sich öffnet und der heraustretende Senator tränenüberströmt sich vor dem Bilde der Großen Mutter niederwirft (er war Christ geworden) mit dem Rufe: „Verzeih mir, o Große Mutter, daß ich gesündigt habe". Weggeblasen war der Gedanke an Neros Bruder- und Muttermord; alles schart sich um die vulkanische Erscheinung dieses dämonischen Sendlings, neben den nun als wirkliche Mutter die Ma tritt. Wir haben aus dieser späten Zeit zwei Darstellungen, die diesen

seelischen Vorgang beweisen; ein Elfenbeinrelief, Nero auf einer Quadriga darstellend, in der späten golddurchwirkten Purpurtracht der Konsuln mit der Mappa, dem weißen Tuch, die ludi vitae, die großen Spiele des Lebens eröffnend. Und ferner besitzen wir ein Bild der Ma, das sie thronend in der Tracht eines christlichen Bischofs zeigt, während ihr in die ausgestreckte Hand die Donnerkeule des Zeus herabfliegt, umgeben mit allen Attributen aller Götter.

Dieses letzte Aufblitzen des Heidentums hat nur kurze Zeit gedauert; mit der Hinrichtung des Eugenius brach dieser letzte irre Triumph zusammen, und bald erfüllte sich die erwähnte Prophezeiung des Horaz, und die Straßen Roms hallten wieder vom Hufschlag des barbarischen Siegers Alarich. Aber das sich an den Pforten des Todes stauende römische Leben hat die in ihm gährende Glut des Totenreiches wiedergefunden. Wenigstens seinen Gamos mit der Vernichtung, seine Vermählung mit dem Untergang feiert es in berauschenden Orgien. Und wieder umgibt die Römer zu Colonia Agrippina der Floreszentenring bei üppigen Gelagen, während im Vestibulum bereits die Freigelassenen und Sklaven mit den eingedrungenen Barbaren kämpfen. So kehrt Rom, die Reinkarnation der Toten, mit seinen Mausoleen, Nekropolen, Kolumbarien sich selbst getreu zurück in die Arme seiner Mutter*).

Die Agonie in der Tiefe. — Noch lange treiben die Rosenräder des alten Ausgleichs unter der Weltgeschichte, die verebbenden Schwellungen seiner Ringe öffnend. Selten an der Oberfläche sichtbar wie jener im Rausche seiner Zwienatur unter dem Symposionkranz in die Gruft von Aachen brechende Dionysos. Ich meine den germanisch-byzantinischen Kaiserjüngling: Otto III.*) Die Muttertrias Mathilde-Adelheid-Theophania hat für ihn das Szepter geführt. Auf der Grenzscheide

von Okzident und Orient wie Eros auf der Grenzscheide von schwarz und weiß, wächst er in jugendlichem Schmelze glühend und, umgürtet von seinem mit den Zeichen des Zodiakus durchstickten kosmischen Purpur, träumt er in den entstellten Gemächern des Palatiums die Erneuerung der Weltherrschaft der ewigen Stadt. —

Ich sagte: Selten nur taucht noch ein Rosenrad aus der Tiefe. Allein ihre Existenz verratend steigen wie Blasen Ertrinkender ihre Symbole sich kristallisierend empor im rotierenden Dreipaß, in der Fensterrose gotischer Kathedralen — und manchmal auch schwimmt etwas in Visionen Entrückter wie Rom und brennende Mutterlampe. Ich denke des Gesichts der heiligen Therese, da sie Jesu Herz als brennende goldene Lampe sah, schwebend inmitten eines schwarzen Wassers, das von rotglühenden Säulengängen rings umschlossen war.

Und nochmals wird eine Helle durchquert — es ist die wiederkehrende Zone des mykenischen Lichtrings —, welche die Mollakkorde des alten Ausgleichs in stärkeren Vibrationen erklingen läßt: Ich erblicke im Schäferstabe des Rokoko den Thyrsus des Dionysos und im wogenden Tanzrad der Quadrille à la cour den sich flechtenden Seelenring, nicht zu vergessen der bartlosen, weißgetünchten Gesichter, des schwarzen Brennpunkts auf den Wangen des Weibes und des im Puder symbolisierten Blütenstaubs. Ein Jahrhundert im Seelenrausche des Faschings. Und von unbekannten „Knaben des Innern“ gesendet, steigen brennende Totenurnen in die Pracht der Bourbonen auf, und einmal noch schwebt Hymens Fackel sich kreuzend mit Köcher und Bogen des Eros über flammenden Herzen auf Altären der Freundschaft. — Wieder zerreißen Mordszenen das leuchtende Gewebe dioskurisch-mütterlicher Umfangenheit und als Zentrale in der Vernichtung verzuckt

das Herz eines Weibes, erinnernd an das mit Schwertern durchstoßene Herz der Dolorosa. Tollwütige Bettelmönche hatten einst den Körper der heidnischen Philosophin Hypatia vor dem Hochaltar der Hauptkirche zu Alexandrien mit scharfen Marmorsplittern zerfleischt, im spritzenden Herzblut scharrend; rasende Hallenweiber bohrten ihre Zähne in das noch schlagende Herz der Hypatia der Revolution, der Prinzessin Lamballe. Ein Menetekel, zu schreiben in die weiße Apsis der Gewaltigen, daß der jungfräulich verklärte Leib als ihr letztes, ihr innerlichstes Opfer blutet. Doch ist der psychische Leib nicht so rasch wie der physische vernichtet. Gleich dem an Lesbos anschwimmenden Haupte des Orpheus, das noch im Tode sang, setzt sich ein letztes Klingen fort in den Werken deutscher Romantik. Ja noch mehr: In zwei Personen, die wir noch erlebt, strebt einmal noch die verhängnisvolle Zelle selbst empor. Die Wellen des Starnberger Sees, ich meine Ludwig des Zweiten gesendeten Tod, der Hafen von Genf, ich meine das blutige Ende Elisabeths, sind Zeugen, welches Los die wirkende Macht solchen Früchten vom alten Baume beschert hat. Sie fielen als die letzten Widerstände unter den Schwingungen des schwarzen Rades, welches jetzt der Herr ist weithin über den Erdkreis —

ὁρᾶν πάρεστιν' οὐ γὰρ ἐν μυχοῖς ἔτι.*)

Hier ist's zu schaun, denn nicht verborgen ist es mehr.

ANMERKUNGEN

Die Anmerkungen setzen inbezug auf das Altertum dermaßen umfassende Kenntnisse voraus, daß der Herausgeber fachwissenschaftliche Hilfe in Anspruch nehmen mußte. Sie wurde ihm in reichem Maße zuteil durch den Altphilologen und Mythenforscher Dr. *Martin Ninck*, dem dafür an dieser Stelle herzlichster Dank ausgesprochen sei. Die inhaltlich und großenteils auch der Fassung nach von ihm herrührenden Anmerkungen sind durch ein N. bezeichnet.

S. 126. Lagōne, lat. lagoena, Flasche mit engem Hals, weitem Bauch und Henkeln, meist aus Ton, nicht selten aber auch aus Glas.

S. 129. Viridarium ist der Name für den Garten hinter dem römischen Hause oder auch für den im Peristyl. (N.) Schuler verdeutscht das Wort anderswo treffend mit „Grünraum".

S. 135. Das im „Mitternachtsauge" hervorgerufene Erlebnis des Knaben Domitian geht auf das römische Totenfest der Lemurien zurück, das alljährlich in den drei Nächten des 9., 11. und 13. Mai stattfand und dessen aus Ovid genau bekannten Gebräuche — entgegen dem Gräberdienst der Feralien (im Februar) — von jedem Hausvater im eigenen Heim verrichtet werden mußten. „Um Mitternacht", heißt es in *Prellers* Römischer Mythologie (3. Aufl. 2. Bd. S. 119), „erhebt sich derselbe, schreitet mit bloßen Füßen durch das Haus und macht mit der Hand das Zeichen, welches die Geister scheucht. Dann wäscht er sich die Hände mit reinem Quellwasser, steckt schwarze Bohnen in den Mund, wirft diese, wieder durch das Haus schreitend, hinter sich und sagt dazu neunmal ohne umzublicken: ‚Dieses gebe ich her und mit diesen Bohnen erkaufe ich mich und die Meinigen.' Denn ungesehen schlüpfen die Geister hinter ihm her und sammeln die Bohnen auf. Dann reinigt er sich abermals mit Wasser, schlägt an ein ehernes Becken und bittet, daß die Geister nun sein Haus verlassen mögen. Hat er dieses neunmal mit den Worten: Manes exite paterni! wiederholt, so darf er umblicken; denn er hat dem alten Brauch Genüge getan."

S. 136. lucernae dispersae, zerstreute Lampen.

S. 138. Δος μοι που στω και κινω την γην, Gib mir einen Standort (außerhalb der Erde nämlich), und ich bewege die Erde. — Bekannter Ausspruch des Archimedes im Hinblick auf die Leistungsfähigkeit des Hebels.

S. 141. Emesa, Stadt am Orontes in Syrien. Geschichtlich merkwürdig durch den Kult des Sonnengottes Elagabal, der dort in der Gestalt eines schwarzen Aerolithen verehrt wurde. Sein gleichnamiger Oberpriester, als vierzehnjähriger Jüngling 218 von den Soldaten zum römischen Kaiser ausgerufen, brachte den Stein nach Rom, errichtete ihm auf dem Palatin einen Tempel und erhöhte dessen Priester sogar über den Pontifex maximus. Nach Elagabals, des Kaisers, Ermordung 222 wurde der Stein nach Emesa zurückgebracht, der Kult des Gottes aber als des Sol invictus später von Aurelian erneuert. — Für weiteres vergleiche man die „Vorträge" und die Anmerkung zu S. 262.

S. 142. Unter dem Korybantiasmós ist wörtlich der Wirbeltanz der Korybanten zu verstehen, die das orgiastische Gefolge der phrygischen Muttergöttin Kybele bildeten und später gleichgesetzt wurden den kretischen Kureten, von denen die Mythe erzählt, daß sie — an ihre Schilde schlagend — das Zeuskind umtanzt hätten, um es vor den Nachstellungen des Kronos zu bewahren. Vgl. „Einführung" und „Vorträge".

S. 147. fulgura introitus, Blitze des Einzugs.

S. 160. Télesma, vom gr. telein = vollenden, einweihen abgeleitet, ist ein dem Spätgriechischen angehöriges Wort für Weihe, auch Zaubermittel und steht in enger Beziehung zu „Talisman". Im Altgriechischen hieß die Einweihung τελετή (Teletae). Das „große Télesma" stammt aus dem Sprachschatz neuzeitlicher Geheimlehren. Vgl. „Einführung".

S. 160. Der „Eros Kosmogonos" ist nach Schulers ursprünglicher Auffassung wie ebenso nach der des Altertums ein die Welt schaffender oder an ihrer Schöpfung wenigstens beteiligter Eros; so andeutungsweise schon in Hesiods Theogonie, wo aus dem Chaos die Götterdreiheit Gaia, Tartaros und Eros hervortritt, so vollends in den Götterlehren der Orphiker. — Demgegenüber nimmt Schuler hier (und zwar gemäß der Meinung eines zur Mystik neigenden Halbgelehrten, den er 1922 kennengelernt hatte) den „Kosmogonos" für den „*aus* dem Kosmos Entstandenen". — Davon unberührt bleibt aber die wesentliche Unterscheidung zweier Schauer: des essentiellen als des warmen *im* Blute und des kosmischen als eines kalten Schauers, der *von außen* und wie aus dem All herabzurieseln scheint. Diese Verschiedenheit — bedeutender, als Schulers Darlegung erkennen läßt — gründet im unwiderlegbaren Erlebnis.

S. 161. Die Gleichung Ur = Ar = Licht ist sprachwissenschaftlich unhaltbar. (N.)

S. 162. Nochmals sei daran erinnert, daß Schuler das Wort Evolution = Entwicklung *nicht* im gewöhnlichen Sinne, sondern im Sinn von Fortschritt verwendet.

S. 162. An der Stelle, wo das Swastika erwähnt wird, hat Schuler sich aus dem Stegreif eindringlich über dieses verbreitet. Wir geben eine Rekonstruktion des Gesagten nach Aufzeichnungen eines Hörers.

„Auf gotischen Speerspitzen, wie sie noch heute das Museum zu Ravenna aufbewahrt, findet sich das folgende Symbol: ein Halbmond, um dessen Hörner Punkte gesetzt sind, die ich als ausstrahlende Lichtfunken deuten möchte. In der Mitte zwischen den Hörnern des Halbmondes, diesen berührend, eine Scheibe, darauf das Swastika (Hakenkreuz). Diese Scheibe nehme ich als das Symbol des rotierenden Lebens, eine Helle zwischen Kastor und Polydeukes, zwischen den Halbmondshörnern kreisend, von diesen gezeugt. Als Bestätigung dieser Auffassung nehme ich an, daß den vier Enden des Swastika ebenso wie den Hörnern des Halbmonds Lichtfunken entsprühen, das Rad mithin als in Rotation befindlich angedeutet ist.

Halbmond und Sterne, dieses Ursymbol will ich Ihnen erst vorführen in seiner Tätigkeit, wie ich es innerlich empfinde, bevor ich noch einmal das Resümee über die früher von mir gehaltenen Vorträge vor Ihnen entwickle. Ich denke mir das quintessentielle Leben und die kosmische Zelle unter diesem Symbol. Die latente Triebkammer — latent könnte man etwa mit unterbewußt bezeichnen — befindet sich, wie ich es fühle, unten in der Mitte des Halbmondes, und aus dieser Triebkammer heraus wachsen die beiden Pole, d. h. die beiden Hälften des Mondes, einander erotisch zugedreht gemäß der hermaphroditischen Polarisation. Diese Zudrehung beider Hörner, welche immer wachsen, wieder abnehmen, sich in Liebe erneuern, um wieder abzunehmen und wieder zu wachsen, bringt, wie ich glaube, in der Mitte jene feurige Kugel hervor, welche die eigentliche, d. h. die nicht mehr latente, sondern die in der Seele sichtbare Quintessenz darstellt. Da das Ganze, wie ich Ihnen sagte, quintessentielles Leben ist, so sind auch die beiden Hörner als quintessentiell zu fassen. Wir dürfen also nicht annehmen, daß der eine bloß aktiv, der andre bloß passiv geladen sei, sondern beide sind hermaphrodisisch zu fassen, und es ist die erotische Reizung, welche die Lichtgeburt, welche das in der Mitte rotierende Rad, welche die in der Mitte sich bewegende, sich berührende Quintessenz

bildet." Zur Veranschaulichung geben wir nachstehend die von Schuler zu dem Behuf häufig skizzierte Figur:



Hier muß sich der Leser nun ein für allemal merken, daß Schuler stets „Helle" *schreibt*, „Helena" aber *meint*. (Nur ein Mal, nämlich im sechsten Vortrag unter „Der Feind des Reiches" bringt er in Klammern „Helena".) Das wäre weniger verwirrend, käme nicht zufällig in der Argonautensage jene Helle vor, nach der, wie bekannt, der Hellespont seinen Namen erhalten haben soll und die mit der Helena natürlich nichts zu tun hat. Die Antwort auf die Frage, warum Schuler konsequent „Helle" schreibt, ist für den Kenner seiner Denkweise nicht schwer.

Helena — so haben wir gehört und werden davon noch weiteres hören — steht zwischen Kastor und Polydeukes als die durch Wechselschwingungen beider Pole heraufbeschworene Leuchtkraft, gleich dem rotierenden, sternsprühenden Swastika zwischen den beiden Hörnern der Mondsichel. Die Leuchte aber ist nach Schuler Totenleuchte. Daran knüpft sich der Gedanke an die germanische Unterweltsgöttin *Hel*. Nehmen wir hinzu, daß jede Leuchte Helle verbreitet, so haben wir die Gründe beisammen, die Schuler veranlaßten, die Helena in Helle umzutaufen und zwar bewußt und geflissentlich.

S. 164. Nach der beigezogenen Bibelstelle wird die Sprachenverwirrung durch *Jahwe* bewirkt. Die Wir-Form, deren sich Jahwe hier in der Rede bedient, weist aber auf die Elohimvorstellung zurück. Er sagt nämlich (nach der Übertragung von E. Kautzsch): „Wohlan, wir wollen hinabfahren und daselbst ihre Sprache verwirren . .". (N.)

S. 164. In einem Buch der neunziger Jahre, dessen Titel dem Herausgeber entfallen ist, hatte Schuler das Wort Chemotaxe gefunden, welches ihm zusagte durch seinen schillernden und stark substantiellen Bedeutungsgehalt (vgl. „Einführung", zumal S. 54 und 94, daneben auch 33). Das ihm dabei Vorschwebende entspricht einigermaßen der bekannten „Chemotaxis" in der heutigen Biologie. Er dachte an, wenn nicht gradezu

chemische, so doch ihnen ähnliche Anziehungsvorgänge, die Trennungen wie Verbindungen und somit Neuordnungen der nun freilich als beseelt zu verstehenden Stoffe mit sich bringen. („Taxe" ist hier also von tássein = stellen, ordnen abzuleiten.) — Man wird kaum fehlgehen mit der Annahme, daß die chemische Veranschaulichung wechselseitiger Anziehung der Seelen, die neue Verbindungen hervorruft, indem sie bestehende löst, in Goethes „Wahlverwandtschaften" gleichfalls schon nicht mehr bloß analogisch, sondern „realsymbolisch" gemeint ist.

S. 166. Bei der außerordentlichen Bedeutung, die für Schuler das Begriffspaar „offenes und geschlossenes Leben" hat, scheint es angezeigt, hier die besonders leicht verständliche Charakteristik aus seiner frühesten Vortragsfolge (1915) wiederzugeben.

„Kennzeichen des *geöffneten Lebens* sind: Gefühl der Erfüllung, der Sättigung, Teletae, Passivität, Verweilen im Augenblick, Verewigung des Augenblicks, Stillstand der Zeit, Gefühl des absoluten Seins. Im offenen Leben wird der einzelne von den inneren Strömen ergriffen und gleichsam umgedreht, sodaß er nach innen blickt, in die religiöse Kraftzentrale . . Indem er sich mit dieser eint, schwindet das Außerhalb; alles wird Innenleben, alles symbolisiert Innenleben. Das ausgeglichene Leben stellt ein harmonisches Ganze dar, in welchem die einzelnen Glieder wie in einem rhythmischen Reigen verschlungen sind. Für die Menschen untereinander sind Schranken undenkbar. Jeder sieht im andern sein Inneres, seinen Zustand. Die Epoche erscheint in einem Rausche schrankenlosen Glückes. —

Die äußeren Kennzeichen des *geschlossenen Lebens* sind: Aktivität, Abhärtung, Entbehrung, Entsagung, Arbeit, Tatendrang, Erziehung zur Arbeit, Zeitalter des Willens und der Pflichterfüllung, d. h. der Unterwerfung unter die Kraft des Wollenden. Das Zeitalter wird geleitet vom Motiv des Hinarbeitens auf ein in der Zukunft gelegenes Ziel, trägt den Charakter der Unruhe, des Strebens und bewertet nicht sowohl die Lebensfülle (etwa die Schönheit einer Person) als vielmehr die Leistungsfähigkeit im Dienste vorgesetzter Zwecke. Das geschlossene Leben ist profus nach außen gerichtet, demgemäß exzessiv fortpflanzlich. Seine inneren Kennzeichen sind: Auflösung des vorhergegangenen Seins durch Haß, Verunreinigung von dessen Organen. Das innere Leben wird, wenn überhaupt, vom geschlossenen Leben als außerhalb, darüberschwebend, als durch Askese, durch Abstreifen der fleischlichen Hülle zu erreichendes Ziel empfunden."

Dazu eine Erläuterung. — Es handelt sich wesentlich um zwei Zustände

und bloß nebenher um deren Projektion auf die „Geschichte". Nennen wir der Kürze halber den einen den lichten Zustand, den andern den finsteren, so pflegt freilich mit Namen wie „Paradies", „goldenes Zeitalter", „gute, alte Zeit" oder „Natur", „Arkadien" (18. Jahrhundert!), endlich einigermaßen sogar noch mit dem parodistisch gemeinten „Schlaraffenland" der lichte Zustand seit Jahrtausenden in eine bald nähere, bald fernere Vorzeit verlegt zu werden. Auch Schuler, wie wir gehört haben, nimmt für ihn allgemeine Verbreitung „draußen vor den Pforten der Geschichte" an, ermangelt jedoch nicht, die „Hypothese" eines periodischen Wechsels beider Zustände vorzutragen, im Einklang übrigens mit seiner Annahme des periodischen Hervortretens von „Sonnenkindern" grade im Laufe der Geschichte. Hält man sich nach Kräften an die *Symbolik* dieser Auffassungsweise, so verliert sie manches von ihrer Zwiespältigkeit.

Günstige Lebensumstände vorausgesetzt, sind der Kindheit gewisse Glücksqualitäten eigen, an die der Erwachsene, der ihrer teilhaftig gewesen, sich nicht ohne Wehmut erinnert. Man vergleiche gebräuchliche Wendungen wie „Kindheitsparadies" und „er kann sich freuen wie ein Kind". Wie aber die lichte Seite des Kindesalters nicht dem Kinde bewußt wird, sondern allererst dem, der die Kindheit hinter sich hat, und somit unausbleiblich durch Rückblick, so sind es abermals Rückblicke auf unwiederbringlich Entschwundenes, wodurch die „Verklärung" des Bildes Gewesener in den Seelen der Gedenkenden stattfindet (worüber in der „Einführung" ausgiebig gesprochen wurde). Liegt nun demgemäß der Gipfel der lichten Zustände für den sich darauf Besinnenden stets in einer Vergangenheit, die nicht wiederkehrt, so kann im *stärksten* Nimbus immer nur Vergangenes stehen; was *Jean Paul* mit den Worten zum Ausdruck bringt: „Bloß die Vergangenheit glänzt nach, wie die Schiffe zuweilen auf dem Meere eine leuchtende Straße ziehn". Der geschichtlichen Einkleidung entledigt spiegelt die vermeinte Abfolge der Zustände solcherart das Verhältnis der Auren eines Vergangenen zum je und je Gegenwärtigen; was allerdings nicht ausschließt, an eben diesem Verhältnis unter anderem Geschichtsabschnitte zu messen und, soweit möglich, sie zu bewerten nach den angesetzten Verschiedenheiten ihrer Entfernung vom Zustand der Fülle.

Es empfiehlt sich, Schulers textliche und seine obigen Ausführungen zu vergleichen mit der Schilderung, die in den „Werken und Tagen" *Hesiod* vom Gegensatz des vorzeitlichen „goldenen Geschlechtes" (Vers 109—126) zum „eisernen" der Gegenwart (Vers 174—201) geboten hat. Auch beachte man, daß es „Halbgötter" des vergangenen Heroenzeitalters sind,

die auf den fernen „Inseln der Seligen" ein dem „goldenen Zeitalter" ähnliches Leben führen (denn „Früchte so süß wie der Honig — Dreimal reifet im Jahre die Nahrungspenderin Erde" 172—173). Der aus dem Tartaros entlassene Kronos, ihnen ein milder Herrscher, ferner der ihm angeglichene römische Saturnus, endlich der persische Yima, der längst nach dem Untergange eines ebenso glücklichen Geschlechtes dessen Auserwählte und mit ihnen die goldene Vorzeit selbst in einer Art Unterwelt zu betreuen hat (vermutlich im Hinblick auf eine mögliche Wiederkunft), wären in Schulers Sprache „Sonnenkinder" und sind jedenfalls beides: Leuchten des „offenen Lebens" und oberste Walter — Gewesener!

Indes, auf noch einen Punkt fällt dergestalt Licht. Ohne daß Schulers „geöffnetes Leben" dasselbe wäre mit dem der Kindheit, bietet es zu ihm doch mindestens zwei Entsprechungen. Einmal — wie man dem zweiten Vortrage entnehme — findet er die Anlagen zum „offenen Leben" weniger im Menschen überhaupt als im jugendlichen Menschen. Sodann aber, wenn der Eros der Kindheit unfraglich *vor*geschlechtlichen Charakters ist, so ist der Eros schöpferischer Zentren des „offenen Lebens" nach Schuler *über*geschlechtlichen Charakters, da ja im „Sonnenkinde" — man beachte auch hier die Silbe „kind" — beide Pole derart gepaart sind, daß aus ihrer Verbindung lebenerneuernde Leuchtungen hervorgehen. (Man müsse, meint verwandter Gesinnung *Nietzsche*, noch „Chaos" in sich haben, um einen „tanzenden Stern" zu gebären.) — Die unsern Ohren wohl am fremdesten klingende Inanspruchnahme überbetonter Fortpflanzlichkeit für das „geschlossene Leben" will demgemäß entfernt nicht etwa als Verwerfung der Fortpflanzung verstanden sein, sondern dient der Beleuchtung des Unterschiedes von „Esoteriker" und „Exoteriker" und besagt: der „Esoteriker", von Schuler wieder und wieder der durch Selbstteilung sich vermehrenden *Zelle* verglichen, tritt aus seinem Kreise heraus, *soweit* er sein Leben in den Dienst der zweigeschlechtlichen Fortpflanzung stellt, während demgegenüber der „Exoteriker", genauer jeder, der das Reich „des Innern" verlassen hat, die Entstehung sogar des „Esoterikers" verunmöglichen würde, wollte er sich die Fortpflanzung verbieten! Wohl aber kennzeichnet es das „offene Leben", daß in ihm der „zellare" Mensch das Leitbild abgibt und zwar im Gegensatz zur Gewaltherrschaft des „hälftenhaften" Menschen im „geschlossenen Leben". — Im „Zellarismus" wurzelt, beiläufig bemerkt, das katholische Priesterzölibat, das unter dem Druck judaochristlicher Lebensfeindschaft jedoch umgedeutet wurde in Heiligung der Askese; wie sich versteht, zwecks Herabwürdigung der *Triebe* des Men-

schen, also derjenigen Mächte, die von Schulers Gnosis uneingeschränkt bejaht werden.

S. 166. Ovids Reihe der absinkenden Weltalter in der zweiten seiner „Verwandlungen" entspricht dem ursprünglichen Gedanken, wonach auf das goldene Geschlecht das silberne folgt, dann das eherne und zuletzt das eiserne. Sein Gedicht endet mit den Versen (nach Voß):

Frömmigkeit sank vor Gewalt; Astraea selber, die Jungfrau,
Floh, der Himmlischen letzte, die blutbefeuchteten Länder.

Bei seinem Gewährsmann Hesiod findet sich zwischen das eherne und eiserne Zeitalter noch das der Heroen eingeschoben.

S. 170. Hier folgt im Manuskript eingeklammert ein Absatz, der die Gedankenfolge unterbricht und in der endgültigen Fassung fortgelassen sein dürfte. Er lautet: „Es drängt sich aber hier sofort die Frage auf: Wo liegt die Achillesverse der Vergangenheit; wie steht es mit der vom Lindenblatt bedeckten Stelle auf der Schulter der alten Welt, durch welches sie, trinkend über den Born des Lebens gebeugt, von Hagen, dem schwarzen Mann, das tödliche Geschoß empfing? Spielt sich vielleicht in ihr auf der passiven Seite ein Prozeß ab, im Verhältnis zu dem die Aktion der Evolutivzeit als Talion erscheint, tätig, so lange dieser währt, und mit ihm verschwindend? Nun, über diese Frage, bedeutsam genug, will ich in die kommenden Abende verstreute Winke flechten." — Die Frage wird später abermals berührt und — offengelassen.

S. 171. Zitate aus dem Ägypterevangelium Clem. Alex. Strom. III 13, 92; II Clem. 12, 2 und Hippol. Philos. V 7. — Matth. 19, 11. 12 lautet: „Er sprach zu ihnen: nicht alle fassen dieses Wort, sondern die, denen es gegeben ist. Es gibt Entmannte von Mutterleib aus, es gibt Entmannte, die von den Menschen entmannt wurden, und es gibt Entmannte, die sich selbst entmannt haben um des Reichs der Himmel willen. Wer es fassen kann, fasse es." (N.)

S. 171. Die etwas frei ausgelegte Stelle stammt aus der 4. Tafel des babylonischen Weltschöpfungsgedichtes. Man vergleiche: Babylonische Texte, übersetzt von Ungnad, in der Sammlung „Religiöse Stimmen der Völker" S. 40f. (N.)

S. 174. Hier sei nochmals auf die zweite Anmerkung zu Seite 162 verwiesen: Helle = Helena.

S. 174. Die Alkenstelle in Tacitus, Germania, 43 lautet: „Bei den letztgenannten (den Nahanarvalen) zeigt man einen uralten heiligen Hain. Dort waltet ein Priester in weiblicher Tracht; die verehrten Götter aber

entsprechen dem römischen Kastor und Pollux. Damit ist ihr Wesen bezeichnet, ihr Name ist: die Alken. Keine Bildnisse, keine Spur ausländischen Dienstes; doch werden sie als Brüder, als Jünglinge verehrt." — Diese Übertragung in nur 48 Wörtern von Oberbreyer versucht und zwar, wie uns scheint, mit Glück, die Dichtigkeit und Gedrungenheit taciteischer Schreibweise nachzubilden. — Capelle übersetzt breiter und dem Nichtrömer entgegenkommender: „Bei den Nahanarvalen wird ein Hain gezeigt, in dem religiöse Bräuche der Vorzeit lebendig sind; ein Priester in weiblicher Tracht hat den Vorsitz, aber als ihre Götter nennen meine Gewährsleute auf Grund römischer Deutung den Kastor und Pollux. Diese Bedeutung hat ihr Götterpaar, das die Alken heißt. Keine Götterbilder, keine Spur fremden Aberglaubens trifft man bei ihnen; doch verehren sie jene als jugendliches Brüderpaar."

S. 175. Die Goldbulle, bulla aurea, war eine goldene Kapsel, die ursprünglich von den etruskischen Königen und deren Söhnen getragen, dann mit der Toga praetexta nach Rom verpflanzt und von Triumphatoren sowie von patrizischen Knaben um den Hals gehängt wurde. Sie war mit magischen Mitteln versehen, sollte Unheil abwehren und diente überdies als Auszeichnung.

S. 176. Nicht belegen läßt sich, daß die Verwundungen an den Füßen stattfanden. Dafür wird berichtet, daß sie ihr Blut in der Fußspur mischten. (N.)

S. 176. Die Stelle findet sich in dem so unheimlichen wie gewaltigen „Herwörlied" der eddischen „Heldendichtung". Dort dringt zur Zeit des Sonnenunterganges die amazonische Herwör ins Innere der Geisterinsel, um das im Grabe ihres Vaters verborgene Heldenschwert zu erlangen. Ein Hirt, der sie von ihrem Vorhaben abbringen möchte, warnt sie unter anderem mit den Worten:

Wahnwitzig ist,
Wer weiter geht,
Wer einsam naht
Nachtgespenstern;
Flammen hüpfen,
Die Hügel sind offen,
Es brennt das Feld —
Fliehn wir eilend!

Angantyr, ihr verstorbener Vater, warnt ähnlich aus dem Grabhügel heraus:

Das Hektor sank,
Die Hügel sind offen;
Ringsum in Flammen
Das Eiland steht.
Schlimm ists, außen
Sich umzuschauen;
Flieh schnell, wenn du kannst,
Zu den Schiffen dein!

Edda, übertragen von Felix Genzmer. Mit Einleitungen und Anmerkungen von Andreas Heusler, I. Bd., Eugen Diederichs, Jena, 1923.

S. 183. Anthusa ist eigentlich Beiname von Konstantinopel und gilt als Übersetzung von Flora, einem späten hieratischen Namen von Rom. (N.)

S. 185. Schuler schreibt „wenn wir einen lebendigen Zusammenhang annehmen zwischen dem *zölibatären* Senate des kaiserlichen Rom usw.". Das Wort war hier jedoch passend durch „eheunlustig" zu ersetzen, da es im Rom der Kaiserzeit einen „zölibatären" Senat niemals gegeben hat.

S. 188. Man vergleiche zu diesen Ausführungen *Ludwig Friedlaender*, Darstellungen aus der Sittengeschichte Roms, 8. Aufl., I. Teil, das Kapitel „Der Hof", insbesondere S. 118—126.

S. 189. Die von Schuler hier erwähnte Wandkritzelei gehört zum Vorstellungskreise einer — allerdings christlichen — Gnostikersekte, welche Christus mit dem ägyptischen Set identifizierte. Nach Roscher, Mythol. Lex. s. v. Set, IV 774 ist „In dem am Kreuze hängenden Mann mit Eselskopf, den ein Setianer in Rom an die Wand des Pädagogium am Palatin gezeichnet hat", der Christus-Set-Typhon jener Sekte dargestellt. (N.)

S. 191. Das türkische Wort „Ichoglanz" wird gewöhnlich Ichoglans oder Itschoglans geschrieben und ist zusammengesetzt aus itsch, das Innere, und oglân, junger Mensch, also wörtlich: Jünglinge des Innern. Es handelt sich um Edelknaben oder Pagen im innern Palaste des Großherrn.

S. 192. Da Schuler ausnahmslos die seltene Schreibung caena statt der üblichen Schreibung cena bevorzugt, mußte an jener festgehalten werden.

S. 192. Unter Kassetten versteht man unter anderem vertiefte Felder im Deckengewölbe. Kassettonen nennt man sie, wenn diese Vertiefungen immer kleiner werdende Vierecke aufweisen.

S. 193. Unter mola salsa ist wörtlich zu verstehen „gesalzenes Schrot" = geschrotene Körner von Dinkel oder Spelt, mit Salz untermischt. Schuler gebraucht die Wortverbindung zugleich im Sinne von Salzfaß, das

jedoch salinum heißt. — Übrigens kommt die eigentliche mola salsa nur bei Opfern vor. (N.)

S. 194. Akoluthen, Gehilfen des Priesters (Meßner).

S. 194. Die Seneca-Stelle, auf die Schuler hier anspielt, findet sich Sen. ep. 95, 24: Transeo puerorum infelicium greges, quos post transacta convivia aliae cubiculi contumeliae exspectant. Transeo agmina exoletorum per nationes coloresque discripta, ut eadem omnibus levitas sit, eadem primae mensura lanuginis, eadem species capillorum, ne quis, cui rectior est coma, crispulis misceatur. Deutsch: Ich übergehe die Scharen der unglücklichen Knaben, die nach den Gastmählern andre Schandtaten des Schlafzimmers erwarten. Ich übergehe die Scharen der Buhlknaben, nach Völkern und Farben abgeteilt, daß allen derselbe Leichtsinn eignet, allen dieselbe Länge des Bartflaums, dieselbe Tracht der Haare, damit keiner, dem das Haar gerader steht, sich unter die Lockigen mische. (N.)

S. 195. Die an dieser Stelle zuerst auftauchende und in der Folge mehrmals wiederkehrende „Muttergöttin" Compita ist nicht belegbar. — Dagegen ist tatsächlich eine Mania oder Dea Muta oder Tacita oder Lara (Larunda) als Mater Larum und insonderheit als Mutter der Lares compitales bekannt; und es knüpfen sich auch Bräuche an den Namen dieser „stummen", „schweigenden" Unterweltsgöttin. *Wissowa*, Religion und Kultur der Römer, hält solche Bildungen, weil verhältnismäßig späte Deutungen, für wertlos, unterläßt aber nicht, zu erwähnen, daß schon in den Akten der Arvalbrüder die Mater Larum genannt wird. Sachlich besteht daher Schulers Auffassung zu Recht.

Zum bessern Verständnis aller auf die Laren bezüglichen Ausführungen seien hier aus dem wissenschaftlichen Schrifttum und zumal dem II. Bd. von Prellers „Römischer Mythologie" einige Tatsachen angeführt. — Die Lares, deren Name noch nicht geklärt ist, waren ursprünglich Beschützer der Felder und wurden besonders an Kreuzwegen verehrt. Kreuzweg heißt im Lateinischen compitum, die Mehrzahl also compita. Dort standen anfänglich die ebenso genannten Larenkapellen. Später hatte jedes Dorf, jeder Weiler, jede Gruppe von Gehöften, und es hatten endlich die verschiedenen Stadtquartiere ihre Larenkapellen. Jährlich Anfang Januar fand das Volksfest der Compitalien oder Laralien statt, dessen Opferdienste in erster Linie den Unfreien und Sklaven oblagen. Völkischem Brauch gemäß wurden in der Nacht vorher an den Kreuzwegen und vor den Haustüren Knäuel und Puppen von Wolle aufgehängt, und es wurden in den Häusern Mohnköpfe geopfert, die als Symbole der Familienmitglieder gal-

ten. Ferner stand am Herd jedes Hauses der Lar familiaris, dessen innige Beziehung zu den Divi Manes, d. i. den verklärten Seelen der Vorfahren, keinem Zweifel unterliegt. Bei jeder Mahlzeit bekam der Lar ein Trank- und Speiseopfer; und kein für die Familie wichtiges Ereignis ging ohne Ehrung des Lar vonstatten: Geburtstage, Eintritt eines Sohnes in die männlichen Jahre, das jährliche Familienfest der Caristien am 22. Februar mit gemeinsamem Mahl der Verwandten, Beilegung von Zwistigkeiten, glückliche Rückkehr von weiter Reise, von der See, aus dem Kriege, Genesung von schwerer Krankheit, aber auch die mannigfachsten Notlagen — das alles stand unter der schützenden Weihe des häuslichen Lar. — Für die Reisenden endlich gab es Lares viales, die als Ortsgottheiten die Wege behüteten. — Augustus ersetzte in den compita den *einen* Lar durch deren zwei und fügte ihnen den Genius Augusti hinzu, der nach dem Tode des jeweiligen Kaisers zum Gott erhoben wurde. — Fortan wurden auch im Hause Doppellaren verehrt, zwischen ihnen der Genius des Hausherrn.

S. 195. patella, Schale, Opferschale.

S. 196. Gewöhnlich wurden die Laren beim Hausherd aufgestellt, der in der Kaiserzeit nicht im Speisezimmer stand. (N.)

S. 197. Dieser Satz wäre unverständlich, wenn sich nicht noch einige Notizen gefunden hätten, auf die Schuler bei seinem Vortrage sich zu stützen gedachte. Man fragt sich nämlich, wieso vom Leib eines Substrates die Rede sein könne, wo doch vielmehr der Leib selbst als Substrat, z. B. seiner Hülle, des Kleides usw. bezeichnet werden müßte. Man fragt sich auch, warum das Substrat ausdrücklich ein lebendes Substrat genannt werde. Die Antwort geht aus Schulers Aufzeichnungen hervor. Dort heißt es unter anderem: „Der Leib der Lebenden ist nur die Larve, unter welcher der verklärte Leib der Gewesenen erglüht." Schulers Anschauung ist also ungefähr die: die Speisen, die gegessen werden, sind gleich der Hostie wesensidentisch mit dem Leib der Gewesenen. Er vergleicht daher auch z. B. die Neunzahl der auf den drei Klinien um den Tisch Lagernden mit den neun Schwangerschaftsmonaten und fügt hinzu: „Empfängnis und Geburt der Seelenleuchte".

S. 198. Wie schon bemerkt, hatten sich an jeden *der* sieben Vorträge, die von Schuler im Atelier von Prof. Freytag (Winter 17/18) gehalten wurden, seinem Wunsche gemäß kurze Unterhaltungen angeschlossen, um den Hörern Gelegenheit zu geben, Fragen oder abweichende Meinungen vorzubringen. Eine davon bezieht sich auf die Symbolik des Salzes und lautet: „Als ich diesen Vortrag in München beendet hatte, erhob sich Graf Zech,

der Schwiegersohn des ehemaligen Reichskanzlers von Bethmann-Hollweg, um mir folgende Mitteilung zu machen: Als er im Kriege an der rumänisch-serbischen Grenze in ein Bauernhaus trat, fand er eine Leiche liegen, und hinter der Leiche am Kopfende derselben stand ein Salzfaß, und in dieses fanden sich ebenfalls wie bei der erwähnten mola salsa beim Gastmahl der Römer Körner von Früchten eingestreut. Es ist auch dies nichts andres als das Symbol, daß nunmehr der Tote in die Quintessenz des Lebens eingeht, und es ist dieses Salzfaß dort auch nichts andres als die Andeutung des quintessentiellen Lebens, des Sperma majorum, in das er nunmehr eintaucht."

S. 199. An den Schluß der Ausführungen über die Caena hatte Schuler in einer früheren Vortragsfolge noch die nachstehende Legende angeknüpft, die, wie es heißt, zuerst von dem Schriftsteller Johannes de Beka 1346 erzählt wurde, dann in die belgische Chronik von 1474 überging und ferner unter anderem von Grimm aufgenommen wurde in die „Deutschen Sagen" (No. 495). Die von Albertus Magnus geladenen Gäste sind Wilhelm von Holland, der von 1247—1256 die deutsche Königskrone trug, und sein Gefolge. Das wundersame Ereignis soll sich zugetragen haben im Winter des Jahres 1249, als Wilhelm nach Köln gekommen war, um den hl. drei Königen seine Verehrung zu zollen und an ihrem Grabe Opfer für den neuen Dombau niederzulegen. (N.)

„Ich will meine verehrten Zuhörer nicht entlassen, ohne ihnen eine Fatamorgana, ein glühendes Reflexlicht, einen Sirenenklang der römischen Caena aus später Zeit, von dem ich erzählen hörte, vor Augen zu führen. Als in einer Winternacht der deutsche Mystiker Albertus Magnus seine zu einem Gastmahl geladenen Gäste empfing, führte er sie hinaus vor das Städtchen in den tiefen Schnee und finstere Tannenwälder. Und siehe da, plötzlich an einem entlegenen Orte verbreitete sich um sie das Licht unsichtbarer Lampen, ein Tisch taucht auf, gedeckt mit funkelndem Silbergeschirr und köstlichen Weinen und Speisen, und ringsum stehen Knaben mit Blütenkränzen. In der Wärme, die sich verbreitet, legen die Gäste die Mäntel ab und genießen ein köstliches Mahl. Plötzlich aber erlischt das magische Licht und alles verschwindet, die bekränzten Knaben, die Tafel, das Silbergeschirr. Da suchen sie ihre Mäntel im tiefen Schnee, denn sie stehen frierend in der Finsternis einer eisigen deutschen Winternacht."

Ferner hatten sich an die Caena Romana Fragen geknüpft, auf deren eine anläßlich der Dresdener Wiederholung seiner Vorträge (1918) Schuler eine breit ausführende Antwort erteilte. Da sich die improvisatorische

Fassung nicht zur Wiedergabe eignet, begnügen wir uns mit einer Skizze des Gedankenganges.

Die Frage ist, warum zwar dem römischen Gastmahl, nicht aber dem griechischen Symposion esoterische Bedeutung zukomme. Schuler erklärt das etwa folgendermaßen. Schon durch den Umstand, daß die Caena ursprünglich Familienmahl ist, tritt sie in den Bereich des Ahnenkultes. Die bedienenden Knaben, gewissermaßen „Geburtshelfer" bei der Wiedererweckung der Ahnenseelen, haben fortgewirkt durch die Jahrhunderte und bis hinein in jene christlichen Engelsgestalten, von denen die Kirchen des Barock und Rokoko angefüllt sind. — Das griechische Symposion dagegen ist ein Trinkgelage von Männern, allenfalls von Männern und Hetären, ohne Larenkult, ohne das mystische Salzfaß mit dem „Sperma majorum". Ein auch hier freilich als Mundschenk waltender Knabe, der οἰνοχόος, ist kein Lar, steht aber möglicherweise in erotischer Beziehung zu einem der Teilnehmer; wie denn im Symposion ein Überlebsel des ehemaligen Männerhauses erscheint, dessen ahnenkultliche Bräuche sich aufgelöst haben in Liebesverhältnisse von Person zu Person (und zumal bekanntlich zwischen Männern und Jünglingen).

Wie aus Platons und auch aus Xenophons „Symposion" hervorgeht, bilden allerdings den wichtigsten Gesprächsgegenstand Unterhaltungen über den Eros. Allein diese tragen pädagogisches Gepräge und verfolgen eine „transzendental-idealistische" Richtung; daher imgrunde garnicht Eros, sondern Apollon der Schutzgott der Symposien ist. Symbol für den „Transzendentalismus", für das „Aufsteigen ins Geistige, ist Ganymedes, der vom Adler des Zeus geraubt, nunmehr Oinochoos, Mundschenk des Zeus im Olymp wird ... Hier ist es der Obenstehende, der den Tieferstehenden hinanzieht, hier ist kein Gleichgewicht im Alter, es ist der Ältere gegen den Jüngeren". Gemäß jener stets wiederkehrenden Irreführungstaktik der „Evolution", matriarchale Symbole herüberzunehmen und ins Gegenteil zu verkehren, wird im platonischen „Symposion" die lebensfeindliche, das Leben entlichtende und seine Essenz ins „Jenseits" verbannende Lehre von der zu erstrebenden „Schönheit an sich" (eines Hirngespinstes im Verhältnis zur wirklichen Schönheit!) der mütterlichen Seherin Diotima in den Mund gelegt! Schuler schloß hier folgende Worte an: „Auch unsre Zeit ist zentrifugal-idealistisch gleich der griechischen. Auch unsre Zeit strebt nach den Höhen des Geistes, strebt fort aus der eigentlichen Wirklichkeit. Ich erinnere Sie an die vielen Theosophien unsrer Zeit, an die Hinneigung zu den alten indischen Lehren, die Sie ja

alle kennen und die Sie vielleicht selbst billigen .. Rom ist gegenüber alledem etwas Fremdes, Unbekanntes, von der Urzeit Übriggebliebenes, was sich wieder neu gebildet hat .. Rom ist Urzelle, Rom ist Mutter mit den beiden Zwillingen, und wie die Leuchte, die, auf die Mosaikböden, auf die bunten Wände und Decken fallend, eine glühende buntfarbige Zelle um die bei der Caena Liegenden bildet, so ist Rom nur eine Riesenzelle."

S. 201. Obwohl auch Bachofen in der „Gräbersymbolik" S. 193 f. Schulers Auffassung teilt, muß es als zweifelhaft gelten, ob durch die Besprengung Seneca den Sklaven die Freiheit gab. Wahrscheinlich hat er vielmehr dadurch sich selbst dem Jupiter Liberator geweiht. — Jedenfalls handelt es sich nicht um einen Brauch. (N.)

S. 207. Das Wort cavea wird inbezug auf das römische Theater von den terassenartig aufsteigenden Sitzreihen, dann auch für das Theater selbst gebraucht. (N.)

S. 209. Euripus hieß ursprünglich der 3 m breite Wassergraben, den Cäsar bei der Erneuerung des Zirkus rings um die Arena hatte ziehen lassen, um die Zuschauer bei den Kämpfen gegen wilde Tiere zu schützen. Nachdem Nero den Graben hatte zuschütten lassen, erhielt sich doch der Name und haftete nun an dem von der Spina halb verdeckten Bach, der durch das Zirkustal floß (heute Marrana). Das Bild der Magna Mater stand allerdings in der Kaiserzeit im Mittelpunkt der Spina zur Seite des von Augustus hier aufgerichteten Obelisken aus Heliopolis, und Tertullian (de spectac. 8) sagt daher, daß sie praesidet Euripo. Älter als die erst 204 ante nach Rom gebrachte Magna Mater werden die drei Erntegottheiten Seia, Messia und Tutilina gewesen sein, welche auf der andern Seite der Göttermutter ihr Bild hatten. Denn sie stimmen zu gut zu dem ältesten Gott, der auf dem Boden des Zirkus verehrt wurde: Consus, Herr der geborgenen Frucht, der unterirdisch sein Heiligtum hatte und zu dessen Ehren die ältesten Spiele, das Erntefest der Consualia am 21. August, mit Wettrennen der Arbeitspferde und Maultiere gefeiert wurden. Schon in recht frühe Zeit muß aber auch die Sitte zurückgehen, daß der triumphierende Feldherr, nachdem er auf dem Kapitol seinen Kranz vor dem Bild des Jupiter niedergelegt hatte, an der Spitze des Festzugs in den Zirkus zog, um die Siegesfeier mit großen Spielen zu beenden (als ludi Romani wahrscheinlich seit 366 ante zum ständigen Jahresfest am 15. September geworden). Daher erklärt sich die Beziehung, die Jupiter seinerseits zum Zirkus gewann. Die späte Notitia dignitatum legt diesem Jupiter den Beinamen Arborator bei; aber es ist eine ansprechende, schon von

Preller aufgenommene Vermutung, daß dieser Name aus Liberator verderbt sei, da man sich unter dem „baumzüchtenden Jupiter" nichts Rechtes vorstellen kann, anderseits aber ein Jupiter ähnlichen Sinnes, nämlich Jupiter Libertas, am Hang des anstoßenden Aventin einen alten Tempel hatte und von ihm wieder eine auf dem Aventin verehrte Göttin Libertas, die Schützerin der persönlichen Freiheit des römischen Bürgers, abgespalten war. Die Beziehung des Sol zum Zirkus knüpft an den Obelisken, das uralt ägyptische Sonnensymbol, an. Griechischer Vorstellung entsprechend galten im kaiserlichen Rom die Viergespanne (quadrigae) als seinem besondern Schutz unterstellt, während die ihm beigefügte Mondgöttin (Luna) die Zweigespanne schützte. Daß nach dem Glauben des Volkes die Eier der Spina dem Dioskuren Kastor geweiht waren, berichtet Tertullian (a. a. O.). Sonst sind Dioskurentempel für den Circus Flaminius auf dem Marsfeld und für den Konstantinopolitanischen Zirkus fest überliefert. (N.)

S. 212. In Schulers Manuskript findet sich statt Antiocheia der Name Karthago. Hier liegt ein Schreibfehler oder eine Verwechslung vor. Seine Ausführungen gehen zweifellos zurück auf: *Mommsen*, Römische Geschichte, 8. Aufl. V 461: „Mit welcher Leidenschaft das Publikum in Antiocheia diesem Vergnügen (rauschenden Musikaufführungen, Balletten, Tierhetzen, Fechterspielen im Theater) sich hingab, dafür ist charakteristisch, daß der Überlieferung nach die schwerste Katastrophe, welche in dieser Periode über Antiocheia gekommen ist, die Einnahme durch die Perser im Jahre 260, die Bürger der Stadt im Theater überraschte und von der Höhe des Berges, an welchen dasselbe angelehnt war, die Pfeile in die Reihen der Zuschauer flogen." Es handelt sich um das syrische Antiocheia am Orontes. (N.)

S. 213. Die Bedeutung, die Schuler dem sog. Transitus hinsichtlich der Sklavenbefreiung in Rom beilegt, beruht auf einem Mißverständnis. — Bachofen hat in der „Gräbersymbolik" S. 194 aus römischen Rechtsquellen angeführt: Servi vero a dominis semper manumitti solent: adeo, ut vel in transitu manumittantur, velut cum praetor aut proconsul aut praeses in balneum vel in theatrum eat; deutsch: Die Sklaven pflegen immer von ihren Herren entlassen zu werden, sodaß sie sogar im Vorbeigehen entlassen werden, wie zum Beispiel wenn der Praetor oder Prokonsul oder Praeses ins Bad oder ins Theater geht. — Wie die Digestenstelle aus dem Buch XXXX über die Manumission (große Ausgabe Mommsen S. 615) zeigt, kann es sich bei „transitus" nur um den figürlichen Ausdruck „im Vorbeigehen" oder „nebenher" handeln. Die Stelle spricht auch nicht dafür, daß das Bad ein besonderer Sklavenbefreiungsort war. — Dagegen hat Bachofen S. 193 eine Reihe triftiger Stellen, vor allem eine aus dem Ammianus Marcellinus dafür beigebracht, daß in der Kaiserzeit Sklavenbefreiungen im Zirkus wirklich bisweilen stattfanden. (N.)

Was Schulers so häufig auftretende Symbolik des Transitus überhaupt betrifft, so dürfte sie zusammenhängen mit seiner Auffassung des Sinnes ägyptischer Tempelanlagen, wo das Durchschreiten der Sphinxreihen, Pylonen, Säulengänge sicher symbolische Bedeutung hatte. Diese Auffassung übertrug er allmählich unvermerkt auf Sachverhalte, die wenig oder nichts mit einer Transitussymbolik zu tun haben.

S. 213. Den Gedanken, daß der Blick in die Schaubühne ein Blick in das phasmatisch von neuem sich abspielende Leben der Toten sei, hat Schuler genauer ausgeführt. Es liegen darüber aber nur nachträgliche Notizen vor, die jedoch immerhin eine Wiederherstellung des Wesentlichen ermöglichen.

„Die toten Ahnen sind es, die als Masken auf der Bühne erscheinen. Jedem Theater liegt im Ursprung eine Vision des Totenheeres zugrunde. Wie haben wir uns diese Vision zu denken? Sie hängt aufs engste mit den ‚Wandschauern' zusammen. Von einem Knaben in der Starnberger Gegend wird erzählt, daß er nach dem Betreten einer Kapelle beim Hinstarren auf den Altar nichts von diesem sah, auch nichts von den Mauern. Aber in endlosem Zug zogen auf den Wänden von links nach rechts Gestalten, die er nicht kannte, an ihm vorüber. – Im Zusammenhang mit den Wanderlebnissen mögen Sie auch an die Zeile in Faust II denken: ‚Den Kaiser setzt man grade vor die Wand' (Rittersaal). Wenn wir die telesmatische Leuchte in uns auf die vergangene Menschheit zurückprojizieren, so werden die Bilder des bereits entkörperten Geschehens lebendig in der alten Lebensglut. Die ineinandergeschlungenen Knäuel der Menschengeschicke werden bis in ihre innersten Notwendigkeiten sichtbar. Die Gestalten mit ihren Verkettungen und Schicksalen blühen auf und wandern, einer lebendigen, sich fortbewegenden Wand gleich. Hierher gehören die Worte Goethes in Faust II, kurz vor dem Erscheinen der Helenagestalt:

> Der glühnde Schlüssel rührt die Schale kaum,
> Ein dunstiger Nebel deckt sogleich den Raum;
> Er schleicht sich ein, er wogt nach Wolkenart,
> Gedehnt, geballt, verschränkt, geteilt, gepaart.
> Und nun erkennt ein Geister-Meisterstück!

So wie sie wandeln, machen sie Musik.
Aus luftigen Tönen quillt ein Weißnichtwie,
Indem sie ziehn, wird alles Melodie.
Der Säulenschaft, auch die Triglyphe klingt;
Ich glaube gar, der ganze Tempel singt.
Das Dunstige senkt sich; aus dem leichten Flor
Ein schöner Jüngling tritt im Takt hervor.

Gleichfalls gehören hierher Conrad Ferdinand Meyers letzte Zeilen seines ‚Symposion', wo um die welken Kränze des späten Gelages ‚ein Singen zieht'; es sind in der Tat, wie er sagt, ‚des Todes Schlummerflöten'."

S. 215. Zu dieser gnostischen Ausdeutung der Geburt des Horus bieten ägyptische Mythen und Bildwerke nur entfernte Anklänge. (N.)

S. 215. Aphroditos kommt nach *Pauly-Wissowa* I, 2794f. vor als Eigenname (bei Aristophanes) und als Gottheit, die vornehmlich aus Kypros bekannt ist und dort in Amathus verehrt wurde. Hauptstelle ist Macrobius, Sat. III 8 „In Zypern hat sie ein Bild mit Bart am Körper, aber weiblicher Gewandung, mit Szepter und männlicher Beschaffenheit (natura), und sie glauben, sie sei männlich und weiblich zugleich." Auch was am gleichen Ort Macr. aus dem Atthidographen Philochoros (1. Hälfte des 3. Jhs. ante) zitiert, bezieht man auf diese zyprische Gottheit: „Auch Philochoros versichert in seiner Atthis, sie sei der Mond und die Männer opferten ihr in weiblicher Kleidung, die Frauen aber in männlicher, weil sie für männlich und weiblich gehalten wird." Kurz erwähnt schließlich der Amathusier Paion in einem Fragment seiner „Geschichte von Amathus" den Mythos, daß die Göttin sich auf Kypros in einen Mann verwandelt habe. — In *Rom* entsprach diesem Aphroditos der männliche Venus almus des Laevinus und der pollens deus Venus des Calvus (beide bei Macr. a. a. O. ohne nähere Einzelheiten aufgeführt). (N.)

S. 215. Von Tumbo, einem Bergriesen, weiß man nichts weiter als was die Verse des „Straßburger Blutsegens" (Müllenhoff-Scherer, Denkmäler deutscher Poesie und Prosa aus dem 8.—12. Jh. 3. Ausg. IV 6) über ihn aussagen:

Tumbo saz in berke mit tumbemo kinde enarme
tumb hiez der berch, tumb hiez daz kint:
ter heilego Tumbo uersegene tiusa uunda.

Dagegen könnte man für die *auch* im Geschlechtssinne verstandene Zweipoligkeit hinweisen auf Wodan, der unter anderem den Beinamen *Tweggi*, d. i. der Zwiefache, trägt, und vollends auf den als zwiegeschlechtlich gefaßten Urriesen *Ymir*. Ihm tritt gleichwertig zur Seite der von Tacitus genannte *Tuisto*. Er ist unmittelbar von der Erde (Nerthus) ausgeboren und zwiegeschlechtlich. Aus dem Wafthrudnirlied ersehen wir, wie — völlig entsprechend den Anschauungen Schulers — erst durch eine *Teilung* der hermaphroditischen Urwesen (Thursen) die Geschlechter entstehen:

Knabe und Maid wuchsen dem kühnen Thursen
Unterm Arm vereint . . (N.)

(Man vergleiche hierzu *Ninck*, Wodan und germanischer Schicksalsglaube, S. 144; ferner von demselben, Götter und Jenseitsglauben der Germanen, S. 153f.; beide Eugen Diederichs Verlag, Jena, 1935 und 1937.)

S. 217. Erst mit einiger Mühe gelang es, *den* deutschen Forscher aufzufinden, der nach Schuler „unter der semitischen Aschenkruste" der weltbekannten Deukalion- und Pyrrhasage den „Deukalionknaben" ans Licht gebracht haben soll. Diese Annahme geht zurück auf *Useners* Werk „Die Sintflutsagen" (1899). Unser Mitarbeiter gibt von dem darin enthaltenen Kapitel „Deukalion" S. 51ff. nachstehende Zusammenfassung der Hauptzüge.

„Die Nachkommen des Deukalion werden griechisch bezeichnet als Δευκαλίωνες oder Δευκαλίδαι. Aus der Nebenform Deukalidai schließt Usener, daß der Ahn ursprünglich Δεύκαλος geheißen habe und, daß hieraus erst durch den Vorgang formaler Wucherung die zur Alleinherrschaft gelangte vollere Form erwachsen ist" (S. 66). Diesen Deukalos erklärt er als ‚Zeusknäblein' (in Böotien und Sparta wurde nachweislich Deus für Zeus gesprochen. -kalos findet sich als Diminutivendung, mit Zusammenziehung -klos; so heißt ein Vertreter eines alten messenischen Schergeschlechtes Mantiklos, ein Wort, das Usener als ‚kleiner Seher' deutet). Wörtlich wäre besser zu übersetzen ‚Zeuschen'. — Usener weist nun zunächst nach, daß Deukalion mehrerenorts nahe Verbindung zu Zeus hat, ja vielleicht teilweise als Zeushypostase betrachtet werden kann. Besonders scheint ihm dafür zu sprechen, daß Deukalion nach athenischer Sage, vom Parnaß durch die Regengüsse vertrieben, nach Athen unter König Kranaos gekommen sei und dort nach reichen Opfern für seine Rettung den Tempel des Olympischen Zeus erbaut habe, in dessen nächster Nähe auch das Grab des Deukalion gezeigt wurde, welches im griechischen Festkalender eine große Rolle spielt. Der Sinn des Deukalionmythos wäre dann die Geburt des Lichts, d. h. des Zeuskindes, entsprechend den kretischen Sagen von der Geburt des Zeus oder der Mythe vom Weihnachtskind." (N.)

S. 219. Die sprachwissenschaftlichen Bemerkungen über puer, puerulo und puella sind nicht ganz zutreffend. puella ist lediglich die Verkleinerungsform des altlat. puera = Mädchen. (N.)

S. 221. Die aus einer früheren Vortragsfolge in den endgültigen Text wieder aufgenommene Ehrung *Bachofens* darf nicht ohne ergänzenden Zusatz bleiben. So sehr aus dem neueren Schrifttum Bachofens Hauptwerke an Bedeutung für Schulers Gnosis alles andre überragten, so sehr doch lehnte er deren apollinische und christliche Züge aufs entschiedenste ab. Er fühle sich, äußerte er in einer jener den Vorträgen nachfolgenden Unterhaltungen als „ultimus paganorum" und wolle nicht mit denen verwechselt werden, die — wie leider auch Bachofen — in der einen Hand die Geheimnisse des Uranos, in der andern das — Gebetbuch darböten. Vgl. „Einführung".

S. 225. Genauer verhält es sich so: in den Kult des Liber, der in Rom längst heimisch war, ließ Cäsar zum erstenmal das orgiastische Element östlicher Dionysoskulte einströmen. (N.)

S. 229. Der Satz „Je intensiver das römische Haus sich entwickelt usw." weist Entstellungen auf, die ohne die folgenden Sätze irreführen könnten. Er lautet bei Schuler wörtlich: „Je intensiver das römische Haus sich entwickelt, je mehr sich kosmische Kräfte entwickeln, umso wahrscheinlicher ist es, daß der Quintessenz nahes Leben sich bildet, daß das Haus physisch zum Erlöschen kommt und so das reale Haus überdauert."

S. 233. Angesichts der außerordentlichen Bedeutung, die der innere Zwiespalt des Cäsarismus für die Aufhellung seines Wesens hat, sei hier der Brief zum Abdruck gebracht, den unter der Aufschrift „Innere Widersprüche des Cäsarismus" im Februar 1915 der *Herausgeber* an Schuler gerichtet hat. Der Text wurde von diesem in jene erste dreiteilige Vortragsfolge wörtlich aufgenommen, in den späteren Vortragsfolgen aber fortgelassen und das mit Recht. Denn man erkennt ohne weiteres, daß Schulers Auffassung des Cäsarismus mit der des nachstehenden Textes sich teilweise *nicht* mehr decken kann.

„Von den inneren Widersprüchen des Cäsarismus wiederhole ich zunächst denjenigen, der schon auf meinem vorigen Dispositionsentwurf Platz fand. Der Cäsar wird gedacht als Träger und Wiederbringer des Urlebens. Als solcher nun wäre er selber Totenleuchte oder doch deren Hermes und Abgesandter. Er *ist* aber tatsächlich eine mit Willen, Geist und Charakter begabte *Einzelperson*, wenn auch, wie man annehmen darf, von übergewöhnlicher Macht des Innenlebens und begabt mit retrospektiver Anschlußfähigkeit von mehr als gemeinmenschlicher Stärke. Es liegt im Wesen der Personschaft, immer nur zeitweise und vorübergehend dämonisierbar zu sein, alsdann aber wieder zurückzufallen in den Zustand des Wollens und Handelns. Es liegt auch in ihrem Wesen, den retrospektiven Anschluß ganz verlieren zu können, ihrer ‚Sendung' untreu zu werden und an deren Stelle das egoistische Streben zu setzen. — Hierzu kommt noch, was ich ebenfalls schon erwähnte, daß um dieses Elementes willen der Cäsarismus zu einem *Gegenstand menschlichen Strebens* wird, sich also in einer ganzen Nachfolgerreihe fortwährend erneuert und zu unablässigen Prätendentenkämpfen führt, was mit einer Wiederbringung des Urlebens offenbar in völligem Widerspruch steht. Der sogenannte Deukalionknabe würde, wenn er wirklich jenes Leben zurückgebracht hätte, ins Dunkel seiner Herkunft zurücktauchen, nicht dagegen in einer Reihe von Deukalionen sich fortzusetzen trachten und sozusagen einen Deukalionismus (analog Cäsarismus) begründen. — All diese Widersprüche also ergeben sich aus dem Umstande, daß im Cäsar Urimpulse *Bewußtsein* und *Wille* wurden.

So sehr dies aber auch Gründe des Scheiterns sind (im Hinblick nämlich auf den zwiespältigen Geisteszustand), so wenig reichen sie hin, die Perversionen zu erklären, denen zufolge sich die Cäsaren mit Mordhandlungen gegen die Symbole des eigenen Innern kehren. Die Ursachen davon sind mir teilweise noch ganz unerfaßlich, teilweise aber erblicke ich sie in folgendem.

Ich habe den bestimmten Eindruck, daß der typische Cäsar zwar Urleben, will sagen Totenleuchte, *in* sich trägt, aber mindestens relativ des Zusammenhanges mit dem Lebens*ganzen* verlustig ging. Er erscheint mir als ein in sich selbst kreisender, vom Universum mehr oder minder *abgeschnürter* Lebensball. Wie er das Gladiatorenblut in der Arena „abfängt", so ist in ihm selber Lebensessenz „abgefangen", unvermögend, sich wieder zu entmischen und dem Saugen und Aufnehmen ein gleichgewogenes Verströmen hinzuzugesellen. *So schwankt er beständig zwischen kosmischer Preisgebung und dämonischem Eigenwillen*, und seine *Alliebe* ist fortwährend in Gefahr, umzuschlagen in *Allverschlingungsdrang*. Macht man diese Annahme, so folgt daraus, daß er in Wahrheit das Totenreich garnicht wiederbringen kann, sondern stattdessen eigentlich *sich selber* bringt. Obwohl mit dem Besten seines Innern der Urwelt entstammend, doch unfähig, den Gamos mit ihr zu vollziehen, der ihn allein erst ewiger Wiedergeburt zurückgäbe, muß er die Welt um sich her für ein bloßes Schattenspiel, für

nichts als den Reflex seines eigenen Innern achten und freilich Larven zu schaffen streben, nicht so sehr, damit Totenleuchte lebendig werde, als damit *er als einziges ens essentiale* übrigbleibe.

Hieraus würde nun auch schon einigermaßen verständlich werden, warum er die Muttersymbole und die heilige Trias bekämpft. Die Mutter nämlich ist nach meinem Dafürhalten Symbol zwar auch des Totenreiches als solchen, noch mehr aber der *Verbindung* dieses Reiches mit dem der Lebenden. Um mich Ihrer Terminologie zu bedienen, so bildet eine Polarität auch das materialisierte mit dem immaterialisierten Leben, und was beide im Urzustande zum Ganzen knüpft, ist die Mater: auch in diesem Sinne steht Helle zwischen Kastor und Polydeukes! Der Cäsar, indem er sich selbst an die Stelle der Toten setzt, muß instinktiv das Band zu zerreißen trachten, das die Larvenscharen der Lebenden mit jenen verbindet, er muß also Krieg führen mit der Mutter. An die Stelle der triadischen Monas will er die *absolute Monas* setzen, die er selber ist. Mutterlos geworden aber stirbt die Dyas wie ohne sie die Mutter. — Man könnte den Cäsar einen umgekehrten Luzifer nennen. Wie Luzifer, obwohl geistiger Wesenheit, dennoch vom Himmel der Geister abgeschnürt ist, so hat der Cäsar, obwohl selber von essentiellem Leben erfüllt, doch den Zusammenhang mit dessen Totalität verloren."

S. 233. Obschon beide Wörter vestis und griech. asty auf eine ähnliche Sprachwurzel zurückführen, werden die Wurzeln von den heutigen Sprachforschern doch auseinandergehalten. (N.)

S. 235. Ganz ähnlich äußert sich in seinem Werke „Die Sage von Tanaquil" (Heidelberg, 1870) S. XXXIII *Bachofen*: „Die Vernichtung der asiatischen Elemente ist die Bedingung erst seines (d. i. des römischen Volkes) Daseins, dann seiner Macht, meist von beidem zugleich. Daher jene beispiellose Wut, mit welcher alles, was dem neuen Gedanken sich nicht assimilieren läßt, von der Erde weggefegt wird, und jene ebenso ungewöhnliche Zähigkeit und Ausdauer, die, stets auf dasselbe Ziel gerichtet, keine halben Mittel und halben Lösungen kennt. Nichts vermag Porsennas zeitweiliger Erfolg. Er führt weder die Tarquinier zurück noch gelingt es ihm, Rom zu der Bedeutungslosigkeit eines friedlichen Handels- und Gewerbesitzes herabzudrücken. Wie Alba verschwunden, so fällt Veii, eine Lukomonie nach der andern, in immer weiteren Kreisen jeder Träger des Asiatentums, die durch ihre Nähe doppelt gefährliche üppige Capua, die uns lehrt, mit welcher Verachtung die Geschichte über alle auf Reichtum, Kunst und Verfeinerung der Genüsse stolze Gemeinwesen hinwegschreitet, in *einem*

Jahre die aphroditische Korinth, zweier Welten Vermittlerin, und die phönikische Karthago."

S. 236. Hierzu fand sich auf einem andern Blatte folgende Notiz: „Vierzehnhundert Athener wurden hingerichtet in dieser Stoa poikile von den dreißig Tyrannen, worauf die Stoa poikile ein Jahrhundert als Ort des Fluches und des Schreckens und schlimmer Omina leer stand, gemieden von den Athenern, die kaum einen scheuen Blick hinwarfen. Diesen Ort des Schreckens hat Zenon gewählt, seine Stoa zu begründen."

S. 238. Herakles raubt dem Acheloos das Horn, dem Pluto dagegen den Kerberos. (N.)

S. 242. Schulers Übertragung des Satzes „Annorum squalida mater etc." ist sehr frei. Wörtlich würde es lauten „Die schmutzstarrende Mutter der Jahre, die Höhle des ungeheuren Luftkreises, welche in ihrem weiten Schoß die Zeiten darreicht, hervorbringt und zurückruft." (N.)

S. 248. Nach dem Satze des Ps.-Sextus Aurelius Victor „Augustus inter duodecim catamitos etc." fand sich eine von Schuler später eingeklammerte Einschiebung, welche lautet: „Ich werde im Augenblick mit diesen Gedanken fortfahren und möchte Ihnen nur noch als Ergänzung zu dem damals Gesagten des römischen Serails etwas mitteilen, was jetzt sicher interessieren wird, nämlich was Gaius Gracchus, den ich als Cäsar in nuce Ihnen vorgeführt habe, sagt. Wir haben nur wenige Stellen der Reden des C. Gracchus. Allein in einer dieser Reden spricht er merkwürdigerweise dies aus: ‚Niemals hat in Sizilien ein Freudenmädchen den Fuß über meine Schwelle gesetzt, niemals habe ich einen Sklaven um einen Dienst gebeten, und wenn ich so mit den Inselbewohnern verfahren bin, könnt Ihr Euch denken, wie und von welchem Charakter meine Beziehungen zu den Knaben und Mädchen Eurer Häuser — nämlich der römischen Häuser — gewesen sind.' In diesem Satze ist etwas sehr interessant. Einmal sieht man, daß die späteren sittlichen Anwürfe auf diesem Gebiet, denen die römischen Kaiser vielleicht mit mehr Recht ausgesetzt waren als Gaius Gracchus, aber sicher nicht in dem Umfange, wie die Geschichtsschreiber dies tun, daß solche auch schon Gaius Gracchus empfinden mußte; und andrerseits, daß er zugibt, daß doch starke Beziehungen zu den beiden Komplexen, dem Knabenkomplex einerseits, dem Mädchenkomplex andrerseits sich auch in seinem Seelenleben und in seinem Privatleben finden. Ich wähne, daß schon bei dem ersten Caesar in nuce, bei Gaius Gracchus, in dunklen Umrissen das Knaben- und Mädchenhaus sich bildet, das dann Augustus

offiziell gemacht hat." — Eine besondere Beziehung des C. Gracchus zum Knaben- und Mädchenhaus ist nun freilich für den unbefangenen Leser aus jenen Sätzen des Gracchus *nicht* ersichtlich.

S. 250. Die Ableitung des Namens Augustus von avis gustus ist eine volksetymologische Spielerei. In Wahrheit heißt das vom Verbum augeo herkommende Adjektiv augustus, aus dem der Cäsar Oktavian seinen Beinamen gewann, so viel wie heilig, geweiht, ehrwürdig, majestätisch, erhaben. Die von Schuler berührte Stelle des Sueton lautet (in der Übertragung von Adolf Stahr): „Später nahm er den Beinamen Cäsar und dann den Beinamen *Augustus* an, den ersteren zufolge testamentarischer Verfügung seines Großoheims, den letzteren nach dem Antrage des Senators Munatius Plancus, da gegen den Vorschlag einiger, daß er gleichsam als zweiter Erbauer Roms den Namen Romulus führen müsse, die Ansicht durchdrang, ihn vielmehr Augustus zu nennen, da dieser Name nicht nur ein völlig neuer, sondern auch ein ungleich erhabenerer sei, weil ja auch die heiligen Orte, an welchen von den Auguren eine Weihezeremonie vorgenommen wird, *„geweihte*" (augusta) heißen, von dem Worte „Glücksfülle" (auctus) oder von dem Gehaben oder Fressen der Vögel (avium gestus gustusve), wie auch Ennius lehrt in den Worten: Augusto augurio postquam inclyta condita Roma est (Als das erhabene Rom mit geweihtem Augurium erbaut war)."

S. 254. Zur „vergifteten Feige" der Livia teilt der Mitarbeiter des Herausgebers mit: „Cassius Dio 56, 30, 1—3 schreibt zum Jahr 14: ‚Livia schöpfte Verdacht von seinem Tod (des Augustus), als er heimlich zu Agrippa (Postumus) auf die Insel fuhr, und sie glaubte, er werde sich ganz mit ihm aussöhnen. Wie man sagt, fürchtete sie, er möchte ihn zum Alleinherrscher machen, und bestrich deshalb Feigen, die noch am Baume waren und die sich Augustus eigenhändig zu brechen pflegte, mit Gift, aß selber die unbestrichenen und reichte jenem die vergifteten. Sei es nun davon oder sei es anderswoher entkräftet, rief Augustus die Freunde zusammen . .' Tacitus, ann. I 5 spielt auf so etwas an, ohne sich genauer auszudrücken. Die neueren Historiker sind Dio nicht beigetreten." (N.)

S. 255. Hinter dem Satz, der mit den Worten endet „ein Urteil über das vulkanische Prinzip" findet sich bei Schuler noch das folgende, in der Konstruktion schwer verständliche Einschiebsel: „Denn Nero war nach Übereinstimmung der Wissenden, voran des apokalyptischen Johannes, der seine Wiederkehr verkündete, wenn der hinter 666 sich bergende Name ins Fleisch tritt (oder in andrer Sprache und Prophezeiung geredet: wenn

des Dritten Blut in Agrippinas Lampe sich mit dem Mordblut beider sie versöhnend eint)."

S. 255. Bei den Worten „Der Stoiker Seneca ist Neros Erzieher usw." findet sich die Randbemerkung: „Erste Handlung der Stoa: Cäsars Ermordung".

S. 256. Hinsichtlich der „Proselytin des Tors" („Tor" nicht zu verwechseln mit dem jüdischen Gesetzbuch, Thora genannt!) hat der Mitarbeiter des Herausgebers anhand des Werkes *A. Hauck*, Realenzyklopädie für protestantische Theologie und Kirche, 3. Aufl. 1905 Bd. 16, 115ff., folgendes ermittelt. Es handelt sich dabei um eine Verwechslung spätmittelalterlicher Rabbiner, die bei neueren Autoren Aufnahme fand, bis sie von Schürer richtiggestellt wurde. Für die landfremden Niedergelassenen im Lande Israel, Ger Toschab „Fremde in Israel" genannt, setzten die Rabbiner zu Unrecht die Bezeichnung Ger scha'ar als gleichbedeutend ein, die auf die biblische Wendung „Dein Fremdling, der in deinen Toren ist" (Exod. 20, 10; Deut. 5, 14 und anderswo, wahrscheinlich weil die Fremden ursprünglich in der Nähe der Tore angesiedelt waren) zurückführt. Sie verwechselten dann weiter diese Proselyten im alten Sinne („Zugezogene") mit den Proselyten der hellenistischen Zeit (nach Untergang des jüdischen Volkes), die etwas ganz andres waren, nämlich zum jüdischen Glauben Übergetretene (ohne rechtlich-politischen, nur noch im religiösen Sinn des Wortes). Offenbar nach Psalm 118, 19 „Öffnet mir die Pforten der Gerechtigkeit" unterschieden sie an diesen späten Proselyten wiederum Ger scha'ar „Proselyten des Tors" ohne Beschneidung, die nur gleichsam in den Vorhof der jüdischen Lehre eingedrungen waren, und solche „der Gerechtigkeit", die mit der Beschneidung die ganze jüdische Lehre annahmen. (N.)

S. 258. Ganz ähnlich äußert in seiner „Sage von Tanaquil" S. 341 Bachofen: „Neros Haupt erschien am Morgen seiner Geburt von Sonnenstrahlen umgeben. Seinen Fall aber verkündet der Tod von Livias weißen Hühnern."

S. 258. Der Ausspruch „Nerva tantum fuit minister usw." findet seine Ergänzung und Bestätigung durch C. Plinius, Panegyricus 7, 4: Nulla adoptati cum eo, qui adoptabat, cognatio, nulla necessitudo, nisi quod uterque optimus erat, dignusque alter eligi, alter eligere, d. i.: Zwischen dem Adoptierten und dem, der ihn adoptierte, war keine Verwandtschaft, kein Sippenband, außer daß beide die Besten waren und würdig der eine, gewählt zu werden, der andre aber, zu wählen. (N.)

S. 259. Anspielung auf die Verschwörungen der vier Konsulare Cornelius Palma, Publilius Celsus, Avidius Nigrinus, Lusius Quietus, die der Senat übrigens eigenmächtig hinrichten ließ. (N.)

S. 260. Zu der Antinous-Stelle findet sich noch folgende abschließende Notiz: „Die Kunst des erlöschenden Heidentums hat über die Gestalt dieses düstersinnlichen, abwärts blickenden Jünglings ihr letztes, süßestes Abend- und Alpenglühen gegossen. Er ist der Knabe der Heimkehr in die Nächte der Carceres. Wann wird Stern und Körper sich aufs neue vermählen?"

S. 262. Da in diesem und den beiden folgenden Abschnitten vor dem geistigen Auge des Lesers die von Schuler gesprächsweise oft so genannten „Konglobationen" erscheinen, insbesondere prachtvolle Ballungen aus symbolischer Betrachtungsweise und zahlreichen Tatsachen, welche die Kenntnis fernliegender geschichtlicher Ereignisse voraussetzen, seien zur Erleichterung für solche Leser, die nicht Historiker sind, in äußerster Kürze einige Daten gegeben.

Im Jahre 193 unsrer Zeitrechnung hat der Afrikaner *L. Septimius Severus* unter heftigen Prätendentenkämpfen den römischen Kaiserthron bestiegen. Seine Gemahlin, die schöne und kluge *Julia Domna* aus Emesa, schenkt ihm zwei Söhne: *Antoninus Caracalla* und *Geta*.

Septimius Severus — — — — —Julia Domna

Caracalla Geta

Nach dem Tode des Septimius Severus zu Eburacum (York) in Britannien (211) kommt Caracalla, schauerlichen Angedenkens, zur Regierung. — Kaum wieder in Rom, läßt er von Zenturionen seinen Bruder Geta in Gegenwart seiner Mutter ermorden. Geta stirbt in den Armen der Mutter, die dabei an der Hand verwundet wird. Caracalla widmet im Tempel des Serapis dem Gotte das Schwert, mit dem er seinen Bruder ermordet zu haben sich rühmt, und läßt darauf den Geta vergöttlichen: „Sit divus, dum non sit vivus!", wird aber 217 auf einem Feldzuge gegen die Parther umgebracht von seinem Präfekten *Macrinus*, der nunmehr seinen Sohn zum Kaiser erhebt. Julia Domna — bekanntlich Veranlasserin des halbreligiösen Tendenzromans „Apollonius von Tyana" von Philostratos — entschließt sich, den Tod ihres zweiten Sohnes nicht zu überleben, und tötet sich selbst.

Julia Maesa, die Schwester der Julia Domna, zieht sich mit ihren beiden Töchtern *Soaemias* und *Mamaea* aus Antiochia nach Emesa zurück, in deren Nähe ein Heeresteil des Macrinus lagert. Bassianus, der Sohn der Soaemias,

fast noch im Knabenalter Oberpriester des syrischen Sonnengottes *Elagabal* (gräzisiert Heliogabalus) geworden und dem Brauche gemäß mit dessen Namen benannt, erregt im Sonnentempel die Bewunderung der Soldaten des Macrinus, wird, nachdem sich auf Anstiften der Maesa die Kunde verbreitet hat, er sei der natürliche Sohn Caracallas, von ihnen zum Kaiser ausgerufen und nimmt als solcher den Namen Marcus Aurelius Antoninus an. Die Schlacht mit Macrinus, in der Elagabal, der Vierzehnjährige (!), sich auszeichnet, entscheidet gegen Macrinus, der wenige Tage später samt seinem Sohn getötet wird.

Daß Elagabal den konischen Aerolithen und dessen Kult nach Rom verpflanzte, wurde früher gesagt. Maesa veranlaßt ihn, ihren andern Enkel, den Sohn ihrer Tochter Mamaea, namens Alexander, zu adoptieren, d. h. ihm den Titel eines Cäsar zu verleihen. Bald indes wird Elagabal auf seinen sittenreinen Vetter, dem Volk und Soldaten huldigen, außerordentlich eifersüchtig und will ihn töten lassen, was jedoch mißlingt. Er setzt ihn ab, muß ihn aber wieder einsetzen auf Befehl der empörten Praetorianer. Dessenungeachtet kommt es alsbald zum Bruch, und er wird von diesen niedergemacht, wobei auch seine Mutter Soaemias den Tod findet.

Julia Maesa Schwester der Julia Domna

Julia Maesa

Soaemias Mamaea

M. Aur. Antoninus-Elagabal Alexander Severus

Alexander Severus ist, als er 222 den Thron besteigt, erst dreizehn Jahre alt. Die Regierung liegt also zunächst in den Händen seiner Mutter Mamaea und eines weisen Ratgebers, des Gardepräfekten Ulpianus. Seine musterbildliche Lebensführung und sein Gerechtigkeitssinn bedeuten trotz wiederholten Aufständen der Grenzvölker für Rom und die Provinzen eine verhältnismäßige Glückszeit von dreizehn Jahren. Aber die verwilderten Prätorianer, die ihn erhoben haben, grollen ihm später um seiner Mannszucht willen, und so fällt er bei seinem Zuge gegen aufständische Germanenstämme samt seiner Mutter Mamaea am 19. März 235 einer Meuterei der Soldaten zum Opfer.

S. 265. Inbetreff des Philosophen Kanonaris vergleiche man: *Jakob Burckhardt*, Die Zeit Constantins des Großen, 3. Aufl., S. 447. (N.)

S. 266. Am Schluß des Abschnittes „Im Zeichen des Abendrots" hatte

Schuler in der zweiten und vorletzten Vortragsfolge noch nachstehende Sätze hinzugefügt, die er in der letzten von 1922 (wie übrigens viele ähnliche Stellen) fortließ, gemäß seiner inzwischen gesunkenen Zukunftszuversicht: „Hier enden meine Betrachtungen über das Imperium Romanum. Die Zeit wird kommen, da der Name in Fleisch tritt, das Geheimnis der Lampe sich erfüllt und Nero auf dem Gespanne des Helios über dem Neubruch dampfenden Ackerlandes als die alte Seelenröte heraufzieht."

S. 266. Otto II., Sohn Ottos I. und seiner Gemahlin *Adelheid* (Witwe Lothars III.), bereits 967 zum Kaiser gekrönt, wird siebzehnjährig (972) mit *Theophano* vermählt, der sechzehnjährigen Nichte des byzantinischen Kaisers Tzimisces. Adelheid und Theophano, beide um den entscheidenden Einfluß auf den jungen Herrscher bemüht und dadurch wiederholt miteinander entzweit, vereinen sich zu gemeinsamem Ziel, als nach seinem unglücklichen Feldzuge gegen die süditalischen Sarazenen Otto II. 983, knapp achtundzwanzig Jahre alt, einem bösen Fieber zum Opfer gefallen ist. Unterstützt von Willigis, dem Erzbischof von Mainz, wissen sie dem erst dreijährigen Sohn des Kaisers Krone und Reich zu erhalten. Theophano, in byzantinischer Hochkultur aufgewachsen und eine ausgesprochene Herrscherpersönlichkeit, stirbt schon 991 im Alter von dreißig Jahren. *Otto III.* 996, d. i. mit fünfzehn Jahren, mündig geworden, unternimmt sofort einen Zug nach Italien, ernennt seinen vierundzwanzigjährigen Freund und Verwandten Bruno, einen Deutschen, zum Papst, der den Namen Gregor V. annimmt, und wird von diesem am 21. Mai in Rom zum Kaiser gekrönt. Nach dem Tode Gregors setzt er seinen Lehrer, den hochgelehrten Gerbert, als Sylvester II. zum Papste ein. Wie man weiß, trägt sich der byzantinisch-germanische Jüngling mit dem Gedanken, das alte Römerreich wiederherzustellen, das „goldene Rom" neuerdings zum Mittelpunkt der Welt zu machen, und steht solcherart selbst im Zentrum der ersten großen Renaissancewelle Europas. Ihm gesinnungsverwandt ist außer den Willigis, Gerbert usw. zumal seine Vaterschwester *Mathilde*, deren Tod in Quedlinburg 999 zeitlich zusammenfällt mit dem Tode seiner Großmutter Adelheid. Im Jahre darauf unternimmt er die berühmte Reise nach Aachen und steigt in die geöffnete Gruft Karls des Großen hinab. Er stirbt noch nicht zweiundzwanzig Jahre alt 1002 in der Burg Paterno am Sorakte auf seinem dritten Römerzug.

S. 268. Der griechische Vers ist ein Trimeter aus der Antigone des Soph. V. 1293. So sagt der Chor, als Eurydikes Leiche samt dem Gemach, in welchem sie sich umgebracht hat, sichtbar wird. (N.)